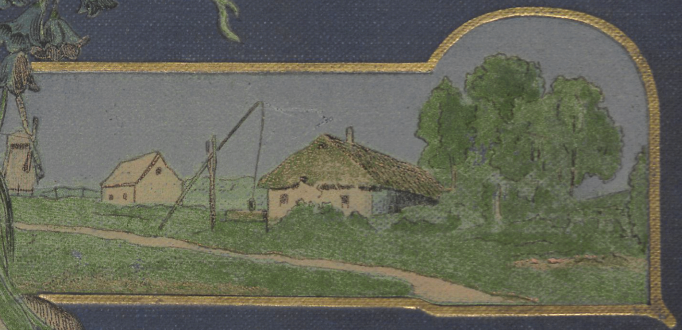
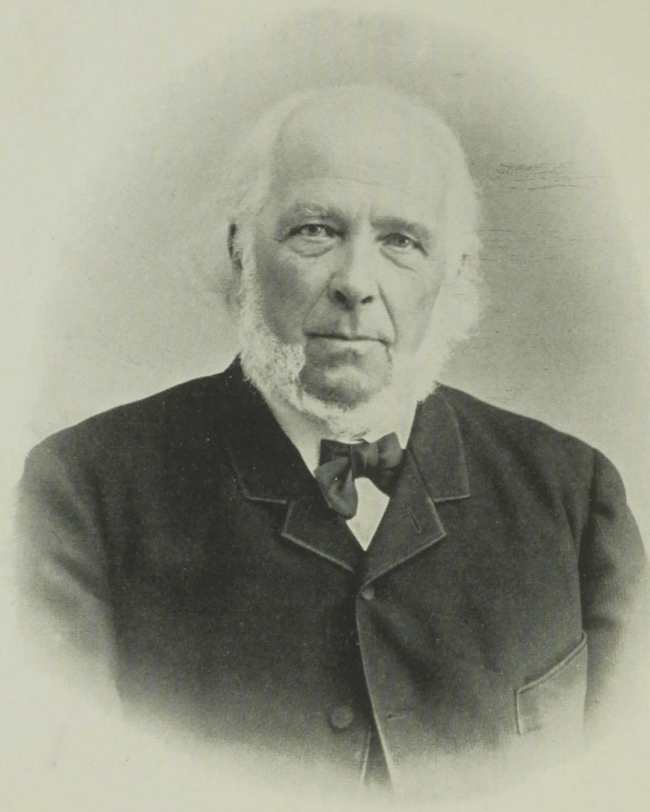
Heimatstimmen

Ein baltisches Jahrbuch.

II. Jahrgang.





Als die Barbaren sind sie,
wie sie waren!

Adolf Hettinger

Heimatstimmen.

Ein baltisches Jahrbuch

(mit Illustrationen).

Herausgegeben

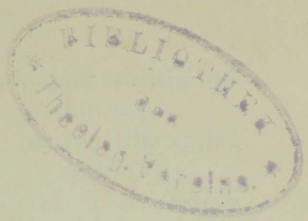
von

Carl Hunnius und Viktor Wittrock.

II. Jahrgang.

3H391

Reval.
Franz Kluges Verlag.
1906.



Inhalt.

Seite

Vorwort.

Das Heimatlied von Christoph Mickwitz-Reval 1

An Schiller. Gedicht von Eberhard Kraus-Königsberg . . . 3

Haus und Heimat von † Professor D. Alexander v. Oettingen-Dorpat (mit 2 Abbildungen) 5

Daheim. Gedicht von Carl Hunnius 46

Johannisfeuer. Altlivländische Skizze von Eberhard Kraus-Königsberg 48

Wendens Opfertod. Gedicht von John Siebert-Minsk . . . 56

Schloß Rathshof und die Galerie Liphart von Alfred Graß (mit Abbildungen) 58

Zwei Gedichte von Maurice von Stern-Linz a. d. Donau:

Psyches Heimkehr 101

Christus und die Meduse 101

Frau Caritas. Eine Novelle von Eugen Bergmann-Smilten 103

Drei Gedichte von Mia Holm-San Remo:

Als ich zu sterben meinte 155

Urgeist Gott 155

Großmutterlied 156

Theodor Hermann Pantenius von Karl Arnold (mit Abbild.) 157

An der Aa. Gedicht von Karl Worms-Mitau 190

Pflanzenleben, Florengeschichte und Vegetationsbilder unserer Heimat von K. R. Kupfer (mit Abbildungen) 192

Zwei Gedichte von Viktor Günther-St. Petersburg:

Sehnsucht 236

Heimwärts 237

Ausgenutzte Augenblicke von Professor Dr. Wilhelm Ostwald-Leipzig 239

Seite

Das gläserne Fräulein. Gedicht von Karl Manfred Kyber-Charlottenburg 248

Julius Otto Grimm. Ein Künstlerleben und -Schaffen von Carl Hunnius 249

Gedichte von Eberhard Kraus-Königsberg:

1. Fuchsjagd 288
2. Goldingen 288
3. Reval 289

Zwölf Jahre 289

An den Rhein. Gedicht von Nikolai von Wilm-Wiesbaden . 291

Aus dem Notizbuch eines Einsiedlers von Maurice von Stern-Linz a. d. Donau 293

Kellermärchen von Karl Manfred Kyber-Charlottenburg . . 308

Eine Dichterliebe von Arthur Luther-Moskau 316

Drei Gedichte von Rudolf Seuberlich-Riga:

1. Meine Gedanken 337
2. Dort drüben 338
3. Jürri Torupill's drei Prauten 338

Über fleischlose Diät. Ein Beitrag zur Ernährungstheorie von Heinrich Höhne-Riga 342

Gedichte aus dem Nachlaß von Dr. Schultz-Bertram:

An mein Wreind, was is Err von Offmakler in tas Petterpurch, was war neilich krank 348

Eine Fußwanderung an Estlands Gestaden von Viktor Wittrock-Dorpat (mit Abbildungen): 350

Narva und Kränholm 352
Der Strand von Hungerburg bis Sackhof 362
Port Kunda und Wesenburg 388
Von Lodensee über Schloß Fall und Strandhof nach Reval 406
Auf Ausflügen in die Umgegend Revals 421

An die Leser.

Als der Druck des vorliegenden Zweiten Jahrgangs der **„Heimatstimmen“** seinen Anfang nahm, hofften Herausgeber und Verleger bestimmt, den fertigen Band im November 1905 den Lesern vorlegen zu können. Die Ereignisse, welche das letzte Viertel des verflossenen Jahres kennzeichneten, haben diese Hoffnung vereitelt. Schon der Eisenbahnstreik im Oktober brachte eine arge Störung, da er die Verbindung zwischen den Herausgebern und dem Druckort für längere Zeit unterbrach, was die notwendigen Korrekturarbeiten hinderte; der bald darauf ausbrechende Streik der Post machte die Vollendung des nahezu fertiggestellten Werks zum vorgesetzten Termin endgültig unmöglich. — Als endlich der letzte Druckbogen die Presse verließ, waren jene Dezembertage angebrochen, welche über unsere Heimat schwereres Unheil brachten, als ein auf ihren Gefilden ausgekämpfter Krieg es vermocht hätte. So liegt der zweite Jahrgang der „Heimatstimmen“ bereits seit Anfang Dezember 1905 abgeschlossen vor, und nur die Ungunst der Zeit hat ihn bisher verhindert an die Öffentlichkeit zu treten. Dies möge auch als Erklärung dafür dienen, daß die Ereignisse des Dezembers auf seinen Blättern keine Erwähnung gefunden haben.

Seit jenen Tagen der Drangsal sind nur wenige Wochen verstrichen, und es erscheint vielleicht vermessen, wenn heute schon die „Heimatstimmen“ sich Gehör erbitten, wo die Schrecken der jüngsten Vergangenheit noch in frischer Erinnerung sind, und schwere Sorgen den Ausblick in die Zukunft trüben. — Trotzdem hoffen sie zuversichtlich auf freundliche Aufnahme; mag auch

die Freude an der Heimat, welche ein Losungswort dieser Blätter bilden soll, zeitweilig verdunkelt sein, in der Liebe zur Heimat wissen sich die „Heimatstimmen“ mit ihren Lesern ebenso eins, wie im Bewußtsein der Existenzberechtigung, ja der Existenznotwendigkeit des baltischen Deutschtums. Und in dieser Überzeugung begrüßen sie ihre Leser, die sie in diesem Jahr besonders auch unter den teilnehmenden Freunden im deutschen Mutterlande zu finden hoffen, mit den Worten des Dichters, dessen herrliches „Heimatlied“ diesen Band einleitet:

Doch was wir sind, wir wollen's nicht vergessen:
Wir tragen hohes geist'ges Gut zu Lehn,
Und was die Väter stolz und stark besessen,
Soll auch den Enkeln nicht verloren gehn!
So laßt auch diese Blätter Zeugnis geben
Von uns und unserem geist'gen Recht, zu leben.

Reval, im März 1906.

Der Verlag der „Heimatstimmen“:
Franz Kluge.
(Leipzig: **Rud. Hartmann.**)

Druckfehler.

Wegen des Post- und Eisenbahnstreiks zur Zeit der Drucklegung hat der Autor des letzten Aufsatzes in diesem Bande leider nicht selbst die Korrektur lesen können. Dadurch war es ihm versagt, sowohl die letzte Feile an den Text zu legen, als auch die Druckfehler auszumerzen. Die Leser werden gebeten, diesem Umstande die vielfach fehlerhafte Interpunktion zuzuschreiben, besonders was die bald unnütz gesetzten, bald fehlenden Kommata anbetrifft. Folgende Korrekturen bittet der Verfasser vor der Lektüre seines Aufsatzes im Text anzubringen:

S. 371 Z. 13 v. o. lies **Kotschnów** — statt Kotschohnen.
S. 371 Z. 15 v. o. „ **hinab** — statt herab.
S. 375 Z. 14 v. o. schreibe hinter angelegt) — entlang.
S. 376 Z. 3 v. u. lies **Glints** — statt Glint.
S. 379 Z. 9 v. o. „ **eignem** — statt eignen.
S. 382 Z. 12 v. u. „ **eben** — statt oben.
S. 385 Z. 9 v. o. „ **den** Schatten — statt dem Schatten.
S. 386 Z. 13 v. u. „ **erschallt** — statt erschallte.
S. 389 Z. 14 v. u. „ **Linnen** — statt Leinen.
S. 390 Z. 3 v. o. „ wollte **es** — statt wollte er.
S. 393 Z. 11 v. o. „ **blinkten** — statt blickten.
S. 396 Z. 5 u. 6 v. o. lies **Das ist die Harmonie** — statt Das ist für die Harmonie.
S. 397 Z. 2 v. o. lies **Wogenschaum** — statt Wogenschauer.
S. 407 Z. 1 v. o. „ **benutzte** — statt benützte.
S. 412 Z. 6 v. u. „ **Firma**-Wirts — statt Girma-Wirts.
S. 414 Z. 9 v. o. „ ebenso.
S. 416 Z. 13 v. o. „ **müßte** — statt mußte.
S. 416 Z. 15 v. u. „ **Steinen** — statt Hainen.
S. 423 Z. 2 v. u. „ **Türme** — statt Türmchen.
S. 426 Z. 19 v. u. „ **sprechen** — statt sprachen.
S. 430 Z. 12 v. o. „ **Militärs** — statt Militär.
S. 432 Z. 1 v. o. „ **Maßwerk**verzierungen — statt Maßwerksverzierungen.
S. 437 Z. 9 v. o. „ **ideale** — statt idealen.

BIBLIOTHEK
des
Theolog. Vereins.

Vorwort.

In der bedeutungsvollen Zeit, die wir augenblicklich durchleben, erwachsen auch dem baltischen Deutschtum neue Aufgaben, seine nationale Eigenart zu wahren und zu erhalten. Da dürfen denn die Herausgeber dieses periodisch zu Weihnacht erscheinenden Jahrbuchs, das Heimatliebe und Heimatkunst pflegen will, gewiß auf die notwendige patriotische Unterstützung der Landsleute rechnen, die nicht nur in unserer engeren Heimat, sondern auch über das weite Reich und jenseits der Grenzen verstreut leben. Ihnen will das vorliegende Buch, an dem nur Balten Mitarbeiter sind, ein Stück unserer gegenwärtigen heimischen Eigenart und Kultur vermitteln.

Die Befürchtung, daß ein neues literarisches Unternehmen bei uns zu Lande bereits bestehende Bestrebungen in dieser Richtung beeinträchtigen könnte, muß angesichts der Tatsache, daß auch in anderen lebenskräftigen und geistig produktiven Ländern, wie z. B. Finnland, mit der steigenden Produktion auch das intensivere Interesse für diese zu wachsen pflegt, — als unbegründet erscheinen. Es müßte uns ferner der Hinweis auf die rege Produktion der estnischen und lettischen Zeitschriften-Literatur ein Ansporn sein, auch an unserem Teil hinter dem Aufstreben unserer Mitbürger nicht zurückzubleiben.

Von dem buchhändlerischen Schicksal des hiermit in die Öffentlichkeit tretenden II. Bandes der „Heimatstimmen" wird der weitere Fortgang unseres hoffnungsvoll begonnenen jungen Unter-

nehmens abhängen müssen. An uns zugehendem Material, das wir nach Möglichkeit der sorgfältigsten Sichtung unterziehen werden, und an ermunternden Sympathieerklärungen fehlte es nicht, wohl aber muß uns die tätige Kauflust unserer heimischen Leser noch in ganz anderer Weise als bisher fördernd zur Seite stehen, wenn die „Heimatstimmen" immer mehr das Ziel erreichen sollen, das uns vorschwebt: ein treues und zutreffendes Spiegelbild baltischer Kultureigenart zu sein. Wir möchten uns in erster Reihe zu unseren Lesern die gebildete deutsch-baltische Familie erbitten, der eine wirklich gediegene Belehrung und Unterhaltung zu bieten, im Rahmen unserer Absichten liegt. Dabei würden vorzugsweise baltische Stoffe von uns Berücksichtigung finden, obgleich natürlich hier die Grenze nicht zu eng und ängstlich festgehalten zu werden braucht, da doch in erster Linie die baltischen Verfasser dem Ganzen sein einheitliches Gepräge geben sollen. Man suche dagegen in den „Heimatstimmen" nicht eine Art geistiger Jahresbilanz unserer Heimat wie etwa im „Türmer-Jahrbuch". Eine solche muß bei der doch nur relativen geistigen Produktion, die in unserer Mitte herrscht, von vornherein als wenig aussichtsvoll ausgeschlossen erscheinen.

Die Illustration, der wir mit Hilfe des uns bisher in dankenswerter Opferwilligkeit unterstützenden Herrn Verlegers immer größere Sorgfalt angedeihen lassen möchten, sichert diesem baltischen Jahrbuch schon dadurch einen mit keinem anderen literarischen periodischen Heimatunternehmen in Konkurrenz tretenden, durchaus eigenartigen Charakter. Freilich erwachsen gerade dadurch dem Verleger und den Herausgebern nicht geringe Kosten, die durch einen um so reicheren Absatz gedeckt sein wollen. Es gehörte von jeher zu den Ehrenpflichten eines gebildeten deutschen Hauses bei uns, für eine gute Privatbibliothek zu sorgen. Möchte auch unser baltisches Jahrbuch seinen Platz in einer solchen finden, möchte es immer mehr ein Lieblingsbuch unseres Hauses werden, das über all' dem Trennenden und Entzweienden der Gegen-

wart das uns Verbindende und als Kindern einer Heimatscholle ans Herz Gewachsene pflegen und erhalten helfe!

Geschichte und Natur unseres Landes, auch aktuelle Zeitfragen, die nicht mehr im Fluß begriffen, sondern bereits zu einem Abschluß gelangt sind, Lebensbilder unserer hervorragenden Männer, Erinnerungen und Aufzeichnungen aus vergangenen Tagen, Charakteristiken unserer Künstler und Gelehrten, Beiträge unserer lebenden Dichter und Schriftsteller, Darstellungen aus dem Gebiete der heimischen Kunst, Landschafts- und Städtebilder — es ist ein weites Feld, das wir bestellen wollen, um den Sinn für das Geistes- und Kulturleben unserer Heimat zu wecken. Wir begrüßen alle Unternehmungen in unserer Mitte, die gleiche Ziele verfolgen, mit Freuden, indem wir uns davon nur eine Hebung unseres berechtigten Selbstgefühls und unseres nationalen Charakters versprechen. Nur wenn wir uns selbst treu bleiben, können wir mutig an die Aufgaben einer neuen Zukunft herantreten, einer Zukunft, die nicht zum geringsten Teil von uns jene Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit erwartet im Dienst des weiten Reichs, dem wir angehören und dem, mit unseren Kräften zu dienen, immer zu den ehrenvollen Traditionen unserer Vergangenheit gehört hat.

Dorpat, im Oktober 1905.

Die Herausgeber.

BIBLIOTHEK
des
Theolog. Vereins.

Das Heimatlied

von

Christoph Mickwitz-Reval.

O Heimatland, auf der Begeist'rung Schwingen
Schwebt unser Lied empor zu deiner Ehr'!
Wie Sturmesrauschen soll es brausend klingen,
Wie Glockenklang, so rein, so voll und hehr!
Von Kurlands wald'gen Gauen
Durch Livlands Bergesauen
Hell tönt's im Dreiklang bis zu Estlands Strand:
Sei uns gegrüsst, o altes Heimatland!

Wie rauscht das Meer um deine weissen Küsten
Und singt ein Lied von alter Hansa-Macht!
Wie stolz und stark sich deine Tannen brüsten,
Die einsam stehn auf hoher Felsenwacht!
Ob Stürme sie umschmettern,
Sie trotzen Sturm und Wettern,
Denn ihre Wurzel senkt durch Stein und Sand
Sich fest hinein ins alte Heimatland.

Und wetterhart, das trotz'ge Haupt im Nacken,
Steht um dich deiner Söhne Ehrenschmuck,
Die Faust bereit, den Griff des Schwerts zu packen,
Bereit die Hand zu festem Bruderdruck.

Im Kämpfen und im Lieben
Mit Herzblut dir verschrieben,
So schirmen dich, verschlungen Hand in Hand,
Der Heimat Söhne, altes Heimatland!

Mag Leid, mag Glück durch unsre Tage treiben,
Wir halten Stand, vereint unwandelbar;
„In Treuen fest!“ soll uns're Losung bleiben,
Wie sie der Väter Stolz und Ehre war!
Dass uns dies Vätererbe
Nicht sterbe, noch verderbe,
So schwört auf's Neu', ihr Brüder stammverwandt,
Die alte Treu' dem alten Heimatland!

An Schiller.

(Zur Jahrhundertfeier seines Todestages am 5. Mai 1905.)

Du Seher, dem ein Gott gab zu entrücken
Dein Volk in der Ideen schön're Welt,
Der uns gelehrt das heilige Entzücken,
Den Blick aus Erdenpein zum Sternenzelt,
Wer wusste wohl, wie du, so reich zu schmücken
Alltäglich Gut, das kaum ins Auge fällt?
Wer lieh der Sprache, arm an vollen Klängen,
So hohe Pracht in ewigen Gesängen?

Du warst das Wort, das Schöpfertaten kündet,
Der Morgen nicht, doch schon das Morgenrot,
Und ob des Dunkels Mächte sich verbündet
Zu tilgen, was so hell emporgeloht,
Brach doch das Licht hervor, das du entzündet,
Und siegreich rang das Leben mit dem Tod,
Gewonnen wurde, was wir längst verloren,
Und was entseelt schien, wurde neu geboren.

Die Harfe sprang, es schwiegen deine Lieder
Als unfrei ward des Freiheitssängers Land
Und Tröstung sandte nur dein Geist hernieder
— Er segnete das Schwert in Körners Hand!
So kehrtest, gleich dem Frühlingsgott, du wieder,
Dein Feuer sprengte jeder Fessel Band,
Ein Helios in goldner Aureole
Erhobst du Wirkliches uns zum Symbole!

In schwerster Drangsal stand vor unserm Heere
Es wie ein Siegeszeichen gross und licht,
Was du gesprochen einst zu Trutz und Wehre:
„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht

Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“
Das ist das Wort, das jedes Joch zerbricht —
Wie du's erschaut in deines Wollens Reinheit
Geschah's: zur Freiheit kamen wir durch Einheit!

Weil deinen Sinn Unsterbliches bewegte
Errangst du selber dir Unsterblichkeit,
Was Hohes sich in deutschen Herzen regte,
Es ward durch dich zu Höherem geweiht!
Dein geistig Erbe, das so treu gehegte,
Bleibt unser bis in fernster Enkel Zeit,
Was schwach und klein in uns, das soll sich ranken
Empor an deinen heldischen Gedanken!

Ein Dunois warst du, als du dir erkürtest
Statt weicher Ruh' des Streits Spartanerlohn,
Ein Attinghausen, als beredt du rührtest
An Herzen nahe dem Erkalten schon,
Ihm glichst Du auch, als du den Süden führtest
Heran zu Kant, des Ostens grösstem Sohn —
Vollender seines Werks und seiner Lehre
Wobst du das stärkste Band vom Fels zum Meere!

Eberhard Kraus-Königsberg.

Haus und Heimat*).

Von

Professor emer. D. **Alexander v. Oettingen**-Dorpat †.

My house is my castle — so lautet der alte Spruch des stolzbewußten Briten. In dem Worte: „mein Haus ist meine Burg!“ — liegt ein Stück urgermanischen Grundgefühls: zu Schutz und Trutz, nicht bloß gegen Frost und Hitze, Sturm und Regen, sondern auch gegen freche Eindringlinge und Störenfriede.

„Mein Haus ist mein Heim!“ — so dürfte die deutsch-gemütvolle Form jenes Kernspruches lauten. Das Zauberwort: „zu Hause“ — ist, namentlich für uns, gleichsam in ultima Thule wohnenden deutschen Balten ein Heilmittel wider alles

*) Als der greise, aber immer noch jugendlich geistesfrische Verfasser das Manuskript dieses Aufsatzes den Herausgebern zum Abdruck in den „Heimatstimmen“ übergab, da hatte seine Hand als Anmerkung zum Titel die Worte geschrieben: „Obige Abhandlung ist entnommen den „„Lebensbetrachtungen, Erfahrungen und Erinnerungen eines baltischen Veteranen““, an deren Aufzeichnung der Verfasser gegenwärtig arbeitet“. — Diese Arbeit ist durch den Tod jäh unterbrochen worden. Am 7. August d. J. entsank die geistvolle Feder der nimmermüden Hand des „baltischen Veteranen“ — Gott rief ihn aus dem irdischen „Hause“, dessen Bedeutung er in dieser Abhandlung so gemütstief schildert, in die ewige „Heimat“, nach der er sehnend ausschaute. Unser „baltisches Jahrbuch“ hat in ihm einen aufrichtigen Freund und tatkräftigen Förderer verloren. Es gereicht uns zu wehmütiger Freude, diese letzte, für den Druck fertiggestellte literarische Arbeit des bedeutenden Forschers, geistvollen Schriftstellers und warmherzigen Balten veröffentlichen zu dürfen.

Die Herausgeber.

nagende Heimweh. Und das „Daheim" ist der rechte Ort für das Stelldichein der Vergangenheit mit der Gegenwart.

Wieviel „Erfahrungen und Erinnerungen" knüpfen sich an das Haus! Ja, es eröffnet uns dieses Wort zugleich den Ausblick in die Zukunft — nicht nur unseres irdisch-zeitlichen, sondern auch unseres ewigen Lebens. Bezeichnet doch unsere liebe Muttersprache die Gestorbenen als die Heimgegangenen; und heißt es nicht von den Kindern Gottes: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!"

Für uns Christenmenschen ist das „irdische Haus dieser Hütte" — wie der Apostel Paulus sich ausdrückt (2. Kor. 5, 1f.) — nur wie ein „Zelt" d. h. wie eine vorübergehende Behausung im Hinblick auf jenes „ewige Haus, von Gott erbaut" — ein Haus, das nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel! Daß wir in Zeiten der Heimsuchung nach dieser Behausung, im Gefühl der Gebrechlichkeit unserer „irdischen Hütte", sehnend ausschauen, ist aber keineswegs ein Beweis für die geringe Wertschätzung unserer leiblichen, sichtbaren Heimstätte. Sie ist und bleibt sozusagen die Schulstube, in der wir uns für das große Examen — das Rigorosum — vorzubereiten haben, um das Reifezeugnis in heißer Arbeit und fröhlichem Gottvertrauen zu erringen.

Das tiefe Shakespearesche Wort: „Reif sein ist alles!" — wurde mir persönlich je länger je mehr eine Mahnung zum häuslichen Stillesein und konzentrierter Beschäftigung. Vollends für uns grau gewordene und die Beschwerden des Alters empfindende Leute wandelt sich der passende Spruch: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" — in den noch passenderen: „Bleibe zu Hause und — stirb redlich!" — d. h. nicht in kalter oder heißer Fremde, nicht in Davos oder Kairo, nicht in Kurorten oder Sanatorien, nach hundert vergeblichen Konsultationen und Parforce-Kuren ärztlicher Matadore, die für „interessante Fälle" schwärmen und die einzelnen Kranken als „Material" für ihre diagnostischen Experimente verwerten!

„Eigen Bett — als Ruhestätt!" — dahin richtet sich die berechtigte Sehnsucht alternder Menschen, bis Gott ihnen „das

Bettlein in der Erd" bereitet und sie zur ewigen Heimat beruft. Und die gesunde volkstümliche Spruchweisheit prägt sich aus in den bekannten Verslein:

Eigen Nest
Das Allerbest!
Eigner Herd
Goldes wert!

Nicht um in philisterischer Selbstzufriedenheit sich abzuschließen oder ein otium cum dignitate zu genießen soll das Haus dienen, sondern zur Wahrung altväterisch-frommer Sitte, zur Pflege liebevoller Geselligkeit und vor allem zur Pflanzstätte der Bildung und Erziehung für die heranwachsende Generation.

Diese Bedeutung wird und muß es in dem Maße mehr gewinnen, als die öffentlichen Verhältnisse in der Heimat eine gesunde Ausbildung zeitweilig erschweren oder unmöglich zu machen scheinen.

Es entspricht ganz meiner baltisch-deutschen Empfindung und Gesinnung, was mein schwarzsehender, aber scharfsichtiger Bruder Gori, der nunmehr schon über achtzigjährige Veteran und emeritierte Professor der Augenheilkunde, seinen handschriftlich mir vorliegenden „Lebenserinnerungen" als poetisches Widmungswort voraufstellte, um das Haus als Zufluchtsort und Bergestätte unserer idealen Güter zu verherrlichen. Es heißt da in den letzten Strophen:

Eis'ge Stürme legten nieder,
Was aus deutschem Sinn entstand;
Ob es jemals kehret wieder? —
Nun, das liegt in Gottes Hand.

Treu uns bleiben, aufwärts streben
Lasset uns nach Väter-Weise,
Daß gesegnet sei das Leben
In des Hauses stillem Kreise.

* *
*

Wer aber ist es — so möchte ich im Sinne meiner Brüder und baltischen Landsleute fragen — wer ist es, der „in des Hauses stillem Kreise" die altväterische Sitte zu wahren und das goldene Kleinod der hohen Güter zu schätzen und dauernd zu schützen im stande ist? Hier kann und soll sich die ebenso zarte wie zähe Kraft des „Ewig-Weiblichen" bewähren. Die Frau und Gattin, die Mutter und Großmutter, die helfende „Tante" und die dienende „Schwester", die fürsorgende Lehrerin und aufopfernde Krankenpflegerin, ja die Wirtschafts-Mamsell bis auf die niederste treue Magd und Köchin herab — sie alle, alle sind berufen und befähigt, die Eigenart des christlichen Hauses, dem sie als dienende Kräfte eingegliedert sind, zu entwickeln und zu bewahren. Das ist die bei uns Balten brennende Frauenfrage!*)

---

*) Die unten ausgesprochenen Gedanken, wie sie meiner innersten persönlichen Lebenserfahrung entnommen sind, fanden in gebundener Rede einen Ausdruck, als ich — am Stiftungstage der Livonia den 20. Sept. 1900 — unsere baltischen Frauen hoch leben ließ und ihnen zu Ehren — in Anlehnung an ein bekanntes Rückertsches Sinngedicht — folgende Verse schmiedete:

In drangsalvoller Zeit,
Da gilt es für uns Balten
Nicht nur still auszuhalten —
Nein, allweg' kampfbereit
In treuem Sinn zu schalten
Und ehrlich hauszuhalten.

Nur wer im Glauben lebt
Und traut auf Gott, den alten,
Vermag es auszuhalten;
Und wer in Hoffnung strebt
Und Liebe lässet walten,
Versteht es hauszuhalten!

O möchte dies Vertrau'n
Niemals in uns erkalten;
Dann lernt man's auszuhalten!
Und Ihr — Ihr deutschen Frau'n
Im Heimatland der Balten,
Helft uns das Haus zu halten.

Ohne dieses weibliche Element wären wir längst verloren! Unsere Vergangenheit müßte uns erscheinen wie ein Grab voll Moder und Totengebein; unsere Gegenwart wie eine unheilschwangere Wetterwolke; unsere Zukunft wie ein Abgrund, der alles Gute und Edle zu verschlingen droht! — Im Hinblick auf unsere Frauen können jedoch selbst die dunkel gefärbten Bilder aus der Gegenwart uns sonnig anmuten, wenn wir sie im Rückblick auf die Vergangenheit betrachten und im Ausblick auf die Zukunft hegen und pflegen.

So lange unsere Frauen wacker bleiben und hoffnungsfreudig ihres häuslichen Berufes warten, sind wir nicht verloren, werden wir nicht untergehen.

Über unserem baltischen Friedhofe, wo wir ach! so manche Hoffnung zu Grabe getragen, möge dann fort und fort leuchten als tröstliche Inschrift das lapidare, aus christlicher Glaubenszuversicht herausgeborene Wort, das ich einst in goldenen Lettern über dem Tore eines Tiroler Friedhofs eingemeißelt fand: Resurrecturis! Als Widmungsspruch für die Heimgegangenen, die „in dem Herrn sterben", paßt es zugleich für die „Lebensbetrachtungen eines baltischen Veteranen", der bereits dem Grabe zuwankt. Denn es verkörpert in gewaltiger Plastik die tröstliche Wahrheit des paulinischen Gedankens: „als die Sterbenden, und siehe, wir leben!" — ein Spruch, den ich mir im Hinblick auf unsere baltische Heimat zu meiner Glaubensstärkung täglich vor die Seele stelle und der einst, wenn Gott mich zur ewigen Heimat ruft und die Türen seines himmlischen Hauses öffnet, auf meinem Grabkreuze hell leuchten soll. Deshalb habe ich auch dem ersten Teile meiner „Lebenserinnerungen" diesen herrlichen Spruch als Losungswort voraufgestellt, während der zweite Teil das für meine persönliche Entwicklung bedeutsam gewordene Motto tragen soll: „als die Traurigen aber allezeit fröhlich!" Um diese beiden Brennpunkte bewegt sich die Ellipse meiner inneren und äußeren Erfahrungen. Es sind dies zugleich die Doppelsterne an dem Himmel unserer baltischen Heimat und unseres häuslichen Lebens.

* * *

Überall in der Geschichte des deutschen Volkes bildet das Haus und die Hausſitte den lichten Punkt der altväteriſchen Tradition. So war es mir neulich erquickend zu hören, daß ein ſo feiner Mann, wie der amerikaniſche Präſident Rooſevelt jenes urdeutſche Wort „Gemütlichkeit“ als ein Zeugnis germaniſcher Eigenart und als einen beſonderen Vorzug unſerer national-häuslichen Sitte zu rühmen wußte. Und deutſche Kernmänner wie Luther, Goethe, Bismarck — ſie ſchätzten, jeder in ſeiner Art, des Hauſes Kleinod über alles. — Es iſt doch gewiß kein Zufall, daß Dr. Martin Luther — der mit durch ſeinen Entſchluß einer eigenen Hausbegründung der deutſchen Reformation die Bahn brach und im Kreiſe der Seinen den Urtypus häuslicher Gemütlichkeit zu verkörpern verſtand — daß dieſer gewaltige Kampfes- und Freiheitsheld unſeren Vorvätern im Baltenlande gerade den 127. Pſalm ans Herz legte: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umſonſt, die daran bauen“.

Schon in ſeinem erſten Mahnſchreiben vom Jahr 1523 „An die Chriſten zu Righe, Rewel und Tarbthe“ (Dorpat) — die, wie er ſich ausdrückt, „am Ende der Welt wie die Heiden (Apoſtelgeſch. 13, 48) das heilſame Wort mit aller Luſt empfangen haben“ — weiſt er darauf hin, daß „Kreuz und Verfolgung nicht werden außen bleiben“. Es gelte aber „allen Zweiungen und Rotten wehren“ und „eine ernſte Hoffnung in Glaube und Liebe bewahren“. Denn „wo dieſe drei Stücke recht gehen, da gehet wohl auch die chriſtliche Freiheit in allen äußerlichen Sachen“.

Auch das Hausbauen und Haushalten müſſe im Glauben geſchehen; dann werde man Herr über die Sorge wie über den Geiz. Daher ſolle man ſich nicht allzuängſtlich ſcheuen, ein Weib zu nehmen „weil es zu viel koſte“! Ohne heiße Arbeit könne freilich kein Haus beſtehen. Nur ſollen wir des Hauſes Fülle ja nicht unſerer Arbeit zuſchreiben, ſondern allein der Güte und dem Segen Gottes. „All' unſre Arbeit“ — ſagt Vater Luther tiefgreifend — „iſt nichts denn Gottes Güter finden und aufheben.“

Im Hause aber — dies betont er ausdrücklich in seinem dritten Sendschreiben „an alle Christen in Liefland“ (1525) — soll die Sorge für die Erziehung und Schulung der heranwachsenden Generation — insonderheit „derer jungen Mägdelein“ — beginnen und sich bewähren. — —

In ganz anderer Tonart, aber doch mit tiefem Verständnis für die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Haustradition äußerst sich Goethe über diese Kernfrage. Mit altgriechischem Anhauch hat unser Dichterheros in seinem Festspiel „Des Epimenides Erwachen“ des Hauses Herrlichkeit zu rühmen gewußt. Den vor dem Grauen der ringsum ihn umgebenden Zerstörung erschreckenden Helden weisen holde Genien tröstend darauf hin, daß er trotz allem „Schutt und Graus“ doch noch eine Heimstätte besitze. Deshalb rufen sie dem Verzagenden und Verzweifelnden ermutigend zu:

Hast du ein gegründet Haus,
Fleh' die Götter alle,
Daß es, bis man dich trägt hinaus,
Nicht in Schutt zerfalle,
Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und umher ein frischer Hain
Immer neu ergrüne.

Schließlich — last not least — möchte ich an den eisernen Kanzler erinnern. Er, der seines deutschen Vaterlandes Einheit und Größe durch geniales öffentliches Wirken, in wuchtiger Schlagfertigkeit und kluger Staatskunst, erringen und aufbauen half — wie lebte und webte er, zart fühlend und zärtlich liebend, in seinem eigenen Heim! Dies prägt sich besonders schön und wohltuend in den Briefen an seine Gattin aus. Ja, von diesem gewaltigen „getürmten Riesen“, wie Bismarck nach echt deutscher Eigen- und Eichenart es war, gilt in ganz besonderem Sinne der schöne Spruch:

Deine rauschenden Zweige streckte st du
Breit in die Welt hinaus;
Doch deine Wurzeln haften
Daheim am Haus.

* * *

Nicht jeder kann sich, im physischen Sinne, ein eigenes Haus bauen. Es tut ja auch nicht not. Die vier Wände machens überhaupt nicht. Das Entscheidende ist die Häuslichkeit; und die kann sich auch in der Mietwohnung ausprägen. Aber wohltuend ist es doch — namentlich in unserer nordischen Lage — sein eigenes warmes Nest zu haben, nicht hin- und herziehen zu müssen oder vom jeweiligen Hausherrn abhängig zu sein. Auch knüpft sich an das eigene, besonders aber an das selbsterbaute Haus eine reiche Tradition, eine Fülle ernster und fröhlicher Erlebnisse, die es Einem lieb und wert machen. Es ist ein Stück verkörperter „Erfahrungen und Erinnerungen". Ja, der Charakter der Hausinsassen prägt sich, wie in der Eigenart, so im Schmuck und in der Umgebung ihrer Wohnung mit am deutlichsten aus. Man könnte — das bekannte Wort vom Umgang des Menschen variierend — den Satz aussprechen: „Sage mir, wie du wohnst, und ich werde dir sagen, wer du bist!" Mit vollem Recht hat der berühmte Freiherr Karl Josias von Bunsen seinem Sohne den Ratschlag auf den Lebensweg gegeben: „Kleide dich nach deinem Vermögen, iß unter deinem Vermögen und — wohne über dein Vermögen!" —

So haben auch wir Oettingens möglichst in eigenen, meist selbsterbauten Häusern gewohnt. Im alten Dorpat hat sich — an dem sogen. „Domgraben" — eine ganze Kolonie villenartiger Heimstätten gebildet, die von unseren Familiengliedern seit fast einem halben Jahrhundert bewohnt wurden, gegenwärtig aber zum Teil in die Hände guter und befreundeter baltischer Genossen und akademischer Kollegen übergegangen sind.

Ich persönlich darf mich vielleicht dessen rühmen, neben meinem drei Jahre älteren Bruder Gori, in dieser Hinsicht eine Art Pionier gewesen zu sein. Schon meine, wie es scheint, von der Mutter ererbte Pflanzleidenschaft ließ mir keine Ruhe. Anfangs suchte ich durch Blumenzucht im gemieteten Haus und Garten mir genüge zu tun. Dann aber drängte es mich, auf eigenem Grund und Boden meiner Liebhaberei nachzugehn. Ja, als sich mir Gelegenheit darbot, unkultivierte Partien des der Universität gehörenden Domberges zu reorganisieren und zu

bepflanzen, habe ich vielleicht allzueifrig diesem Gelüste gefröhnt. Aber meinem gelehrt akademischen Berufe, der ja eine sitzende Lebensweise mit sich brachte, hat dieses Tummeln und Treiben in Gottes freier Luft — wie ich der Wahrheit gemäß bezeugen kann — keinen Eintrag getan. Im Gegenteil! Es wuchs dabei meine Produktionslust und -kraft! Jene Nebenbeschäftigung erfrischte mich derart, daß gerade diese Jahre die literarisch fruchtbarsten wurden. Sind doch meine moralstatistischen und sozialethischen Studien und Publikationen in den Jahren (1868 bis 1881) zu stande gekommen, wo ich am eifrigsten gepflanzt und — gebaut habe! —

Neben der Lust am Pflanzen hatte mich in der Tat eine Bauwut ergriffen, so daß sich meine Kollegen und Freunde — namentlich der liebe, alte, blinde Dr. A. Carlblom, dem die auf der Straße vor meinem Garten gehäuften Steinmassen zum Anstoß gereichten, sich über meinen „erbaulichen Lebenswandel" beklagten, der so extravagant sei, daß er andern zum „Skandalon" gereiche! Sie ahnten nicht, daß dieser architektonische Tick, der mich — beiläufig bemerkt — unter anderem auch dazu trieb, selbst mein dogmatisches System (Prinzipienlehre 1897) in einem gothischen Altargebilde anschaulich zu machen, mich von Jugend auf verfolgt hat. —

Schon als kleiner fünfjähriger Knabe kannte ich kaum eine größere Lust, als — Steine zu sammeln, sie künstlich nach Form und Farbe zu ordnen, Öfen und Häuschen, Kirchen und Kapellen daraus zu errichten. Ja, die Steine wurden mir dermaßen zu lebendigen Wesen, daß ich sie nicht bloß zur Herstellung von Festungen und Schanzen brauchte, sondern auch, je nach ihrer Gestalt, als Pferde oder als Soldaten figurieren ließ. Dabei fesselten meine kindliche Phantasie besonders die quarz- und glimmerartig glänzenden Stücke, die gleichsam den Uniformschmuck meiner aufmarschierenden Heere bildeten. — —

Im Gegensatz zu den ewig wechselnden Wolken, jenen „himmlischen Seglern" und „fahrenden Gesellen", deren Gang und wundersame Gestaltung ich auch von Jugend auf bis in meine alten Tage zu beobachten und anzustaunen liebte, waren es die

ernsten Granitmassen, die gleichsam als das konservative Element, als der Naturballast im heimatlichen Schiff mich in beruhigender Weise anzogen und zugleich durch ihre Formenmannigfaltigkeit in Staunen versetzten. Die Steine reden für mich ihre eigenartige Sprache, und das alte saxa loquuntur war mir kein übertriebenes Wort, sondern lebendige Erfahrung — dem Knaben, wie dem Greise! —

Freilich wird der unpoetische Sinn anders urteilen. Ja, dem praktischen Landmann werden die Blöcke oft zu Steinen des Anstoßes. Wo sie auf Äckern umherliegen oder in Kulturwiesen lagern, erscheinen sie als störendes Hindernis — als „Impediment", wie der Ökonom sagt, — und müssen selbstverständlich weggeräumt werden. Steinfreie Felder gelten bei uns mit Recht als ein Zeichen geordneter Wirtschaft und höherer Kultur. Aber auch in dieser Hinsicht gelten dem gebildeten Landwirt die steinreichen Äcker als die brauchbarsten wegen der mineralischen Bestandteile, die sich da durch Jahrtausende angesammelt haben. Und für unsere gesamte baltische Heimat sind sie doch von ungeheurer, auch praktischer Bedeutung, sei es zum Wege- und Brückenbau, sei es zur Hausfundamentierung und solider Umzäunung. Man kann es in den weiten Steppen Rußlands beobachten, wie schwer es hält, sie volkswirtschaftlich zu heben. Warum? weil ihnen dies herrliche Baumaterial, der Granitstein fehlt. Nur deshalb sind dort Brücken und Wege in so elendem Zustande!

Auch in unserem baltischen Heimatlande sind jene Steine nicht autochthon d. h. urwüchsig, sondern, wie wir deutschen Insassen selber, eingewanderte Fremdlinge. Daher ihr Name: „Erratische" Blöcke!

Die Ostseeprovinzen sind bekanntlich angeschwemmtes Land, durch sogen. Tertiärgebilde gekennzeichnet, ursprünglich Meerboden, — im Norden am finnischen Busen schroff abfallend, in grotesken, mit zahlreichen fossilen Wassertieren durchzogenen Kalkfelsen, im Süden am kurischen und rigaschen Strande in Sanddünen mit reichem Waldwuchs sich ausprägend. Und unsre nordischen Wälder mit ihrem tiefen Schatten und gesättigten

BIBLIOTH... des Theol... Vereins

Grün, mit ihrem reichen Unterholz und bunter Flora, hier und da mit bemoosten Granitblöcken pittoresk geschmückt — wie wohltuend kontrastieren sie gegen die südlichen, überzivilisierten Kulturländer mit ihren nackten Felsen und spärlich bewachsenen Hügeln — sei es im vielbereisten und bewunderten Italien und Sizilien, sei es im altklassischen, jetzt so verkommenen Griechenland!

Ich stimme in dieser Hinsicht meinem lieben Freunde Alexander Berendts vollkommen zu, wenn er bei der lichtvollen Beschreibung seiner Patmos-Reise*) in die Worte ausbricht: „Die Begeisterung für den sonnigen Süden ist — für uns deutsche Balten wenigstens — nicht etwas selbstverständliches. Die unendlich zahlreichen Schattierungen von Grün, die unser nordischer Wald aufweist, wiegen schon allein die braune Grundfarbe einer südlichen Landschaft völlig auf; und auch das wechselnde Farbenspiel, das Meer und Himmel an der Ostsee bieten, habe ich am mittelländischen Meer kaum je so schön wiedergefunden! . . . Wir dürfen Gott aus vollem Herzen danken für die Pracht unserer nordischen Heimat — zumal unseres Ostseestrandes! Müssen wir auch lange Wintermonate hindurch auf sie warten — mit ihrem alljährlichen Neuerblühen läßt sich im Süden nichts vergleichen!" —

Für diese eigenartige Schönheit unseres Landes und Strandes, sowie unserer Wälder und Fluren bilden die hin und her verstreuten Granitblöcke eine charakteristische Dekoration. Wo durch gebirgartige Erdaufschichtung oder strömendes Wasser sich Schluchten oder schroffere Abhänge gebildet haben, wie z. B. an dem estländischen prachtvollen „Glint" (von Reval bis Narva) oder in der sogen. livländischen oder kurischen „Schweiz" — da sind es stets weißliche Kalk- oder rötliche Sandsteinfelsen, in denen sich, von Seen, Flüssen und Laubpartien unterbrochen, die pittoresken Schönheiten unseres lieben baltischen Heimatlandes ausprägen. Und doch finden sich, allüberall zerstreut, als Einzelblöcke oder in grotesk getürmter Gruppierung diese wundersam zackigen oder rund-

*) Vgl. Heimatstimmen 1904, S. 210 u. 248.

lich abgeschliffenen, oft zu riesiger Haushöhe sich erhebenden, bald tief in die weiche Erde gebetteten, bald wild und malerisch den Meeresstrand umlagernden Granitmassen in ihren grau-düsteren, gneusartigen beredten Formen oder in ihren rot-schimmernden, von Quarz und Glimmer durchleuchteten Farben, umschäumt von den wilden Fluten des Meeres oder umkost von den plätschernden Wogen der Flüsse; umwachsen und wundersam reich bemoost in Wiesengründen und an Bergabhängen, im Waldesdunkel schlafend oder auf Wiesenflächen sich sonnend!

Wie oft habe ich — nicht nur in jüngeren Jahren, sondern noch jetzt als ergrauter Mann an solch' einem Ungetüm einsam ruhend mich niedergelassen und mir Schillers Wort ins Gedächtnis gerufen:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine —
Seelen träumt ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie . . . .

Dabei fiel mir wohl auch Fechners grüblerische Frage ein: „Warum soll nicht auch im Stein eine Seele leben?" Stellt er doch eine Selbstbildung eigenster Art dar, und hat er nicht auch seinen ausgeprägten Charakter, ja eine oft ganz individuelle Physiognomie und eigenartig geheimnisvolle Poesie!

An der Seite solch' eines ruhenden Riesen konnte ich oft stundenlang versonnen liegen und die vielfarbigen Miniatur-Wälder auf seiner rauhen Oberfläche anstaunen und bewundern, wie sie aus grauen und grünen, rötlich-gelben und blendend-weißen Moosflechten sich im Laufe der Zeit gebildet hatten. Im Hinblick auf solch' eine winzig-kleine und doch gewaltig-große Wunderwelt kamen mir dann wohl Goethes herrliche Worte in den Sinn:

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart:
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.

Ja, mir wandelte sich dieses „Staunen" — es soll ja nach der Meinung unseres Dichterheros „der Menschheit allerbestes

Teil“ sein! — in die ureigenste Erfahrung, wie sie bei solch' einer Gelegenheit in folgenden Versen Gestalt gewann:

Wer für Natur ein offnes Auge hat,
Der sieht sich nicht so leicht am Kleinsten satt;
Ihn freut der Moose zarter Wunderbau
Und jedes Zittergräschen auf der Au! —
Birgt doch das Kleinste auf der bunten Flur,
Die allergrößten Wunder der Natur!
Die Menschen, ach, sind meist im Großen klein; —
Nur Gott versteht's im Kleinen groß zu sein.

Insonderheit ergötzte mich auch das reiche Insektenleben auf solch einem Urgestein: die arbeitsam-wichtigen, kribbelnden Ameisen, die bunten und scheuen Käferlein, die sich bei jeder leichten Berührung tot stellen, das kriechende Gewürm, mit seinem lichtscheuen Wühlen; und dann: die bunten Schmetterlinge, die liebelnd die Steinvegetation umflatterten und die emsigen Bienen, die an den zarten Blüten ringsum saugend hingen — war dies alles nicht im Kleinen ein Bild des menschlichen Getriebes im Großen! —

Aber abgesehen von ihrer poesiereichen Naturwüchsigkeit — welch' ein schönes und mannigfaltiges Material boten mir bei meiner Liebhaberei für Gartenanlagen die dunkelgrauen, eisenschlackenartigen, wie im Feuer vulkanisch zerklüfteten Ursteine! Stellt doch oft jeder einzelne sich dem beobachtenden Auge des Naturfreundes dar wie ein schluchtenreiches und pittoreskes Miniaturgebirge! Für Erdabhänge als Felsgruppierung oder als Einfriedigung der Blumenbeete bieten sie ein fast noch schöneres Ornament als der bei uns heimische, aus Moosverkalkung gebildete Tuffstein.

Und wie ehrwürdig nehmen sie sich auch als Schmuck der Gräber aus! Auf unserem Jenselschen Familienfriedhofe ruht unsere treue Großmutter — die alte „Gamma“, wie wir (in Abkürzung des französischen grand'maman) die gestrenge Zuchtmeisterin unserer Jugendjahre nannten — unter einem solchen Steine; und unserer lieben Eltern gemeinsames Grab deckt ein Riesengranitblock. Und wie ich meiner teuren, im Jahre 1863 heimgegangenen ersten Frau, Sophie, geb. v. Raumer, das

gothische Eisenkreuz mit der goldenen Inschrift: „Lobe den Herrn meine Seele“ auf einen urwüchsig grauen Stein gesetzt, so möge es auch bei mir und meiner gegenwärtigen lieben Gattin geschehen, falls es Gottes Wille ist, uns beiden Uralten, aber immer noch jugendfrisch Empfindenden im heimatlichen Boden die Ruhestätte zu gewähren. — —

Daß wir alle „Fremdlinge“ auf Erden sind, daran erinnern uns diese merkwürdigen erratischen Blöcke! Als vulkanische Gebilde sind sie — wie ein naturforschender Kollege mir gegenüber es bezeichnete — „nicht hier im Lande gewachsen“. Unser Grund und Boden weist ja nur diluvianisches Tertiärgebilde auf. Das Wasser kann sie aber auch nicht etwa allmählich von der schwedischen oder finnischen Küste herübergeschwemmt haben. Denn noch gegenwärtig trotzen sie, seit Jahrtausenden unbeweglich am Strande liegend, jeder brandenden Sturmflut. Nein, im Eise zeitweise eingefroren, wurden sie bei steigender Flut vom Nordweststurm über unsere Gefilde getragen, um — bei allmählichem Auftauen — hier und da niederzusinken und, Jahrtausende überdauernd, als monumenta aere perenniora liegen zu bleiben.

Diese Erklärung ist durchaus keine in der Luft schwebende Hypothese. Sie ergibt sich vielmehr daraus, daß überall, wo bei uns — wie namentlich in Estland und auf der Insel Oesel — der Kalkfließboden zutage tritt, parallel laufende Riefen und Schramme sich finden, die sämtlich von Nordost nach Südwest sich richten. Das können nur die Spuren jener Granitsteine sein, die, in ihrem oberen Teile noch im Eise steckend, mit ihren nach unten ragenden rauhen oder spitzen Enden die relativ weiche Kalkfläche berührten und bei fortgesetzter Bewegung zerkratzten, bis sie, allmählich auftauend, aus ihrer Eisumhüllung sich lösten und hier und da liegen blieben, am zahlreichsten dort, wo steile Uferhöhen (wie am Meeresstrande) oder Bergzüge (wie an Flußtälern) die stetige Fortbewegung der eisbedeckten Wassermasse hinderten. So danken wir die Überschüttung unserer Heimat mit erratischen Blöcken einer elementaren Bewegung, die uns auf antediluvianische Urzeiten hinweist. —

Seit mir jene vielseitige Bedeutsamkeit und diese geheimnisvolle Herkunft der Granitmassen klar wurde, konnte ich an keinem Bauplatz vorübergehen, ohne die heilen oder gesprengten Steine, die dort lagerten, zu besehen und zu bewundern. Ja, es knüpften sich daran manch' ernste, tiefer greifende Gedanken. Schon die Art und Weise wie unsere Maurer sie für den Fundamentbau herrichten und namentlich die größten und schönsten geschickt als „Eckstein" verwenden, verkörperte mir plastisch den Gedanken, daß wir unser Haus nicht auf Sand, sondern auf den Fels bauen sollen (Matth. 7, 24ff.). Ja, sie riefen in meinem Innern jene uralten Bilder wach, unter denen die heilige Schrift unsern Heiland und die auf ihn sich erbauende Gemeinde betrachtet, wenn sie ihn als den bewährten und köstlichen „Eckstein" (Jes. 28, 16; Matth. 21, 42; Eph. 2, 20), die Christen aber als die „lebendigen Steine" bezeichnet, die auf ihm zum geistlichen Hause erbaut sind (1. Petr. 2, 5f.). Hat doch Jesus selbst von seinen Jüngern gesagt: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien" (Luk. 19, 40), wobei er gewiß an die herrlichen Steine im Tempelbau gedacht hat.

Die Warnung aber des Herrn, unser Haus „nicht auf Sand" zu bauen (Matth. 7, 24), erschien geeignet im Hinblick auf den Grund und Boden unserer Heimat Bedenken wachzurufen. Ist es hier doch kaum möglich, anders als auf sandiger Unterlage sein Haus zu errichten. Denn unser baltisches Küstengestade ist ja meist ein „Sand-Land" — Liiwi-maa wie die Esten sagen; wenngleich diese Herleitung des Namens sich nicht rechtfertigen läßt. Vielmehr stammt er wohl von der Urbevölkerung, die als „Liven" bezeichnet wurden und deren spärliche Reste noch jetzt vorhanden sind. Aber bezeichnend ist jenes estnische Wort ebenso wie die alte Tradition: „Livland" sei ein „Bliefland", weil die, die dort wohnen, so gern dort bleiben!

Als ich im Jahre 1859 mir ein eigenes Haus zu bauen begann, erschrak ich beim Fundamentgraben über den schieren Sand, auf dem das Gebäude erstehen sollte. Das erschien mir nicht nur — in Erinnerung an das Wort des Herrn — unberechtigt, sondern auch an und für sich unpraktisch und gefahr-

drohend. Aber als die geschulten Bauleute jene riesigen Granitblöcke als festen, fundamentalen Grund legten — und zwar nicht auf Schuttsand, sondern auf „gewachsenen" Boden, wie sie es nannten — da beruhigte ich mich. Denn es war in der Tat „auf Fels gebaut", und auch der „Eckstein" fehlte nicht.

So gewann ich nicht nur ein „gegründet Haus", sondern es war auch nach Goethes Ideal „von immer neu ergrünendem Hain" umgeben. Denn es lag nicht an der lärmenden Straße, sondern in lauschigem Garten, mit freiem Blick auf den schönen, parkartigen „Dom" — wie wir hier den bergartigen Mittelpunkt unserer lieben, alten Universitätsstadt nennen.

* * *

Wir Oettingens sind ja im Grunde — wie man sagt — „landsche Kinder". Der fünf älteren Brüder Wiege stand in dem niedrigen, schier verfallenen Holzhause des Erbgutes Wissust, das — etwa 5 Meilen von Dorpat — in ziemlich öder Gegend gelegen, außer dem schlichten Garten und fruchtbaren Feldern ringsum nur einen schönen Ausblick auf den fernhin blauenden Horizont gewährte.

Heran wuchsen wir auf dem kaum eine Meile von Wissust entfernten schönen Gute Ludenhof, das mein Vater bereits im Jahre 1828 vom Landrat Reinhold v. Samson erstand. Als eifriger Landwirt hatte er — wie man zu sagen pflegt, — mit Nichts angefangen. Denn das schwer mit Schulden belastete Erbgut (Wissust mit Moisama) konnte er nur mit Hilfe eines guten Freundes vor dem drohenden Konkurse retten. In der kurzen Zeit von kaum einem Jahrzehnt brachte er es durch Fleiß und Organisationstalent so weit, daß er nicht nur Ludenhof, sondern bald darnach noch drei andere Güter (Jensel mit Woitfer und Waimastfer) kaufen und erfolgreich bewirtschaften konnte.

Ludenhof aber blieb für die ganze Zeit unserer ersten Kindheit die vielgeliebte Heimstätte. Mit seinen uralten Linden- und Eichen-Alleen, mit seinem fruchtreichen, durch einen hohen Steinzaun umfriedeten Obstgarten am Südostabhange, mit seinen

dunklen Gängen und Lauben, die nach altfranzösischem Stil geschoren, das Haus auf der Rückseite umgaben und vor Nordostwinden schützten, und nicht am wenigsten durch seinen von „Goldkarussen" wimmelnden Teich, der uns trotz seines sumpfigen Wassers als köstliche Badestelle diente, und schließlich durch seinen lauschigen Park, an den sich der düstere Wald mit einem kleinen, aber lieblichen Bergsee an seinem Ende, und die uralte Birkenallee auf dem Wege nach Dorpat anschloß — bildete es das Entzücken der heranwachsenden Jugendschar. Das steinerne, helleuchtende Wohnhaus war mit sogenannten „Biberschwänzen" schwarz gedeckt und mit speienden Drachenköpfen an den Dachrinnen verziert, durch einen halbbogenförmigen Mittelbau erhöht und durch zwei achteckige Seitentürmchen, die mit ihren Blechkugeln und -Wetterfahnen dem Ganzen einen altertümlichen Charakter verliehen, flankiert. Die hübsche verandenartige Treppe mit weitem Ausblick auf die zwei Werst entfernte Sägemühle an einem von stolzen Föhren bewachsenen Bergabhange, lud jeden „Kömmling" freundlich zum Eintritt in die altväterisch mit Holzverkleidungen und holländischen, blaubemalten Kachelöfen geschmückten Räume ein. Hier verlebten wir fünf ältesten Brüder unsere schönsten Knabenjahre. Dort wurden auch die drei Schwestern — Marie, Julie, Malutta — und unser jüngster Bruder Arthur geboren. — —

* * *

Nach dem — menschlich geredet — allzufrühen Tode unseres teuren Vaters (in seinem 49ten Lebensjahre 1846, d. 19. Sept.) fiel das alte liebe Ludenhof mir durchs Loos als Erbe zu.

Da ich mich aber für die theologische Laufbahn entschieden hatte, trat ich das Gut zuerst meinem ältesten Bruder August, dieser aber meinem dritten Bruder Nikolai ab. Durch ihn wurde es nicht blos wirtschaftlich gehoben, sondern auch seinem feinsinnigen Geschmack und den Ansprüchen der neueren Gartenkunst gemäß, umgestaltet. Die störenden Mauern um Hof und Garten, sowie die quadratisch-gradlinigen Wege-Anlagen nebst Obstbäumen und Beerensträuchern wurden entfernt und hinter

dem Stall an einem sonnigen Bergabhange ein neuer Nutzgarten angepflanzt. Mit pietätvoller Schonung der uralten Bäume ward von dem Altane aus ein freier Blick auf den herrlichen Park nach englischem Muster geschaffen. Die „dunklen Gänge" aber und die „beschnittenen Lauben" mußten fallen — trotz der lieben Jugenderinnerungen, die sich für uns daran knüpften!

Diese Verschönerungsarbeit ist nach dem schon im J. 1876 erfolgten Tode meines unvergeßlichen Lieblingsbruders Nikolai — mit dem ich alle Leiden und Freuden meiner Knabenjahre in Ludenhof geteilt habe — von seinen Erben fortgesetzt und neuerdings von seinem Sohne Arved, dem gegenwärtig residierenden Landrat, unter Leitung unseres feinsinnigen Gartenbau- und Landschafts-Künstlers Walter v. Engelhardt zu einem in jeder Hinsicht befriedigenden Abschluß gebracht worden. — —

Im Jahre 1843 waren unsere Eltern nach Jensel — einem zehn Werst ($1^1/_2$ Meilen) nördlich von Ludenhof liegenden Gute, das mein Vater von Carl v. Liphart erstanden hatte — hinübergezogen. Auf diesem prachtvoll gelegenen Landsitze hatte unser tatkräftiger und schaffensfreudiger Vater ein grandioses Haus erbaut, das wir durch mehrere Jahre hindurch hatten entstehen und wachsen sehen. Aus selbstgebrannten Ziegeln hergerichtet — nicht weniger als 2 Millionen, wie ich mich erinnere — auf kolossalen Granitquadern im Fundament und Erdgeschoß ruhend, mit seinem zweistöckigen Mittelbau und ebensolchen Flügeln, oberhalb eines Bergabhanges gelegen, bot es einen herrlichen Ausblick über den waldumkränzten, etwa 8 Quadratkilometer großen See, auf den weiten Horizont und die jenseitige Bartholomäische Kirche. Das diesseitige Ufer des Sees, zu dem man auf einem durch Terrassen flankierten Schlängelwege gelangte, war mit uralten Schwarzellern bewachsen und durch neuere Parkanlagen verschönt. Selbst im harten Winter erschien die Umgebung des Hauses geradezu imponierend durch die bereiften alten Bäume und die einzelnen immergrünen Tannen, die unsere Mutter gepflanzt. —

Am 5. Jan. 1844, als am Silberhochzeitstage unserer Eltern,

wurde dies Haus durch eine grandiose, echt livländische Festfeier eingeweiht. Ohne spezielle Einladung hatten sich — trotz der grimmigen, schneelosen Kälte — gegen 30 Familien angemeldet und mit ihren Equipagen, Leuten und Pferden eingefunden; dazu eine ganze Schar akademischer Jugend aus der Universitätsstadt! Und diese alle konnten für ein paar Tage und Nächte untergebracht werden!

Am Vorabende der Feier erquickte man sich an dramatischen Aufführungen; dann folgte ein fröhlicher Tanz der Jugend und nach dem Abendessen ein gemeinsames Singen mit dem frischen Chor der studentischen Jugend. In dem prachtvollen Speisesaal, der bequem hundert Menschen fassen konnte, ertönten die alten Burschenlieder mit voller Kraft. Und am Tage ging es hinaus in den bereiften Wald oder auf den spiegelglatt gefrorenen See! Hei — wie lustig gestaltete sich da die heiße Wettfahrt trotz eiskalter Luft, wie warm schlugen die Herzen bei Jung und Alt, Männlein und Fräulein, wie jauchzten die Knaben und schrieen die Mädchen, wenn im stürmischen Rundlauf die Schlitten schleuderten und die Insassen aufs Glatteis hinpurzelten! —

Den ernsten Höhepunkt der gesamten Feier bildete natürlich die Einsegnung des immer noch lebensfrisch dreinschauenden Silberpaares. Auf unsere jugendlichen Gemüter machte namentlich die in den Reden der Freunde zutage tretende warme Teilnahme der Festgenossen einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Wir fühlten es durch, wie sehr unsere Eltern nicht bloß mit dem Heimatlande, sondern auch mit den Heimatgenossen verwachsen waren. —

* * *

Auch nach dem Heimgange unseres teuren Vaters blieb Jensel als das nunmehrige Mutterhaus der Sammelpunkt für die zahlreiche Familie. Tief schmerzlich empfanden wir die Lücke, die das Hinscheiden des Familienhauptes in unser Gemeinschaftsleben gerissen. Unsere schlichte fromme Mutter, tief gebeugt, aber glaubensstark, fand den rechten Trost im Worte

Gottes. Zugleich aber blieb sie sich dessen bewußt, daß ihr im Hinblick auf die zum Teil noch unerwachsenen Kinder eine große Lebensaufgabe gesetzt sei. Auch die erwachsenen Söhne verstand sie immer wieder um sich zu sammeln und den lebendigen Familienzusammenhang zu erhalten.

So residierte die vereinsamte und doch, trotz aller Wehmut und Sorge, in ihrem Kinderreichtum sich beglückt fühlende Witwe noch Jahre lang in dem großen Jensel'schen Hause. Der in der Nähe des Gutes am Eingange zum altehrwürdigen Tannenwalde liegende Friedhof, der bei der Beerdigung unseres Vaters eingerichtet und eingeweiht worden war, bot ihr einen willkommenen stillen Aufenthaltsort für einsame Stunden. Uns aber ist durch diesen wunderschönen, still-friedlichen Gottesacker, der gegenwärtig bereits viele Glieder unserer Familie in seinem Schoße birgt, Jensel in ganz besonderem Sinne zur Heim-Stätte geworden*). —

Hatten wir doch unsere schönsten Jünglingsjahre — erst als heranwachsende Schüler, dann als Jünger der alma mater — auf diesem väterlichen Gute verbracht. Nicht bloß für die herrlichen Ferienfreuden — beim Jagen und Reiten, Segeln und Baden, beim Tummeln in Wald und Flur — bot uns dieses Familienheim den passenden Ort; auch für das ernste Studium und die mühselige Examenarbeit fanden wir dort eine stille Zuflucht.

Dabei kam es nicht selten im geselligen Verkehr zu einem kameradschaftlichen Aufeinanderplatzen der Geister. Denn wir Brüder waren nicht nur in unserem Temperament sehr verschieden, sondern auch durch unsere Studien in zum Teil entgegengesetzte Interessen und Weltanschauungen hineingeraten. Gehörten wir doch allen vier Fakultäten an und gingen in der Theorie, wie in der Praxis verschiedene Wege.

Bei all' unseren brüderlichen Diskussionen war unser seliger Bruder Nikolai kraft seiner gemütvoll-jovialen Natur, die ihn

*) Auf diesem Gottesacker ist nun auch der Verfasser zur Ruhe gebettet worden. Die Herausgeber.

allgemein beliebt machte, der eigentliche Humorist. Zeitweilig — in seiner jugendlichen Sturm- und Drangperiode — huldigte auch er infolge seiner naturwissenschaftlichen Studien einer ausgesprochen kritizistischen Richtung, die aber bei seiner ernst suchenden und durchaus ehrlichen Eigenart nach manch' schmerzlicher Leidenserfahrung einer warm christlichen Überzeugung wich, die er bis zu seinem, ach nur allzufrühen Tode (1876), bewahrte.

Wenn ich seiner gedenke und der vielen Schul- und Studienjahre, die wir gemeinsam verbracht, so schäme ich mich fast, so wenig von ihm, von seiner human-milden Natur gelernt zu haben. Ich galt — trotz meines Studiums der Gottesgelahrtheit oder vielleicht gerade infolgedessen als der rechthaberische Widerspruchsgeist und allzueifrige Kampfhahn in der Familie. Ja, durch mein disputiersüchtiges Wesen und meine leidenschaftliche Unbesonnenheit mag ich der guten Sache, die ich vertreten zu müssen glaubte, wohl mitunter geschadet haben. Oft mahnte mich mein treuer Studien- und Kampfgenosse Moritz Engelhardt, der uns damals schon wie ein Bruder war, zum Frieden und zur Besonnenheit. Aber es half leider ebensowenig, wie einst beim Tell, so daß es von mir heißen konnte: „Wär' er besonnen, wär er nicht der Sandro!" — so wurde mein Vorname in der Familie verkürzt; und mein lieber Schwager Moritz wurde nicht müde, mir seinen brüderlichen, nicht gerade schmeichelhaften Warnungsruf vorzuhalten: „Ja, ja — lieber Sandro — du bist immer gewaltsam, ohne gewaltig zu sein!" —

So haben wir uns denn weidlich gestritten, aber trotz aller Verschiedenheit nie verzankt. Im Gegenteil: durch die geistige Friktion erwärmten wir uns gegenseitig und rückten uns näher, indem wir offene und ehrliche Zucht aneinander übten und immer wieder gemeinsam genossen, was das herrliche Landleben uns bot. —

Aber unsere elementare Bildung, sowie das Feld unserer akademischen und sozialen Berufsarbeit fanden wir doch in der Universitätsstadt Dorpat. Dort besaßen unsere Eltern ein großes, zweistöckiges Steinhaus (mitten in der Stadt an der

Kühnstraße gelegen, wo gegenwärtig der Ew. Freymuthsche Laden sich befindet). Dies bezogen wir meist zum Winter. In diesen Räumen haben wir unter Leitung der gestrengen Großmutter — als heranwachsende Knaben — unsere Elementarbildung genossen. Trotz der vielleicht allzustrammen Zucht unserer guten „Gamma" verlebten wir eine fröhliche Schulzeit, zuerst in Dorpat, dann in der nahe gelegenen, durch die Krümmersche Anstalt berühmt gewordenen Stadt Werro!

Unvergeßlich ist und bleibt mir diese Periode unserer heimatlichen Jugendentwicklung. Es war eine trotz aller Arbeitsmühsal erquickliche Zeit, weil sie erfüllt war von kameradschaftlicher Genossenschaft und lernbegieriger Begeisterung. Dazu trug, neben Krümmer, dem charakterfesten Direktor, unter den Lehrern besonders der reichbegabte und zart besaitete J. Mortimer bei. Er wurde uns, namentlich in der Zeit des sogen. Pädagogium, nicht bloß eine Quelle reichster Belehrung, sondern auch ein warmer väterlicher Freund, der jeden einzelnen bei seiner Eigenart zu fassen und verständnisvoll zu fördern verstand*).

Nach Absolvierung unseres Abiturienten-Examens bezogen wir als Studenten die Universität. Die Stadt Dorpat wurde — zunächst für uns drei akademisch wirksame Brüder, nachdem wir im Auslande unsere wissenschaftliche Bildung zu vervollständigen gesucht — unser Hauptwohnsitz.

Auch unsere gute Mutter richtete sich für den Winter dort ein; und zwar nicht mehr in jenem vornehmen Steinhause, wo früher ein so buntes geselliges Leben geherrscht hatte. Nachdem mein seliger Vater das große Jenselsche Haus gebaut, wünschte er in der Stadt nur ein kleines Absteigequartier zu besitzen. So begnügten sich die Eltern nach dem Verkauf des großen mit dem neuerstandenen schlichten, einstöckigen, hölzernen Wohnhause, das an der Ecke der Carlowastraße und des sogen. Blumenberges belegen war. Hinter diesem Hause erhob sich ein Bergabhang, der mit uralten Linden bewachsen, einen hübschen Ausblick ge-

*) An einem anderen Ort meiner „Lebenserinnerungen" gedenke ich diese wichtige Periode meiner Schulzeit eingehender zu schildern.

währte auf unser lieblich gelegenes Embach-Athen. Dort haben wir auch unsere ersten fröhlichen Studentenjahre verlebt. Dort erfuhren wir den Schmerz, daß unser treuer Vater uns genommen ward. Dort hauchte er — nach kurzer Krankheit — seine Seele aus (am 19. Sept. 1846). Von dort brachten wir seine irdische Hülle nach Jensel, und bestatteten sie, unter feierlicher Beteiligung der Landesrepräsentation, die ihren einstigen Landmarschall zur letzten Ruhestätte geleiten wollte, auf dem neu eingerichteten und geweihten Friedhofe. Die trauernde Witwe aber zog mit ihren drei Töchtern für den Winter nach Dorpat in das kleine liebe Haus, das so teure und schmerzliche Erinnerungen für sie und uns alle barg.

* * *

Nachdem wir akademisch wirksamen drei Brüder unseren eigenen Hausstand begründet, behalfen wir uns eine Zeit lang mit gemieteten Wohnungen, empfanden aber bald das Bedürfnis, ein eigenes Domizil zu besitzen. Zunächst erwarb mein älterer Bruder Gori, der Mediziner, einen noch unbebauten, waldartig mit Föhren bewachsenen Platz des sogen. „wilden Doms" und errichtete dort am „Wallgraben", gegenüber dem Anatomiegebäude, ein stattliches villenartiges Steinhaus. Hart daneben baute ich mir ein turmgekröntes Gartenhaus, das ich mit meiner ersten, damals schon kränkelnden Frau, meiner teuren Sophie geb. v. Raumer, im Jahre 1860 bezog. Aus Rücksicht für ihren Gesundheitszustand hatte ich es mit einem Treibhaus als Wintergarten versehen und auf luftiger, sonniger Höhe (über dem sogen. „Wallgraben" des Domberges) errichtet. Aber — der Mensch denkt und Gott lenkt. Schon im nächsten Jahre mußte ich Haus und Heimat verlassen, um — nach dem Rat der Ärzte — im Süden Heilung für mein hinsiechendes gutes Weib zu suchen.

Es folgte nun ein anfechtungsvolles, aber doch reichgesegnetes Jahr in Meran. Mitten unter den fanatischen Tiroler Hierarchen gelang es mir, ein protestantisches Gotteshaus zu bauen. Durch Predigt und Seelsorge konnte ich nicht bloß meiner eigenen Frau, sondern auch den vielen dort weilenden und sterbenden Kranken zur Erbauung dienen.

Noch jetzt wogt und wallt mir mein Herz von innerstem Dankgefühl, daß Gottes Gnade es mir ermöglichte, mit den von allen Seiten zuströmenden Geldmitteln — mir wurden ohne Kollekten in kurzer Zeit 36000 Gulden zugesandt! — unserer kleinen Gemeinde von Kreuzträgern im fremden katholischen Lande ein lutherisch-kirchliches Haus und eine evangelische Heimat zu begründen.

Vor allem aber mußte ein Friedhof als Bergestätte für die Heimgegangenen beschafft, bepflanzt und mit einer Kapelle bebaut werden, da die fanatischen Römler ihren konfessionellen Haß selbst auf die Gestorbenen übertrugen und uns die Beerdigung auf ihrem Gottesacker verweigerten! Aber Gott half uns durch und wir gelangten zur vollen Selbständigkeit. Am Palmsonntage (1862) konnten wir unser schlichtes Gotteshaus beziehen, nachdem ich schon vorher die neue schöne Kapelle samt dem Friedhofe unter Zulauf von Tausenden aus der katholischen Bevölkerung eingeweiht hatte.

Mir ward die pastorale Tätigkeit zu ganz besonderem Segen — namentlich auch in seelsorgerischer Hinsicht an den Kranken- und Sterbebetten! Der damals erschienene Band meiner Meraner Predigten „Durch Kreuz zum Licht" — ist ein Zeugnis der innerlichen Freudigkeit, die damals meine Seele bewegte und erfüllte. —

Diese Freudigkeit wurde aber nur zu bald auf eine harte Probe gestellt. Mit großer Mühsal brachte ich meine leidende Frau — nach einem ergreifenden Abschied von den alten Eltern und Raumerschen Verwandten — in unser Dörptsches Heim. Sie wollte durchaus — „zu Hause sterben!" Und Gott schenkte ihr nach einem reichgesegneten Weihnachtsfest und nach dem letzten schweren Kampf und Strauß einen stillen friedlichen Heimgang (am 5./17. Jan. 1863).

Mich überkam das schmerzliche Gefühl der Vereinsamung mit solcher Wucht, daß ich am liebsten mein öde gewordenes Haus veräußert und in irgend einem stillen Winkel mich verkrochen hätte. Aber Gottes Gnade und das Trostwort meines alten lieben Schwiegervaters, des prächtigen „Papa Raumer", hielt mich aufrecht. Obwohl ihn der Tod der Tochter mit am schwersten

betroffen, sagte er mir, als ich im Sommer darauf eine Reise nach Erlangen machte: „Nur nicht verzagen, lieber Sohn, sondern tief hinein in die Arbeit!“ — also gerade wie der Wahrspruch Carlyles lautete: „Work and not despair!“ —

Mein schönes großes Haus vermietete ich einem Kollegen (Prof. Reißner) und zog mich selbst zurück auf ein paar Zimmer, wo ich still arbeiten und mit meinen lieben Studenten Praktika halten konnte. Außerdem vertiefte ich mich in die Armenpflege und allerlei sogen. „Liebestätigkeit“ auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission. In meinem schweizerisch verzierten Nebenhause hatte ich fünf estnische junge Männer einquartiert, die sich zu Heidenmissionaren ausbilden sollten. Mit ihnen teilte ich meine frugalen Mahlzeiten, konnte aber trotz aller Bildungsversuche zu keinem ersprießlichen Ziele gelangen. — In jenen Jahren entwarf ich auch den Plan zu einer organisierten „kirchlichen Armenpflege“, der erst seit dem Jahre 1866 zur Verwirklichung kam. Aber das „Vielerlei“ tat mir nicht gut. Eins störte das Andere und mein Leben blieb öde und zersplittert. — —

Nach zweijähriger, schwerer Witwerzeit und nach langen bangen Kämpfen schenkte mir Gott in meiner gegenwärtigen zweiten Frau — der Tochter Bertha aus dem lieben, alten Rektor Ewers'schen Hause (Witwe des schon im Jahre 1850 verstorbenen allbeliebten und hochbegabten Rudolf v. Engelhardt) — eine Lebensgenossin, mit der ich unter Gottes gnädiger Führung nunmehr über 40 Jahre Leid und Freud geteilt habe. War mir in meiner ersten Ehe der Kindersegen versagt, so wurde er mir durch meine neue Hausbegründung — wenn auch in ganz eigentümlicher Weise — überreich geschenkt.

Die Kinder und Kindeskinder meiner lieben Frau, sowie ihr Bruder Otto von Ewers, der nach einer langjährigen diplomatischen Laufbahn vom Jahre 1871 ab in unser Dörptsches Haus übersiedelte, belebten unser Heim und boten mir namentlich auch durch den gemeinsamen Sommeraufenthalt (zuerst in Alt-Wrangelshof, dann in dem schönen Schloß Ringen bei unseren Anrep'schen Kindern und Großkindern) — eine reiche Abwechslung und vielfach schönen Genuß für Leib und Seele.

Der einzige Sohn meiner Frau Alfred Engelhardt war als studiosus juris mit seinem Freunde und Vetter Max Oettingen auch in unser Haus gezogen und hatte nach absolviertem Examen zuerst als Assessor am Fellin'schen Landgericht, dann als Sekretär des Kreisgerichts in Dorpat einen schönen Wirkungskreis gefunden. Er zog, nachdem er sich mit Lisa Baronesse Wrangel vermählt, in den oberen Stock unseres Hauses, erlag aber bald (am 2. Juli 1875) dem schweren Siechtum, das den jungen und geistesfrischen Mann in Gestalt eines unerkannten Gehirnleidens Jahre lang zerquält hatte. In dieser Zeit des anfechtungsvollen Leidens, wo ich ihn zuerst einen Sommer im Bade Nauheim, dann im eigenen Hause pflegen durfte, war dieser reichbegabte Sohn des unvergeßlichen Vaters mit seiner tiefgründigen, etwas verschlossenen, aber zugleich humorvollen Hamletnatur mir besonders nahegetreten und ans Herz gewachsen.

Einige Zeit vorher hatte der Tod noch einen anderen schmerzlichen Riß in unser häusliches Gemeinschaftsleben getan. Der oben schon genannte Bruder meiner Frau, Otto Ewers, hatte sich in der alten Heimat besonders wohl gefühlt, da er durch die Teilnahme an den Landtagsverhandlungen und durch den Verkehr mit Gesinnungsgenossen immer neue Anregung fand. Der sonst so zurückhaltende und verschlossene Diplomat taute dermaßen in der livländischen Luft auf, daß wir unsere helle Freude daran hatten.

Aber es sollte nicht lange dauern. Ein plötzlicher, sanfter Tod entriß uns den teuren Bruder und Schwager im Badeort Vichy, den er allsommerlich aufzusuchen pflegte, (am 18./30. Mai 1873). Von Erlangen aus, wo ich mich gerade während der Drucklegung meiner „Sozialethik" aufhielt, konnte ich noch hineilen, um dem Dahingeschiedenen in der Fremde seine Ruhestätte zu bereiten und auf den Granitblock mit dem Kreuz die Inschrift zu setzen: „Wir haben hier keine bleibende Statt." — —

So hatte das wiederholte Sterben gleichsam mit einem trüben Schleier mein altes, liebes Haus umwoben. Dazu kam, daß in den zwei Jahrzehnten, seit ich es bewohnte, die Bäume ringsum so herangewachsen waren, daß kaum ein warmer Sonnenstrahl



Das Haus von weil. Prof. D. Alexander von Oettingen.

hineinscheinen konnte. Meine gute Frau, für die „Alltag und Sonne" notwendig zusammengehörten, litt unter der Größe der düster gewordenen Räume.

So entschloß ich mich denn — wenn auch mit schwerem Herzen — bei eintretender günstiger Gelegenheit es zu verkaufen, nachdem ich einen sonnigen Platz in der Nähe erstanden hatte, der einen noch schöneren, weil freieren Ausblick über den Domberg und den ihn umgebenden Wallgraben ermöglichte. Meinem lieben, uns nahe befreundeten Kollegen, dem unvergeßlichen Chirurgen W. v. Wahl übergab ich voll Vertrauen mein altes Haus, während das kleine, schweizerisch gebaute Nebenhaus von meinem Freunde und Kollegen Ferdinand Mühlau erstanden und stattlich ausgebaut worden war. Er bewohnte es mit seiner Familie bis zum Jahre 1896, wo er einen Ruf nach Kiel erhielt, und verkaufte es dann der Witwe meines seligen Bruders Nikolai, die es noch gegenwärtig bewohnt, nachdem sie das große, von meinem Bruder Gori erbaute Steinhaus dem Professor Zoege von Manteuffel verkauft hatte.

So lebten wir in schöner geschwisterlicher und kollegialer Gemeinschaft. Kaum hundert Schritte davon entfernt errichtete ich mir nach selbstgemachtem Plane und nach dem architektonisch ausgeführten Entwurf meines lieben Neffen, des jugendlichen Architekten Rudolf v. Engelhardt, im Jahre 1880 ein sonnig gelegenes zweistöckiges Haus in gothisch verziertem Rohbaustil mit vierstöckigem Turm als Luginsland und einem von mir selbst aus Tuffsteinen gemauerten Treibhause, als immergrünem Eingange zur unteren und oberen Wohnung. Die untere war für unsere verwitwete Schwiegertochter Lisa Engelhardt mit ihrem nach dem Tode des Mannes geborenen Töchterlein Elisabeth bestimmt; die obere bezogen wir selbst nach einer festlichen Einweihung des ganzen Hauses*).

Später, als unser Großtöchterchen mit der Mutter in die

*) Das nebenstehende Bild zeigt dem Leser das neu erbaute Haus; links im Hintergrunde ist der Turm meines früheren Hauses, rechts das Anatomie-Gebäude zu sehen. Dazwischen liegt der vielgenannte „Wallgraben".

Ferne zog, wohnte eine Zeit lang die gute Fürstin Metscherski im unteren Stock. Gegenwärtig hat (seit bereits 16 Jahren) die Dorpater Naturforscher-Gesellschaft sich unten eingerichtet, während das meteorologische Observatorium der Universität den Turm mit dem Dachgeschoß für seine Beobachtungszwecke verwertet. Mir, als leidenschaftlichem Naturfreund, war dieses in jeder Hinsicht genehm. Seitdem hat auch mein hochgebauter Turm, der als gemütlicher Erker mir und meinen Gästen so lieb und heimisch geworden, einen praktisch-wissenschaftlichen Zweck erreicht. Auf seiner obersten Plattform mit der himmlischen Aussicht bewegen sich jetzt die Wetterfahnen und Windmeß-Apparate, die mein nach Leipzig ausgewanderter Bruder Arthur aus seinem Hause (am Senfschen Berge) herübertransportierte und die nunmehr — estnisch als torni wigurid bezeichnet — vom Dorpater Publikum als ein Wahrzeichen des Hauses angesehen werden.

Trotz der schönen Lage meines neuen Heims machte sich doch das Bedürfnis nach einer eigenen ländlichen Sommerwohnung immer wieder geltend. Es war, als ob das „landsche Kind" in mir hinaus wollte, sobald die Natur sich verjüngte und alles zu sprießen begann. Die nach Eröffnung der Eisenbahn (1881) erleichterte Verbindung mit unserem herrlichen Strande am Finnischen Meerbusen veranlaßte mich, nachdem ich vom Badeort Merrekül aus jene wundervolle Gegend kennen gelernt und mit meinem lieben Schwager Leopold Schrenck, sowie mit meinem dort bereits angesiedelten Bruder Arthur den prachtvollen estländischen Glint durchstreift hatte, mir dort ein hart am Meer gelegenes Grundstück zu erstehen, auf dem ich mir eine hübsche Villa mit zwei Veranden und freiem Ausblick über Wald und Meer erbaute (1882).

Dort ließ sich damals eine ganze deutsche Kolonie nieder, die in nachbarlichem Verkehr stand und in einsamem, wie gemeinsamem Naturgenuß schwelgte. Dort konnte ich meinem Organisationstrieb freien Lauf lassen. Dort habe ich fast zwei Jahrzehnte hindurch meine Sommerferien verbracht, mich an der überwältigenden Natur und den unerschöpflichen Meerfreuden

erquickt, und — was mir eine besonders werte Erinnerung ist — durch sonntäglichen Hausgottesdienst mit freier Predigt eine Gemeinde von Erwachsenen und vielen Kindern gesammelt, die sich von nah und fern immer zahlreicher einfanden, und zuerst unter Begleitung meiner Meraner Zither, dann aber im Anschluß an eine neu angeschaffte Hausorgel gemeinsam erbauten.

An diese Zither schließt sich für mein Leben eine ganz besonders reiche Tradition. Dort in der katholischen Fremde, wo ich von meinem Freunde, einem Tiroler Bauern, „Sepperl" genannt, das Spiel erlernte, hatte ich mich in dieses reizende volkstümliche Instrument so hineingelebt und -geliebt, daß ich — neben den Liedern und Ländlern, für die es besonders geeignet ist — auch unser kirchliches Volkslied, den Choral, zu spielen im Stande war. Insbesondere gelang es mir, den Gesang auch einer zahlreicheren Hausgemeinde zu begleiten, bezw. zu leiten, nachdem die liebe Meraner Gemeinde mir eine dafür besonders geeignete sogenannte Elegie-Zither verehrt hatte. Diese hat mich seitdem auf allen meinen Reisen begleitet, war mir eine Trösterin in trüben Stunden und eine erheiternde Freundin, wenn es galt, Schnadahüpfle oder andere lustige Volksweisen zu spielen und zu singen. Auf unserer Strand-Villa „Liebenstein", wie wir unser dortiges Haus und Heim nannten, hat sie mir und anderen viel frohe und erquickliche Stunden bereitet. — Als mein Gesundheitszustand schwankend wurde und die Beschwerden des Alters sich meldeten, mußte ich den Strandaufenthalt aufgeben. Es war mir ein gewisser Trost, daß mein Haus daselbst in die Hände einer Familie kam, die uns eng befreundet war. Prof. Körber wußte als neu eintretender Besitzer, ebenso wie seine Frau, die Schönheiten dieses Eldorado zu schätzen und die von mir gemachten Anlagen zu pflegen. Als Herr meines stillen „Liebenstein" hat er noch einige Jahre auf seinem Grund und Boden uns gastlich aufgenommen und in seiner Häuslichkeit die schönen, sonntäglichen Gottesdienste fortbestehen lassen, an denen damals auch unser unvergeßlicher Wilhelm Volck sich mitunter predigend beteiligte. Ich erinnere mich noch lebhaft dessen, wie dieser alte

gute Freund und Genosse, der eigentlich kein Naturschwärmer war, überwältigt von der Pracht unserer Aussicht über Strand und Meer, in die Worte ausbrach: „Alexander, Alexander — du wirst hier noch den Himmel über der Erde vergessen!" — Ich antwortete ihm mit den Paul Gerhardtschen Versen: „Ach, denk ich, bist du hie so schön, und läßt du's uns so lieblich gehn auf dieser armen Erden: was will doch erst nach dieser Welt dort in dem reichen Himmelszelt und güldnen Schlosse werden!" — —

* * *

Dorpat wurde nun wieder unser dauernder Wohnsitz. Es hatte sich allmählich der Dom- oder Wallgraben zu einer Art Oettingenscher Kolonie gestaltet, da auch mein seliger Schwager Moritz Engelhardt, sowie mein Bruder Arthur sich längst schon dort angebaut hatten. Auch unsere gute alte Mutter zog mit der ihr gebliebenen Tochter Marie in diese Gegend der Stadt und zwar in das Haus, das ich ihr gebaut (am Fuße des sogen. Senf'schen Berges, gegenwärtig dem Rechtsanwalt Ad. Volck gehörig). Als mein verstorbener Bruder Nikolai durch seinen Landrichterposten genötigt war, in die Stadt zu ziehen, übernahm er zuerst das eben genannte Haus der Mutter und erstand dann das von meinem Bruder Gori erbaute Steinhaus, während dieser sich ganz in meiner Nähe (im Garten meines Bruders Arthur) ein villenartiges Haus errichtete, das er noch gegenwärtig bewohnt. Da auch mein Bruder Eduard durch seinen Beruf als Präses der gemeinnützigen ökonomischen Sozietät und Oberkirchenvorsteher vielfach in Dorpat zu tun hatte, richtete er sich dort zeitweilig ein Standquartier ein (im Engelhardt'schen, jetzt Mag. A. Berendts gehörigen Hause). Und schließlich hat auch unser ältester Bruder August nach einem reich bewegten Leben auf seine alten Tage, wie er selbst sagte, als „verbrauchter Veteran" hier in unserem Embach-Athen seinen Anker- und Ruheplatz gefunden. —

Es dürfte wohl höchst selten vorkommen, daß eine so zahlreiche und weit verzweigte Familie, wie die unsrige es ist, so „beisammen hausen" durfte. Daß bei solch' engem Zusammen-

schluß die Gefahr der Familien-Koterie naheliegt — wer wollte es leugnen! Uns bewahrte — wie ich zuversichtlich glaube behaupten zu dürfen — die große Verschiedenheit der Charaktere und Berufsstellung, ja zum Teil auch der Weltansicht, wie ich schon oben hervorhob, vor Einseitigkeit und cliquenhaftem Wesen. Oft platzten die Geister bei ernstem Streit über politische, sozialethische und religiöse Probleme aufeinander, ohne den herzlichen Verkehr und die geschwisterlich offene Liebe zu stören. Ja, wir erfuhren in der Tat den Segen und die Wahrheit des biblischen Wortes: „Siehe wie fein lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen". Gleichsam als ein Symbol dieser intimen Zusammengehörigkeit erschien es, daß unsere sämtlichen am Wallgraben gelegenen Gartenhäuser untereinander und mit den freundlichen Nachbarn durch offene Pforten und einen zugänglichen Weg verbunden blieben, der wegen seiner Schmalheit den traditionell gewordenen Namen „Tugendpfad" erhielt.

Daß unsere Gegner sich vielfach spöttelnd darüber ergingen und von der „Herrschsucht" dieser Familie munkelten, läßt sich denken und trat hier und da auch öffentlich zutage. Wurde doch z. B. von seiten der Moskauer Zeitung (Моск. Вѣдом. 1891, Nr. 153) spottend darauf hingewiesen, daß zwei Gebrüder Oettingen sich am Domberge zwei Schlösser erbaut haben, von denen das eine der „Vatikan", als Residenz des „livländischen Papstes", das andere der „Quirinal", als Residenz des Dorpatschen Stadthauptes, genannt werde. So hätten faktisch „die Oettingens über ganz Livland ihre Netze ausgebreitet und ihren verderblichen Einfluß ausgeübt!" —

Diese hämische Äußerung des großen Moskauer Blattes erinnert mich an eine harmlose, aber charakteristische kleine Geschichte, die ich in meinem oben beschriebenen ersten Wohnhause erlebt und die ich hier beiläufig erzählen will.

Es war im Jahre 1861. Der damalige Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, der edle und joviale allbeliebte Fürst Suworow hatte mit meinem älteren Bruder August, der damals Landmarschall war und bald darauf livländischer Zivilgouverneur wurde, eine Rundreise durchs Land unternommen. In unserer

Universitätsstadt angelangt, erwies der leutselige Fürst mir die Ehre eines Besuches. Beim Fortgehen fragte ich ihn, ob er nicht meinen Turm besteigen wolle, von wo sich dem Beschauer ein freier Ausblick über Stadt und Land darböte.

Oben angelangt, staunte er über die Pracht der nächsten, im Frühlingsschmucke prangenden Umgebung und über den weiten Horizont. Dann aber brach er in die Worte aus: „Dies also ist das geistliche Zwing-Uri von Dorpat!" Es lag in seiner harmlos hingeworfenen Bemerkung durchaus keine beabsichtigte Kränkung, sondern nur eine humorvolle Anspielung auf das Gerücht, das ihm zu Ohren gekommen war: ich werde wegen meiner „Herrschsucht in geistlichen Dingen" der „livländische Papst" genannt.

„Ja", erklärte in seiner ironischen Weise mein Bruder August, „deshalb heißt dies Haus im großen Publikum, wie bei den Studenten „der Vatikan"! Manche bezeichnen es aber noch lieber als „Alexandershöh" — es ist dies das große Irrenhaus bei Riga — „weil" — so fügte er lachend hinzu — „mein Bruder Alexander so verrückt ist, den Studenten — trotz bitterer Erfahrungen — immer wieder Geld zu puffen."

Als ich später — im Jahre 1881 — mein gegenwärtiges Haus mit dem vierstöckigen Turm in Ziegel-Rohbau bezog, wurde es von den Kommilitonen scherzweise die „Rotenburg" benannt, was ebenfalls auf eine ähnlich benannte Irrenanstalt in Riga hinweisen sollte. Ja, die spottlustige akademische Jugend erfand — im Hinblick auf das stattliche steinerne Eingangstor zu meinem das Haus umgebenden Garten — den Namen: „Die Hohe Pforte!" — mit unverkennbarer Anspielung auf das alte Studentenlied: „Bald Papst, bald Sultan möcht ich sein!"

Dieser harmlose Spott hätte den guten Fürsten Suworow gewiß auch amüsiert. Bei seiner kaustisch-sarkastischen Art war er sehr empfänglich für burschikose Redeweise. Hatte er doch selbst in Jena studiert, war also mit dem akademischen Leben und Treiben wohl vertraut. Ja, er hatte selbst etwas Burschikoses an sich. So berief er sich einmal bei seiner warmen Vertretung unserer baltischen Interessen in Petersburg auf die Frage

des Ministers, warum er dies so eifrig täte, auf das alte russische Sprichwort: „Своихъ не выдавай!“ — was so viel heiße, wie bei den Dörptschen Studenten, wenn sie in Gefahr geraten: „Bursche heraus!“ —

Auch als grau gewordene Männer im Amt, ja als emeritierte Professoren und zur Ruhe gesetzte Diener des Landes fühlen wir uns noch immer in Rückerinnerung an die schöne Jugendzeit als juvenes Dorpatenses — trotz der molesta senectus! Der Gedanke fuimus et sumus Dorpatenses gibt mir ein Recht, ja legt mir in gewissem Sinne die Pflicht auf, die Musenstadt, in der wir unsre Häuser gebaut und unsre Heimat gefunden, zum Schluß noch in ihrer Eigenart und Entwicklung zu charakterisieren. —

* * *

Unverkennbar prägt sich in der Bauart der Häuser, wie in ihrer Lage der Charakter einer ganzen Provinz, wie der einzelnen Stadt und ihrer Bewohner aus. Das „landische“ Haus ist ein anderes als das „städtische“. Dort mehr freie Eigenart und ringsum Naturaufgeschlossenheit; hier mehr gebotene Einfügung in die engere Umgebung und Kulturschranke. Und doch kann auch in der Stadt das individuell persönliche oder familienhafte Element des Hauscharakters zutage treten. Dies ist ja meist bei den kleinen oder mittleren deutschen Städten und so auch hier bei unserer, in das Embachtal gebetteten Universitätsstadt der Fall.

Die sogen. Altstadt gruppiert sich um das Rathaus und den Großen Markt, auf den die Haupt- oder Ritterstraße mündet, um durch die belebte Kühnstraße, in der unser elterliches Haus lag, auf den sogen. Barklay-Platz mit dem säulengeschmückten Kaufhof hinüberzuleiten.

In diesem Teile unserer Heimatstadt befinden sich eng aneinander gerückte, meist gartenlose Steinhäuser. Nur wo sie an den sogen. „Domberg“ stoßen, haben sie auf der Rückseite aufsteigende Gartenabhänge, die meist herrliche Ausblicke auf das jenseitige, linke Embachufer gewähren.

In den Vorstädten, längs der Embach-Niederung ziehen sich die vielfach ärmlichen, von sumpfigen Gärten umgebenen Holzwohnungen des zweiten und dritten Stadtteils hin. Im Norden und Süden, besonders aber in der südwestlich zum Bahnhof hin gelegenen Partie der Stadt hat jedes Haus seinen Garten und seine Veranda.

Da außerdem auch im Innern des ersten Stadtteils — besonders am Embachufer, zwischen der Holz- und Steinbrücke, und am Barklayplatz hübsche öffentliche Anlagen sich befinden, die ich, beiläufig gesagt, als zeitweiliges Mitglied des städtischen „Verschönerungskomitees" mit zu organisieren hatte — so gewährt das Ganze einen überaus freundlichen Anblick. Ja, ich kann es unserem alten unvergeßlichen Stifter der Livonia, dem nunmehr längst dahingeschiedenen Akademiker Gregor von Helmersen (geb. 1803 † 1885) lebhaft nachempfinden, wenn er in seinem Festgedicht zum 50jährigen Jubiläum der von ihm so heißgeliebten Korporation (am 20. Sept. 1872) zum Lobe Dorpats die Verse sang:

Gegrüßest seist du, hoher Dom,
Du alma mater du!
Gegrüßt du treuer Bruderbund!
Ich trete stolz herzu:
Wohl hab' ich in der weiten Welt
Gar manche Stadt geschaut;
Doch keine, die mir so gefällt,
Als die man hier gebaut! —

Man sieht es dieser freundlichen Stadt gegenwärtig nicht an, daß sie im Grunde uralt ist, vor mehr als 800 Jahren — etwa um 1080 — begründet worden, ja daß sie einst der Hansa angehörte und weitgreifenden Handel betrieb. Kriegsläufte und feindliche Zerstörungswut haben in dieser einst so kirchenreichen Bischofs- und Ordensstadt schrecklich gewütet, so daß sie mehr als einmal ihrem völligen Untergange nahe war. Namentlich in jenen furchtbaren Zeiten des nordischen Krieges: Nach dem Überfall der Russen im Jahre 1704 sollen nur „drei Deutsche" als Einwohner übrig geblieben sein. Alle übrigen sind teils hingeschlachtet worden, teils sollen sie — weil man sie für gefährlicher

hielt als die estnischen Landbewohner — ins Innere Rußlands geschleppt worden sein. Die „Undeutschen" durften bleiben, weil man sie nicht fürchtete.

Und doch gewannen allmählich die Deutschen durch ihre Intelligenz und Arbeitskraft wieder die Überhand. Vollends seit der Neubegründung der von Gustav Adolf im Jahre 1632 gestifteten Universität, welche in den Kriegszeiten ganz geruht hatte und seit 1802 zuerst durch die Ritterschaft, dann durch kaiserliche Munificenz wieder eröffnet wurde, ward unser Embach-Athen zum geistigen Mittelpunkt nicht bloß unserer baltischen Provinzen, sondern für alle, die im Dienste des großen Reichs, dem wir angehören, hin und her zerstreut, noch jetzt als einstige Söhne der alma mater Dorpatensis mit Stolz und Freude ihrer gedenken. —

Von der alten Ordens- und Bischofsstadt Dorpat legen heuer nur die herrliche gothische Domruine aus dem 13. Jahrhundert, sowie die mitten in der Stadt belegene ehrwürdige St. Johanniskirche Zeugnis ab — jene zur Hälfte ausgebaut für die Universitätsbibliothek, zur Hälfte in schwunghaften Spitzbögen den alten Ziegelrohbau dem staunenden Auge darbietend; diese, neuerdings in ihrer ursprünglichen reichen Ornamentik wiederhergestellt, ein Denkmal der guten alten Zeit. In ihr vollzog sich einst die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts; in ihr versammelten sich (bis 1834) alle deutschen und estnischen Lutheraner, sowie (seit 1846) die Glieder der neubegründeten Universitätsgemeinde und der kleinen lettischen Kolonie. Gegenwärtig dient sie, nachdem die Universitätsgemeinde (seit 1856) selbständig begründet ward und die wachsende estnische Gemeinde in der St. Marienkirche (seit 1834) und in der schönen St. Petrikirche (seit 1881?) eine Unterkunft gefunden, ausschließlich der protestantischen deutschen Stadtgemeinde und wird nur gastweise auch von den wenigen hier domizilierenden Letten benutzt.

Aus der Epoche der großen Kaiserin Katharina II. stammt noch das mit einem altväterischen Rokoko-Turm geschmückte Rathaus am Hauptmarkt mit dem Ausblick auf die in kolossalen heimatlichen Granitquadern den stattlichen Strom überwölbende

Steinbrücke. An der vorderen Front ihrer monumental sich erhebenden, durch eiserne Ketten verbundenen Tore tritt dem Beschauer die lapidare Inschrift entgegen:

Siste hic impetum flumen, Catharina II jubet, cujus munificentia haec moles in commodum publicum exstructa, Livoniaque primo ponte lapideo ornata est. Anno MDCCLXXXIV.

Es ist wohl für jene Zeit (1784) — im Kontrast zu den gegenwärtigen Zuständen — bedeutsam, daß durch Inschrift weder in estnischer, noch in russischer Sprache, sondern nur in deutscher Übersetzung ausgemeißelt dasteht:

Strom, zähme hier deinen Lauf,
Catharina II gebot's.

Ihre Freigebigkeit wirkte diesen Bau zum Nutzen des Landes und zierte Livland mit seiner ersten steinernen Brücke im Jahre 1784.

Ach, daß „zum Nutzen des Landes" nicht nur, sondern des ganzen großen Reichs der in den letzten Jahrzehnten mächtig anschwellende Strom der nationalistischen Bewegung und Erregung auch seinen „Lauf hier zähmen wollte!"

* * *

In dem jüngst erschienenen, überaus gründlichen Buche meines lieben Freundes und Kollegen Dr. B. Körber (Die Stadt Dorpat in statistischer und hygienischer Beziehung. 1902) wird der ziffermäßige Nachweis geliefert, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte (von 1867—97) die Zahl der Deutschen von rund 9000 auf 7000 Einwohner zurückgegangen ist, während die estnische Bevölkerung auf ca. 30000 (von 23000), die russische auf fast 3000 (von 1700) stieg. Die hohe Ziffer der Esten erklärt sich nicht bloß aus dem Zuströmen der landischen Bevölkerung, sondern auch aus der nationalistischen Tendenz der Neuzeit, das Estnische als „Muttersprache" zu betonen, während man früher (1867) es noch als „Ehrensache" ansah, in die höher gebildete deutsche Kulturschicht emporgestiegen zu sein. Die Vermehrung des russischen Elements — abgesehen von dem hier stationierten

Militär, das nicht unter den rund 40000 Einwohnern mitgezählt ist — ergibt sich aus der seit 1885 beginnenden „Reform" der Schulen und der Hochschule. Bis auf die theologische Fakultät und einige ausländische Professoren, die in deutscher Sprache ihre Vorträge halten, hat alles der Reichssprache weichen müssen! Aber — merkwürdig! Nicht nur die Esten, sondern auch die russischen Professoren und Studenten (zirka 1200) sind doch alle mehr oder weniger bestrebt, des deutschen Idioms Herr zu werden! Quod Deus bene vertat. —

Die offizielle Umbenennung der Stadt Dorpat in „Jurjeff" (seit dem Jahre 1891) ist symptomatisch von tiefgreifender Bedeutung. Der Name als solcher wäre an und für sich noch nicht entscheidend. Ich erinnere mich schon als Knabe oft aus dem Munde unserer russischen Maurer, sowie der Fischerleute vom Peipus-See den uralten Namen „Jurjeff" gehört zu haben. Die Handelsschiffer, die auf sogenannten „Lodjen", mit Holz und anderen Frachten beladen, von Pleskau her über den Peipus-See durch den schiffbaren Embachfluß — von den Esten „Mutterstrom" (Emajögi) genannt — zu uns herüberkamen, kannten und kennen kaum einen anderen.

Wenn man seit der sogenannten „Reform" diesen Namen für Stadt und Universität offiziell zu gebieten für notwendig erachtet hat, so erscheint es doch unmöglich, die althistorische Benennung, wie sie Alexander I., der Gesegnete durch die Begründung der „Universität Dorpat" speziell für die „baltischen Provinzen" sanktioniert hat, aus den Tafeln der Geschichte zu verwischen oder auszumerzen. Für die gesamte Kulturwelt, wie für uns baltische Veteranen und einstigen Jünger der alma mater ist und bleibt das „alte Dorpat", die einst so gesegnete, unvergeßliche Heim- und Pflanzstätte höherer Bildung nicht bloß für unsere Provinzen, sondern für das ganze große russische Reich.

Ihre geradezu einzigartige Bedeutung lag eben darin, daß diese Universität gleichsam den Brückenkopf bildete für den Kulturstrom westeuropäischer Wissenschaft in den kulturbedürftigen Osten: die Gegenseitigkeit in dem Austausch der akademischen Lehrkräfte

und die Eigenart wissenschaftlicher Erziehung auf dem Grunde lebendigen Verkehrs zwischen Professoren und Studenten, und nicht am wenigsten das korporelle Vereinsleben. All' diese uns eigenartigen Momente erklären und bedingen zum großen Teil die Fruchtbarkeit der hier genossenen akademischen Jugendbildung, sowie die intime Anhänglichkeit und Dankbarkeit aller früheren Dorpatenser, die, im weiten Reich zerstreut, ja aus allen Weltteilen der teuren alma mater an ihrem Stiftungstage (12./24. Dez.) so warm gedenken. — —

Die vor mehr als vierzig Jahren (1861) durch kaiserliche Munifizenz zur Zeit Alexanders II. unter dem segensreichen Kuratorium Bradkes errichtete lutherische Universitätskirche steht noch gegenwärtig da als ein Zeugnis für den ursprünglich protestantischen Charakter dieser Hochschule. An ihrer Spitze funktioniert noch gegenwärtig die theologische Fakultät mit deutscher Unterrichtssprache — gleichsam ein Fähnlein über den Wassern, in welchen der Schatz unserer alten Traditionen versunken zu sein scheint. Gehört es doch mit zu der Eigenart oder — wie noch jüngst der Minister Glasow bei seinem Besuch unserer Stadt hervorhob — zum auszeichnenden Charakter unserer baltischen Universität, daß sie allein im ganzen russischen Reiche eine wirkliche universitas literarum darstellt, indem die theologische Fakultät die zusammenhängende Gesamtheit der Wissenschaften gleichsam zu einem höher strebenden idealen Abschluß bringt.

In ganz Rußland erhalten bekanntlich die Geistlichen nur in Seminaren ihre theologische Bildung und entbehren also den heilsamen Kontakt mit den anderen Wissenschaften. Daraus erklärt sich nicht nur die relative Minderwertigkeit ihres Bildungsstandes, sondern auch die einseitig realistische und naturalistische Richtung der russischen Universitäten, sofern ihnen das ideale Moment der christlichen Religionswissenschaft fehlt.

Als vor ein paar Jahrzehnten eine russische Enquête-Kommission hier in Dorpat alle einzelnen Professoren vor ihr Forum lud, um die Eigenart unserer Hochschule kennen zu lernen, richtete der Vorsitzende an mich die Frage, „wie es zu erklären sei, daß in

Dorpat keine radikal-politischen Tendenzen in der akademischen Jugend zutage träten?" — Ich antwortete unumwunden: „Abgesehen von unserer baltischen Eigenart, die allen solchen Umtrieben durchaus ablehnend gegenüber stände, erkläre sich die mehr ideale Geistesrichtung und das ernstere wissenschaftliche Streben unserer akademischen Jugend zum großen Teile aus dem Zusammenbestehen und -wirken der theologischen mit den übrigen Fakultäten. Dies bewahre sie vor einseitigem Naturalismus und radikalem Materialismus, in ethischer wie in sozialpolitischer Hinsicht; den russischen Universitäten fehle dies „Salz-Element!" — Für solch' eine Argumentation hatten die Glieder jener Kommission kein Verständnis. So etwas sei „im großen orthodoxen Zarenreiche schlechterdings unausführbar!" — Ich aber dachte: hinc illae lacrimae!

Sind doch, infolge ihrer Isolierung und unvollkommenen Bildungselemente, jene geistlichen Seminare vielfach zu Brutstätten der nihilistisch-revolutionären Bewegung geworden (ich erinnere da an den aus einem geistlichen Seminar hervorgegangenen, neuerdings so viel genannten Arbeiterführer Gapon). Und die russischen Universitäten — ja neuerdings auch das durch Reformen beglückte und mit Seminaristen überschwemmte Jurjeff — sind sie nicht zu Revolutionsherden geworden, gegen die unsere baltisch-korporativen Studentengemeinschaften trotz aller Sympathie für Fortentwicklung energisch Protest erheben?

* * *

Unsere schlichte, aber überaus freundliche und lichtvolle lutherische Universitätskirche, 1861 im Basilikenstil erbaut, liegt hart am schönen Domberge. Eine schattige Allee führt hinauf zu der Domruine, in deren ausgebautem dreistöckigen Teile die Universitätsbibliothek untergebracht ist. In dem untersten Stockwerk hatte die Universitätsgemeinde (von 1856—61) eine freundlich anheimelnde Interimsstätte für ihre gottesdienstlichen Versammlungen gefunden, rings umschlossen von den sie umgebenden Baumgruppen, die aus den hoch aufragenden gothischen Strebepfeilern und Spitzbögen hervorlugen.

Hier erbaute unser lieber alter Universitätspastor Prof. Dr. A. Christiani die ihm ans Herz gewachsene kleine Erstlingsgemeinde der Universität durch seine schlichte, aber tiefgreifende und packende Predigt. Und wie freudig verkündigten auch wir Jüngeren — Moritz von Engelhardt und ich — in dieser wahrhaft idyllisch gelegenen „Zionskirche auf dem Berge" das Wort Gottes!

Der herrliche, vom Kaiser Alexander I. der Universität geschenkte, parkartig bepflanzte Domberg gewährt einen weiten Ausblick auf die im Embachtale gebettete freundliche Stadt, die man daher vielfach — wenn auch meines Erachtens unberechtigter Weise — als das „nordische Heidelberg" bezeichnet hat. Freilich hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten — seit der sogen. Reform unserer alma mater im Sinne der Russifizierung — gar manches geändert. Nur mit tiefem Ernst können wir alteingesessenen Dorpatenser die gegenwärtige Physiognomie unserer baltischen Universitätsstadt mit der früheren Zeit vergleichen. Auf dem Giebel des hundert Jahr alten Universitätsgebäudes ragt jetzt das russische Kreuz, auf schwarzem Piedestal aufgerichtet. Und wunderlich kontrastierend mit dem ehrwürdigen Bau erglänzt auf einem Seitenflügel ein buntes Glockenhäuschen mit 5 lichtblauen Zwiebeltürmchen und goldenen russischen Kreuzen, als Zeugnis für die im Innern neueingerichtete orthodox-griechische Kapelle. Und auf dem Domberge, wo früher deutsche Studentenlieder erklangen und ein zahlreich sich versammelndes Publikum dem vierstimmigen Männergesang andächtig lauschte; wo auf der sogen. „Engelsbrücke" — mit der goldenen Inschrift „otium reficit vires" — die akademische Jugend in korporellen Farbendeckeln sich erging; wo im Angesicht der hochragenden Domruine die „Walpurgisnacht" mit Freudenfeuern und Kommersliedern echt deutschen Gepräges gefeiert wurde: — da sieht man jetzt massenhaft russische Studentenuniformen und -Physiognomien hin- und herwogen! Der Gesang ist verstummt und die schwungvolle „Teufelsbrücke" — die den Höhepunkt der Domanlagen zwischen dem Anatomikum und den klinischen Gebäuden bildete — ist der Fäulnis verfallen, ohne bisher wieder aufgerichtet worden zu sein! —

Da kann man es als alter Dorpatenser — trotz der neuerdings wieder veränderten Zeitströmung — dem jugendlichen baltischen Dichter (E. Kraus) wohl nachfühlen, wenn er vom Domberge aus im Hinblick auf unsere einst so fröhlich blühende, jetzt so schwer heimgesuchte Universitätsstadt seine Stimmung in die schön improvisierten Verse ausklingen ließ:

Im goldnen Abendschein erglänzt der Strom;
Der Horizont erglüht in bunter Pracht!
Es grüßt das Licht zum letztenmal den Dom —
Dann wird es Nacht! —
Jetzt ist vom Dunkel alles rings umgraut,
Und düstres Schweigen hemmt des Pulses Schlag;
Nur eine Frage wird im Herzen laut:
Wann wird es Tag?

Daheim.

Aus weissem Birkenstamme
Schon Frühlingswasser rinnt,
Das Laub in lichter Flamme
Zu auferstehn beginnt;
Der Kiebitz mit den Staren
Froh um die Wette pfeift,
Die Wandergans in Scharen
Hoch über Wolken schweift.

Frei durch den dunst'gen Morgen
Die flücht'ge Schnepfe streicht,
Im Wipfelgrün geborgen
Sich scheu der Birkhahn zeigt;
Der Storch von fernen Reisen
Nun auch zur Heimat lenkt,
Mit würdevollen Kreisen
Sich auf den Dachfirst senkt.

Frisch glänzt vor unsern Blicken
Der Wiese junger Samt,
Und über'm Höhenrücken
Die Frühlingssonne flammt.
Der Wald winkt duftverschwommen,
Die Erde tauerquickt, —
Die Maienzeit ist kommen,
Die alles bräutlich schmückt.

Hast du hier, die uns bannen
Die Zauber schon gesehn?
Sind es die hohen Tannen,
Die ernst das Haus umstehn,
Ist's dort die blache Weide,
Die an den Park sich lehnt,
Der öde Reiz der Heide,
Die sich so endlos dehnt,

Wenn fern im dunklen Moore
Der Abend niedertaucht
Und wie mit Purpurflore
Die Düne überhaucht? —
Doch nicht das stille Walten
Ländlicher Schönheit nur,
Die wechselnden Gestalten
Der Schöpferin Natur,

Auch nicht des Weltgebrauses
Verschollner Klagelaut,
Es ist der Geist des Hauses,
Der unser Herz erbaut,
Der mit der Kraft der Jugend
Die Seele uns erneut,
Der Heimat beste Tugend
Die edle Gastlichkeit.

Sie ist's, die Wandermatten
Die heisse Stirne kühlt,
Der Eichbaum, dessen Schatten
Der Gastfreund dankbar fühlt.
Hier weht der Sturm gelinder
An deutschem Herd sich müd,
Der süsse Blick der Kinder
Erquickt Herz und Gemüt.

Hier gibt's nach Arbeitstagen
Der Woche, dicht geschart,
Was schon seit alten Tagen
Gut baltisch-deutsche Art:
Die trauliche Verbindung,
Wie nur das Haus sie schafft,
Sie schenkt zur Überwindung
Des Lebens neue Kraft.

Zum treuen Wegbereiter
Dann über sich hinaus
Wird unser Heim uns weiter
Ins schönre Vaterhaus.
Die Liebe, die hier labend
Schon Haus und Herz erfüllt,
Sei uns vom Feierabend
Der Ewigkeit ein Bild! —

Carl Hunnius.

Johannisfeuer.

Altlivländische Skizze

von

Eberhard Kraus - Königsberg.

Die Sonne ging zur Rüste. Eine Wolkenwand, breit und mächtig, wie die Schleppe eines violetten Bischofsmantels, bedeckte den Westen. Und als rotgoldene Kugel rollte der Sonnenball darunter hervor und sank langsam in den bräunlichen Dunstkreis hinab, als sei in den Falten des bischöflichen Mantels des Kaisers Reichsapfel verborgen gewesen und nun plötzlich herabgeglitten und ins Leere versunken.

Matt glänzten die letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirns an den Helmen zweier Ritter, die am Ufer des Flusses hin- und wieder ritten. Der eine von ihnen, ein hagerer breitschultriger Degen mit tiefgebräuntem Pergamentgesicht und struppigem blonden Schnauzbart, trug das weiße Ordensgewand, darunter einen rostigen Kettenpanzer. Das eckig und länglich geformte Haupt deckte eine spitze Sturmhaube mit Nasenschirm. Der andere war glänzend gerüstet und gewappnet. Aus dem jugendlich rosigen Antlitz, das von jeglichem Bartwuchs gesäubert war, spähten rehbraune Augen hell und falkenscharf ins Weite.

„Die Furt ist schmal", wandte er sich in dem frischen Fluß der rheinischen Rede an den Gefährten. „Die Litauer werden sie zwar nach der Wegespur bald auffinden. Aber beim ersten Übergangsversuch werden sicher viele von ihnen zu weit nach links geraten und vom stark angeschwollenen Wasser stromab

gerissen werden. Die Nachfolgenden, die dann einzeln oder selbst zu zweien oder dreien das Ufer erreichen, werden wir hoffentlich leicht abtun. Was meinst du, Wittich?"

Der blondbärtige Hüne zuckte die Achseln. „Ich habe schon so manchen Litauer ganz ohne Furt durch reißendes Wasser schwimmen sehen", gab er in der langsam kauenden niedersächsischen Mundart zurück. „Seit drei Stunden brennt unsere Grenzveste, die wir noch just zur rechten Zeit räumten, um unsern Talg vor dem Einschmelzen zu bewahren. In einer halben Stunde haben wir die Fuchsmützen hier."

„Und du hältst uns zwei nicht für stark genug, ihnen den Übergang zu wehren? Hast du schon vergessen, was ich dir und den anderen Brüdern vom Kampf der Burgunden gegen die Heunen vorgesungen, wie Hagen und Volker selbander Hunderte und Tausende der tückischen Schleicher erlegt? Und ist dir nicht noch Wunderbareres aus der Legende bewußt?"

„Auch der Frömmste hat keinen Anspruch auf Himmelswunder!" versetzte Wittich trocken. „Kommt ein Wunder um so besser. Kommt's nicht, so dürfen wir nicht murren. Unsere Sache ist es bloß, für den Glauben und die heilige Jungfrau zu streiten, so lange wir den Schwertarm heben können. Ist's beschlossen, daß wir fallen müssen, nun so fallen wir eben, wie andere Kreuzfahrer vor uns!"

„Oder wir fällen die Heiden, wie andere Kreuzfahrer vor uns getan!"

„Aber nicht, wenn sie zu zweien gegen einige Hundert standen. Wir sind hier um die Litauer aufzuhalten, bis die Knechte mit dem flüchtenden, wehrlosen Volk die Komturei erreicht haben. Flammen Pechkränze von drei Türmen, so wissen wir, daß sie geborgen sind."

„Lassen wir die Litauer erst ans Ufer, dann frommen uns keine Pechkränze mehr, sondern nur noch Totenkränze."

„Sollten wir dann aber noch im Sattel sitzen, dann spornen wir die Hengste sofort zur Flucht — jeder auf dem geradesten Wege zur Burg. Versprichst du mir das, Rainald? Ich mach's ja ebenso, denn wir müssen unserer Sache jeden Streiter erhalten,

der noch zu retten ist. Ob ich's bin, ob du's bist, das ist vollkommen gleich!"

„Wie du willst", schloß der Jüngere und sein soeben noch so heiter strahlendes Antlitz erschien jetzt verdunkelt, um Jahre gealtert.

Um einen Gewaltstreich gegen einen herrschsüchtigen Abt zu sühnen, der die alten Waid- und Fehderechte seines Geschlechts zu beschränken gesucht, hatte Rainald einen Eid ablegen müssen, daß er sich einer nach Livland gehenden Schar von Kreuzfahrern anschließen und drei Jahre gegen Litauer, Semgallen und Esten im Felde stehen werde. Mehr als ein Jahr befand er sich bereits in dieser grauen Wildnis, hatte Streifzüge, Überfälle, Rückzüge mitgemacht, aber noch keinem regelrechten Treffen beigewohnt. Alles geschah hier plötzlich, unvermutet, wider alle Voraussicht und Berechnung. Nicht nach ritterlicher Fehdeansage stießen die Heere aufeinander, sondern wie Raubtiere, die einander zufällig ins Gehege kommen, wie Dolche, die aus verborgenen Scheiden fahren. Er hatte im Tjost und Buhurt seinen Mann gestanden, war zu mancher Fehde in den Sattel gestiegen, aber hier versagten ihm Kraft, Übung und Erfahrung vollständig. Ein dunkles, gewaltiges Schicksal hielt seine Hand schwer über seinem Scheitel. Nicht aus freiem Antrieb war er hergekommen, er sehnte den Augenblick herbei, da die Sühnezeit erfüllet sei. Nachdem die mit ihm vom Rhein gekommenen Kampfgefährten an einem Sommerfeldzug teilgenommen hatten, waren sie längst wieder in die sonnige Heimat zurückgekehrt, nur ihn band sein Eid. Und früher als er geahnt, war die letzte und schwerste Prüfung an ihn herangetreten. Er ging keinem Kampf aus dem Wege, er fürchtete auch den Tod nicht.

„Kein schön'rer Tod ist auf der Welt
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Heid', im freien Feld
Nit höret groß Wehklagen!"

Wenn er in den Streit gezogen war, dann hatte er sich als Mann und als Christ stets auf den Tod vorbereitet, aber nie hatte er darum den Glauben an den Sieg aufgegeben. Und weil er in seinem Herzen den Sieg fühlte und wollte, hatte er

ihn auch an seine Waffen gefesselt. Jetzt nahm ihm der kurzangebundene Wittich jede Hoffnung und Tröstung und zeigte ihm als einzigen Ausweg im allergünstigsten Falle nur die Flucht nach der Komturei. Staunend blickte er zu dem reckenhaften Manne auf, der kein Mensch mehr war, sondern nur ein Gefäß für den Willen Gottes, ein Schwert in der Hand der unsichtbaren Macht. War der nicht der bessere Krieger, den alle Wechselfälle des Schicksals unberührt ließen, der in den Kampf ging, wie ein anderer abends in das gewohnte Bett steigt, in dem er einmal doch den letzten Seufzer aushauchen muß? Jung, glücklich, lebensdurstig wie er, der Jüngere, war, hatte er, sobald er Schwert oder Lanze in der Faust fühlte, doch immer an ein Ziel gedacht, sei es Minne, sei es Beute oder nichts als Ehre und Ruhm. Dem gehärteten Manne an seiner Seite war es aber nicht einmal mehr um den Sieg zu tun, sondern nur noch darum, seine Schuldigkeit bis zum letzten Atemzuge zu erfüllen, jede weitere Sorge überließ er getrost dem Himmel. Wie hatte das Sachsenland, das solche Recken hervorbrachte, einst von seinen Vorfahren niedergerungen werden können? Der Franke braucht Waffenglanz, Gesang, Schönheit, Leidenschaft, den Glauben an Glück und Stern, um flammenden Herzens und sprühenden Auges in einen Kampf zu fliegen, dem nüchterne Berechnung aus dem Wege geht. Im Blick des sächsischen Gefährten aber blitzte kein Kampfeszorn, loderte kein Grimm, lauerte keine Tücke, nicht einmal von ernster Sorge war er getrübt. Wittich musterte das jenseitige Ufer so gleichmütig, als spähe er nach dem Wetter aus oder als sehe er einer heranziehenden Prozession gebetmurmelnder Mönche entgegen. Hatten denn wirklich vor Zeiten die Franken die Sachsen bezwungen oder war es nur der große Karl gewesen, dessen Herrschergeist den Trotz Wittekinds in den Staub geworfen? Nur das heiße Blut besiegt Gefahren, meistert Hindernisse, die dem Besonnenen unüberwindlich scheinen. Aber nur das kalte Blut vermag schwer Errungenes zu behaupten. Und darum hatte die Vorsehung in das sturmdurchheulte, regengepeitschte Land der Heidenvölker die beharrlichen Bremer, Westfälinger und Lübecker geführt.

Dieser Johannisabend war freilich köstlicher, als er jemals einen am silbergrünen Rhein erlebt. Dort wo die Sonne niedergegangen war, brannte der ganze Himmelssaum in feuriger Rotglut, die schwere dunkle Wolkenstreifen scharf begrenzten und gleichsam niederdrückten. Über den Wolken spannte sich ins Unermeßliche ein tiefes Blau, aus dem Sterne aufblühten wie Wasserrosen aus einem dunklen Weiher. Dabei war es doch nicht finster geworden. Wie ein zarter Elfenschleier breitete sich über Nah und Fern ein lichtes Spinnengrau, das Blinkendes dämpfte und Dunkles erhellte. Die linde Luft fächelte seine Wangen und der ragende Waldesdom, der die Furt in weitem Bogen umschloß, die taubeglänzte Wiese unter den Hufen seines Rosses strömten Düfte aus, wie er sie gleich würzig, gleich balsamisch noch nimmer eingeatmet hatte. Johanniswürmchen glühten, als wären sie von den strahlenden Himmelskerzen jählings zur Erde getropft. Aus irgend einem verborgenen Winkel zirpte eine Erdgrille mit so mächtiger Stimme, daß ihr trauliches, behagliches und beruhigendes Geräusch rings die Lüfte erfüllte.

Aber jetzt mischten sich in das einförmige Schnarren schrille, abgebrochene Laute, ein dumpfes Trappeln und Rasseln, Klänge, die den Abendfrieden wild zerrissen. Die Litauer nahten! Die Ersten wurden fortgetragen und von der strudelnden, durch vorausgegangene Regengüsse geschwellten Flut verschlungen, wenn es ihnen nicht glückte, stromabwärts wieder Land zu gewinnen. Andere aber fanden die Furt und peitschten ihre winzigen Klepper zu raschem Ansprung gegen das Ufer. Doch Wittich, der seinen gewaltigen, schwer gepanzerten holsteinischen Hengst mit wunderbarem Geschick lenkte, war allgegenwärtig. Jeder Lanzenstoß warf einen Litauer ins Wasser zurück und als der Schaft brach, ließ er sein Langschwert wie einen nimmersatten Blitzstrahl auf die Pelzkappen der aus dem Wasser heranrauschenden Feinde niedersausen. Auch Rainald verrichtete auf seinem feurigen Turnierhengst redliche Arbeit, und mancher litauische Reiter versank unter seinen Streichen in der Flut, um nie wieder emporzutauchen.

Endlich aber hatte eine größere Anzahl der hurtigen Waldessöhne doch das Ufer gewonnen — die einen, indem sie mit

großer Kunst ihre schwimmkräftigen Klepper schräg über den Fluß steuerten und dann von unten heraufgaloppiert kamen, die anderen, indem sie sich in so dichten Massen durch die Furt drängten, daß die beiden Verteidiger den Andrang nicht mehr abzuwehren vermochten. Bald sahen Wittich und Rainald sich von zahllosen heulenden Nachtschraten mit geschwungenen Schwertern, Keulen und Speeren umringt. Jetzt schlossen die Ritter sich derart aneinander, daß ihre Sattelgurte sich fast scheuerten, die Köpfe der Rosse aber nach entgegengesetzter Seite standen, und trieben durch Schenkeldruck die Tiere unausgesetzt im Kreise herum, die Schwerter mit beiden Händen schwingend und mit wuchtigen Streichen jeden Feind niedermähend, der in diesen schwirrenden Todesring trat. Aber schon fühlte Rainald seine Kräfte erlahmen, auch rieselte ihm dickes warmes Blut aus Wunden, deren Sitz er noch nicht kannte, langsam an Schulter und Brust hernieder. Er flüsterte ein stilles Stoßgebet und bereitete sich zum Sterben.

„Sporne deinen Gaul zur Flucht!“ hörte er plötzlich Wittichs Stimme in rauhem, fast krächzendem Klange rufen. „Wir müssen durchbrechen, auf der Komturei flammen die drei Feuermale!“

„Und du?“

„Ich folge dir! Nur getrost! St. Johannes bittet für uns!“

Mit Gedankenschnelle hatte Rainald mit der linken Faust die Zügel aufgerafft und seinem Hengst die langen Rittersporen tief in die Weichen gebohrt. Der Schild hing ihm als Schutz gegen hinterrücks geführte Streiche bereits am Nacken. Mit einem gewaltigen Satze warf sich der edle Renner in den Knäuel der Feinde, die vor dem unerwarteten Anprall auseinanderstoben. Vor des Flüchtenden Augen tanzte und wirbelte alles, er raste vorwärts, als schwebte er hoch in Lüften mitten in einem Spuk, im wilden Wodansheer. Hiebe her, Hiebe zurück! Bald links, bald rechts ein vom Rosse stürzender Feind. Er selber mehrfach verwundet, aber noch sattelfest, durch vertraute Waldwege stürmend, nur noch von wenigen Verfolgern gejagt — schließlich allein —

gerettet! Vom treuen Gefährten war nichts zu spüren. Im ersten Morgengrauen erreichte er die Komturei.

* * *

Wenige Stunden später lag Rainald im heftigen Wundfieber. Tagelang rang er mit dem Tode, bis seine strotzende Jugendkraft den grausen Knochenmann niederzwang. Erst jetzt erfuhr er, was sich inzwischen zugetragen. Sehr bald nach seiner Ankunft hatte der Komtur mit einem starken Fähnlein die Burg verlassen, um den Litauern entgegenzuziehen. Diesseit des Flusses war aber keine einzige Pelzkappe mehr anzutreffen, die schweren Verluste, die zwei einzelne Ritter ihnen beigebracht, hatten ihnen anscheinend die Lust zum weiteren Vordringen gründlich genommen. Den wild zerstampften Platz des Kampfes deckte keine litauische Leiche mehr, — die Feinde hatten ihre Toten und Verwundeten mitgeschleppt. Aber die ganze Wiese lag voll zerbrochener Waffen und gestürzter Rosse, und unter dem Leibe seines holsteinischen Hengstes ward die starre, blutberonnene Riesengestalt Wittichs hervorgezogen. Er war Rainald nur zum Scheine gefolgt, hatte dann sein Roß herumgeworfen und sich fast hart bis an das Flußufer zurückgekämpft, um die Mehrzahl der Bedränger möglichst weit von dem Geflüchteten abzuziehen. So hatte er durch den eigenen Fall das Leben des andern gerettet.

Rainalds Wangen hatten keine Träne genetzt, seit er die Schwertleite empfangen. Die Kunde vom Untergange des unvergleichlichen Degens aber ließ ihn laut aufschluchzen und dem heißen Quell, der über seine Wangen stürzte, vermochte er nicht Einhalt zu tun. In der Brust des unsanften Wittich hatte also nicht bloß die starre Pflicht, sondern auch eine große Liebe gewohnt, eine Lohe, die aus erkaltetem Leibe zu dem Waffengefährten herüberschlug, eine frohe Botschaft, die ihm aus Tod und Trauer wurde. Dem ewigen Leben hatte es auf Erden entgegengeschlagen und zu ewigem Leben weckte es noch, als es zu pochen aufgehört.

Und der wunde Mann legte das Gelübde ab, der Rückkehr

in sein geliebtes Rheinland zu entsagen und sich gleichfalls den Mannen des Erlösers, den Rittern der Himmelskönigin zu gesellen. Wer das Kreuz wählte, der nahm es auch auf sich! In dieser Stunde sah er es nur mehr als ein Kleines an, den Glanz weltlicher Waffenherrlichkeit mit dem schlichten Ordensgewande zu vertauschen, Reichtum für Armut, Glück und Wohlfahrt für Not und Tod zu geben. Für die Seinen kämpfen, ohne Lohn oder Preis zu empfangen, an den Sieg glauben, ohne ihn zu erleben — das war fürwahr der rechte Kampf!

Wendens Opfertod.

Verraten hat König Magnus die Stadt,
Süss deucht ihm das bittere Leben;
Die letzte Zacke der Krone hat
Dem Sieger er hingegeben.
Seht unsern König im Gassenkot,
Wie ging doch sein Thron in Stücke! . . . . .
Wir aber erfüllen der Treue Gebot —
Zieht auf, zieht auf die Brücke!

Wir wollen uns wehren bis zuletzt,
Bis zum grausigen, blutigen Ende;
Wir haben den Tod uns zum Ziele gesetzt,
Reicht Brüder einander die Hände!
Und fiel auch die Stadt, so ragt doch das Schloss,
Nie soll es der Sieger betreten,
Wie auch die Kugeln aus Feindesgeschoss
Die Kämpfer niedermähten.

Und ob es zum fünftenmal auch tagt,
Wir können den Helden vertrauen, —
Wenn eins nicht wäre: der Hunger nagt
An unsern Kindern und Frauen.
Die letzte Ratte im Kellerloch,
Der letzte Tropfen im Graben,
Verzehrt, geleert . . . . Und wir tragen's doch,
Weil wir's geschworen haben.

Wohlan noch ist uns ein Tisch gedeckt,
Der spendet gar herrliche Speise,
Die köstlich dem müden Wandrer schmeckt,
Der Heimat Gabe zur Reise;

Schon färbt die Höhen der Abendstrahl,
Nicht kämpfen wir, Brüder, vergebens:
Blutrot ist der Wein im Abendmahl,
Und ewig das Brot des Lebens! . . . .

Und wie die Nacht durch die Tore dringt
Und still auf dem Blachfeld es worden,
Da ist es ein Lied, das jubelnd erklingt
In jauchzenden, lauten Akkorden;
Ein Lied der Treue, ein betender Schwur,
Ob feindliche Böller auch dröhnen —
Der Sterbenden Lied in Livlands Flur
Von Livlands Heldensöhnen.

Auf jauchzt nun der Feind: „Das Kraut ist aus,
Es ging ihr Pulver zu Ende,
Zum Sturm, zum Sturm auf's ragende Haus
Mit Seilen und Leitern behende!"
Wie naht nun von allen Seiten der Schwarm,
Ihn schickte der Hölle Rachen . . . .
Ihr Frauen, ihr Kinder — dass Gott erbarm —
Er wird es gnädig machen!

„Die Lunte, das letzte Pulver herbei!
Nun betet ihr Kinder, ihr Weiber!" —
Schallt Boismanns Ruf, „mit Gott! Es sei!" . . . .
Rings zuckende, sterbende Leiber . . .
Die steinernen Massen sie rollen zu Tal,
Sie türmen sich wieder aufs neue,
Und ragen noch heute ein heiliges Mal
Der todesmutigen Treue. — — —

John Siebert-Minsk.

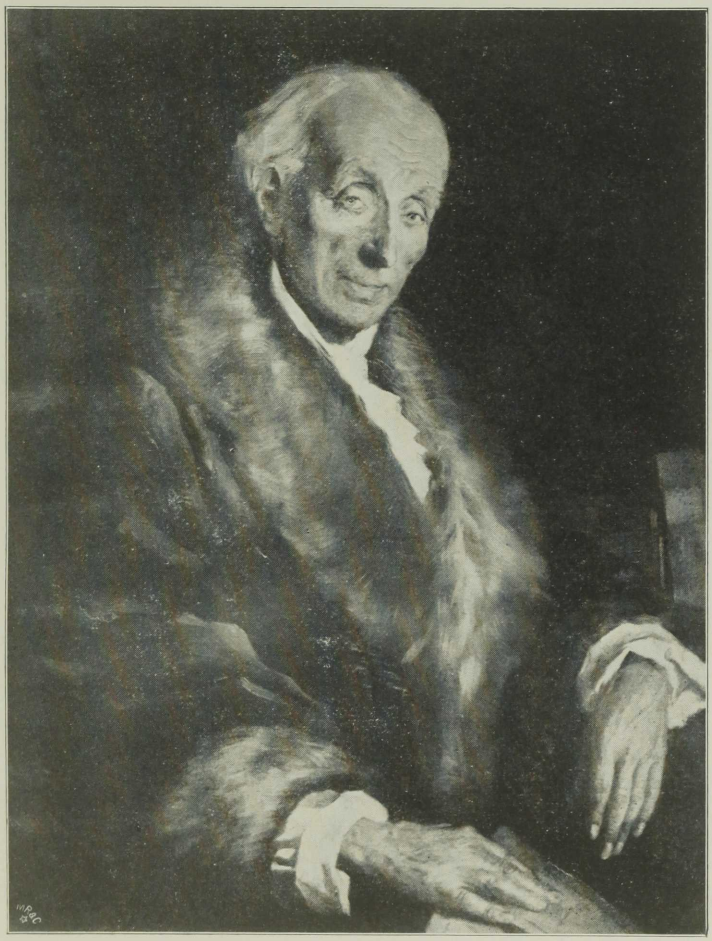
Schloß Rathshof und die Galerie Liphart.

Von

Alfred Graß-Dorpat.

Unsere Universitätsstadt Dorpat genießt den Vorzug in ihrer nächsten Nähe eine Kunstsammlung zu haben, wie sich in den Ostseeprovinzen und weit darüber hinaus keine ähnliche findet. Die berühmte Galerie Liphart in Rathshof, von einheimischen und ausländischen Kunstfreunden und Forschern häufig besucht und uneingeschränkt bewundert, genießt auch im Ausland eines bedeutenden Rufs. Nicht die große Zahl von Kunstwerken, die sich hier findet, auch nicht die Tatsache, daß hier mit die größten Namen der Kunstgeschichte vertreten sind, sondern der Umstand, daß unter all den zahlreichen Werken nahezu jedes ein besonderes Interesse erweckt und Minderwertiges so gut wie ganz ausgeschlossen ist, verleiht der Sammlung ihren eigenartigen Charakter und ihren gediegenen Wert. Die Liphartsche Galerie ist ferner keine bloße Gemäldesammlung: Skulpturen in Marmor, Bronze und Ton, Vasen und Gefäße, kostbares Porzellan, Kristall und Glas, Prunkmöbel verschiedener Jahrhunderte, zahlreiche Gipsabgüsse nach Antiken, eine riesige Bibliothek, hunderte von Handzeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten, vereinigen sich zu einem Gesamtbesitz von imposanter Fülle.

Es ist der Kunstsinn mehrerer Generationen der Majoratsherren von Rathshof, der diese Sammlung geschaffen. In den ersten Anfängen reicht sie zurück auf den Landrat Reinhold Wilhelm von Liphart. Dessen Sohn, der Landmarschall



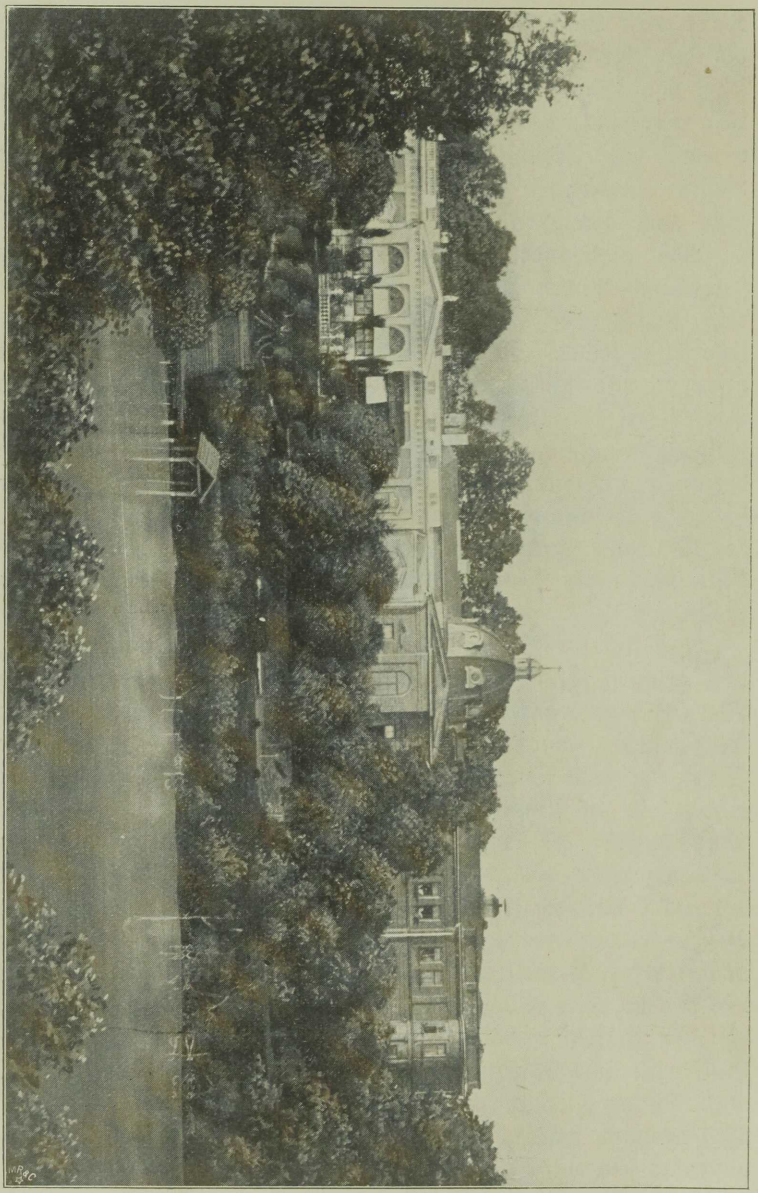
F. von Lenbach, Landmarschall Karl von Liphart.

Karl von Liphart, der Urgroßvater des jetzigen Besitzers, ist als der eigentliche Schöpfer der Galerie anzusehen, der, unterstützt von seinem Sohn, dem berühmten Forscher Karl Eduard von Liphart, das Gros der hier vorhandenen Kunstwerke erworben hat. Nächst ihm verdankt die Galerie ihrem jetzigen Besitzer, Reinhold von Liphart, ihren wertvollsten Zuwachs, nicht zum wenigsten auch aus dem Gebiete der neuern Kunst.

Aber auch andere geistige Interessen haben in Rathshof stets fruchtbaren Boden gefunden und es haben hier zu allen Zeiten rege Beziehungen zu unserer Landesuniversität und ihren Professoren gewaltet. Bekannt sind jene Sonnabend-Abende in den vierziger und fünfziger Jahren, an denen sich regelmäßig die Professoren der Universität in Rathshof zu geistig-belebter Geselligkeit zu versammeln pflegten, bekannt auch das hier gegründete berühmte Davidsche Streichquartett, zu dem außer dem großen Geiger unter andern auch der bedeutende Cellist Romberg gehörte.

Und auch heute noch verläßt niemand Rathshof, ohne eine Fülle belebender Eindrücke und geistiger Anregung empfangen zu haben. —

Wer auf der Petersburger Straße zur Stadt hinauswandert, den grüßen schon von der Grenze der Stadt die etwa eine Werst entfernten mächtigen Laubmassen des weithin sich dehnenden Rathshofschen Parks. Eine schattige Lindenallee führt von der Stadt bis zum Park, der sich auf einer mäßigen Bodenwelle erhebt und in seiner tiefsten Einsenkung einen See umschließt. Man schreitet die Außenseite des Parks entlang, bis sich am äußersten Ende desselben ein imposantes Monumentaltor öffnet, das nach Art der römischen Triumphbogen von dem jetzigen Besitzer erbaut worden ist. Auch das langgestreckte Schloß hat in den letzten Jahren eine wesentliche Erweiterung erfahren durch den Anbau eines Flügels mit einer schön geschwungenen Kuppel, die dem ganzen Gebäude einen energischen Akzent verleiht und seine malerische Wirkung erheblich steigert. Besonders reizvoll wird sich die hier abgebildete Gartenfront gestalten, wenn die noch geplante bauliche Ergänzung durch eine vorgelagerte Loggia vollendet sein wird.



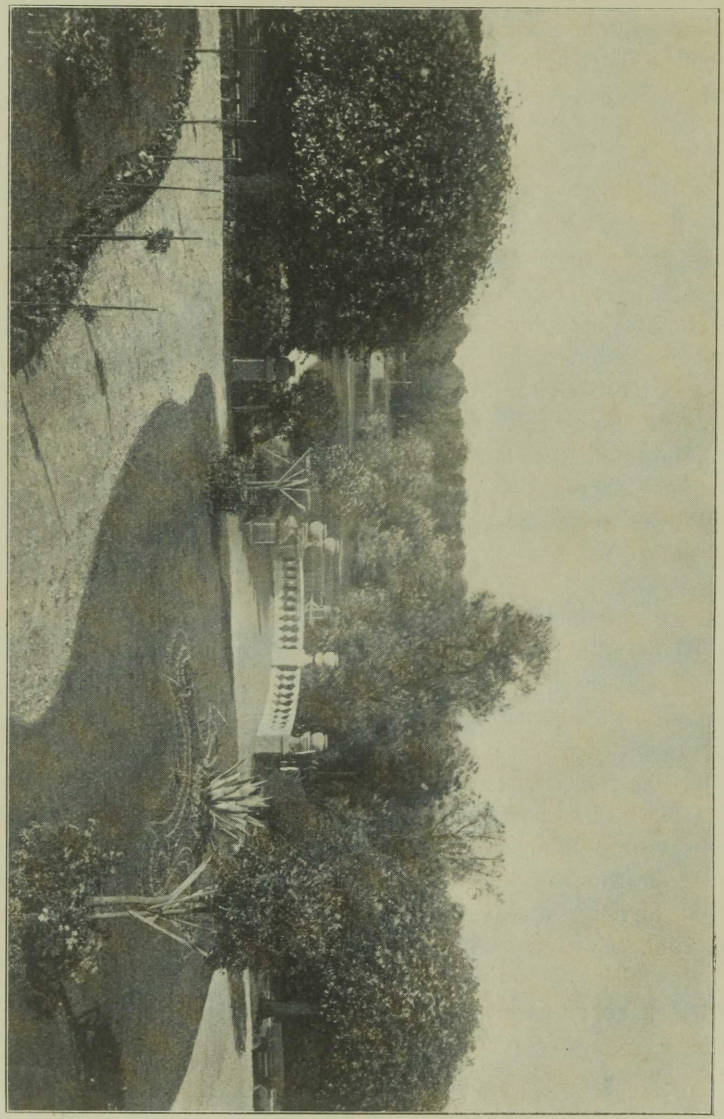
Schloss Rathshof. Gartenfront.

Die sehr schönen Gartenanlagen stammen in ihrer jetzigen Gestalt aus den vierziger Jahren und sind ein Werk des berühmten Gartendirektors Lenné in Potsdam. Aber schon am Anfang des 19. Jahrhunderts erregten sie die lebhafte Bewunderung der Kaiserin Maria Fedorowna, der Gemahlin Pauls I., die auf ihrer Durchreise in Rathshof weilte. In ihren Memoiren erzählt die Prinzessin Turkestanow, wie die Monarchin, die bekanntlich die Parkanlagen in Pawlowsk geschaffen hat, im angeregten Gespräch mit Herrn von Liphart über dessen Park die ganze Tischgesellschaft auf sich habe warten lassen. Und es läßt sich in der Tat nicht leugnen, daß hier mit feinstem Verständnis für die landschaftlich gegebenen Bedingungen das Schloß, die Terrasse, der See und das ganze Terrain harmonisch in die Anlagen eingegliedert sind und so ein Gesamtbild von hohem malerischen Reiz geschaffen worden ist*).

Das Innere des Schlosses umfaßt eine lange Reihe von Prunkgemächern, die in ihrer Gesamtausdehnung eine wahrhaft glänzende Enfilade von hundert Schritt Länge ergeben. Man betritt zunächst den gelben Saal, dessen Wände, in gelbem Stuckmarmor gehalten, die prächtigen Farben widerspiegeln, welche die Riesenfenster mit ihren bunten Scheiben über den Saal und die in reicher Fülle aufgestellten tropischen Gewächse verstreuen. Aus all den Palmen, Orchideen und andern exotischen Pflanzen erhebt sich in der Mitte des Raumes die viel bewunderte Malachitvase, die ohne den Marmorsockel gegen 5 Fuß Höhe mißt. Wegen seiner hervorragend günstigen akustischen Verhältnisse dient der sehr hohe Raum zugleich als Musiksaal. Eine Lilian Sanderson, Alice Barbi (Baronin Wolf), und andere erlesene Künstler haben hier oft als Gäste des Hauses geweilt und ihre Kunst ausgeübt.

Aus diesem Raum gelangt man in den anstoßenden sehr geräumigen roten Saal (siehe Abbildung S. 64), dessen Wände in

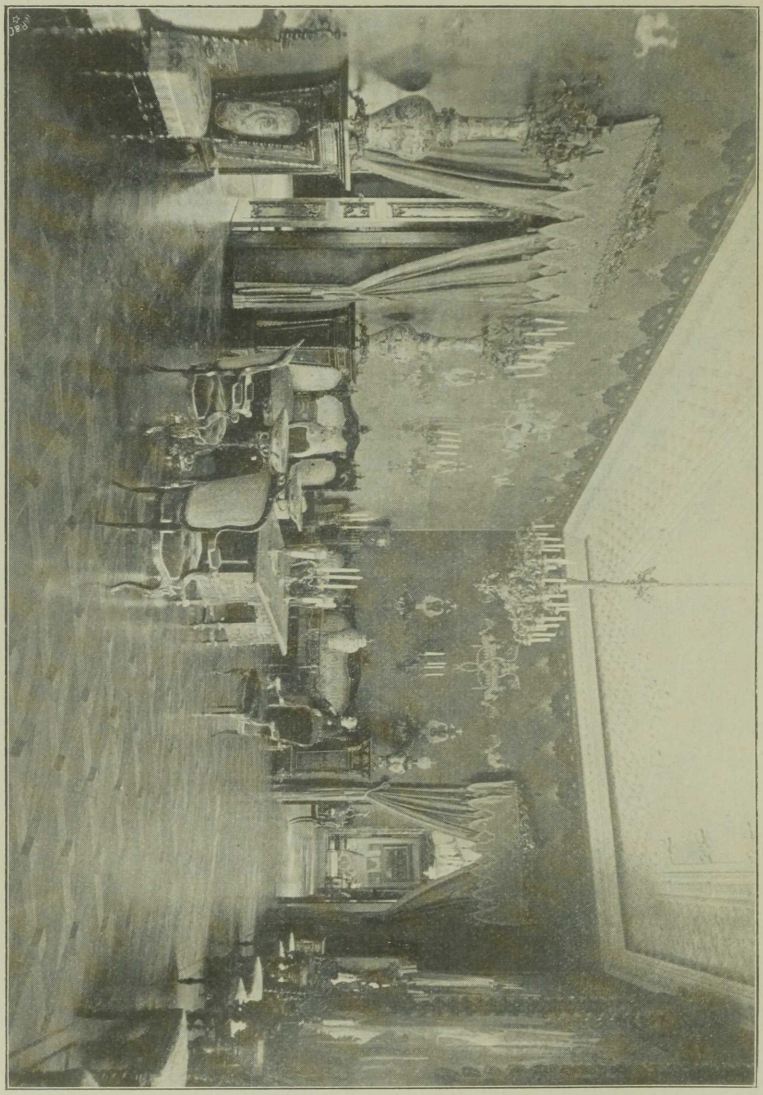
*) Auch der Dichter und Wanderer Seume, der gerade vor hundert Jahren in Dorpat weilte, erwähnt die Rathshofschen Gartenanlagen in seinem Buch: „Mein Sommer 1805“ (Seite 44; Hempel).



Schlossterrasse in Rathshof.

pompejanisch-rotem Stuckmarmor ausgeführt und von W. Krüger, dem bekannten akademischen Künstler und ehemaligen Zeichenlehrer der Universität, mit Arabesken und dem Wappen des Liphartschen Hauses bemalt sind. Prächtige altvenetianische Kristall-Lustres, japanische Vasen, Bronzen, Marmorfiguren und kostbare Möbel zieren diesen Raum. Eine Sehenswürdigkeit ist der in der Mitte aufgestellte Schreibtisch aus der Zeit Ludwigs XIV., ein Originalwerk des berühmten Charles André Boule (gest. 1732), der durch seine kunstvollen Möbel bekannt war, die er durch Landschaften, Jagden, Wappen in eingelegter Arbeit, sowie durch Gußornamente reich verzierte. An diesen Schreibtisch knüpft sich noch eine historische Reminiszenz: er gehörte zur Einrichtung Ludwigs XVIII., als dieser unglückliche König seinerzeit in Mitau lebte. Die übrigen Möbel des Saales sind in dem Stil dieses Tisches von Pariser Kunsthandwerkern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hergestellt. Aus dem roten Saal führen Türen in die Gemäldegalerie, auf die wir weiter unten eingehen wollen, und in den Speisesaal. Der zur Aufnahme der Gemäldesammlung bestimmte Oberlichtraum genügt indessen schon längst nicht mehr um alle Kunstwerke des Hauses aufzunehmen. Ein großer Teil von ihnen hat im Speisesaal und in anderen Räumen Aufstellung gefunden.

Schreitet man zurück in den gelben Saal, so gelangt man auf der andern Seite in das blaue Kabinet. Durch schwere Vorhänge gedämpftes Licht, weiche Möbel, kostbare Teppiche, ein schöner alter Marmorkamin und eine große Anzahl von Vasen, Terrakotten, Bronzen und andern Werken der Kleinkunst verleiht diesem Raum einen anheimelnden, behaglichen Charakter. Eine Anzahl von Gemälden der italienischen Schule schmückt die Wände, darunter eine wundervolle alte Replik der Madonna della Sedia von Raffael, die so schön ist, daß man sie vielleicht für eine Atelierwiederholung des Meisters selbst halten könnte. Von den vielen interessanten Dingen dieses Kabinets erwähnen wir als Seltenheit einen altspanischen Schrankſekretär aus Nußholz mit reicher Holzschnitzerei und Vergoldung, wohl aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Das ehrwürdige Stück weist eine



Roter Saal in Schloss Rathshof.

Reihe von biblischen Darstellungen in Reliefschnitzerei auf: Die Vertreibung aus dem Paradiese, Isaaks Opferung und anderes. Wie glücklich man die verschiedensten Stilrichtungen und zeitlich wie national weit auseinanderliegende Dinge in einem Interieur zu harmonischer Wirkung vereinigen kann, wenn man den nötigen Geschmack besitzt, zeigt das Arrangement hier in diesem blauen Kabinet. Neben dem altspanischen Möbel aus dem 16. Jahrhundert stehen auf dem Kamin zwei Kandelaber in Goldbronze, vom jetzigen Majoratsherrn errungene Derbypreise, wertvolle zeitgenössische Arbeiten der Warschauer Gebrüder Lopiensey in modernisiertem Empirestil, wie sie sich augenblicklich in Paris höchster Schätzung erfreuen. Wie selbstverständlich fügen sich Sekretär und Kandelaber mit ihren gedämpften Goldlichtern in den dunkelblauen Gesamtton des Kabinets ein.

An das blaue Kabinet schließt sich ein entzückender kleiner Salon an, der durchweg im Stil Ludwigs XV. gehalten ist (siehe Abbildung auf Seite 66). Die reich mit Spiegeln und Gobelins belegten Wände sind auf einen warmen Terrakottaton gestimmt, von dem sich die graziösen Goldornamente reizvoll abheben. Die Türfüllungen sind bemalt nach auserlesenen Originalmotiven jener Zeit aus den Schlössern von Fontainebleau und Luxemburg und sind ausgeführt von einem Schüler Ernsts von Liphart. Der hell gehaltene Plafond mit dem spielenden Rankenwerk und den schwebenden Amoretten umschließt in der Mitte ein Originalgemälde aus der venetianischen Schule, in der Art des Tiepolo, das sich mit seinen schönen lichten Tönen harmonisch in das Ensemble hineinfügt. (Die zu dunkel ausgefallene Abbildung läßt das nicht erkennen). Eine reiche Garnitur von Beauvaismöbeln mit leicht hingeworfenen Blumenmustern verziert, vollendet die Ausstattung dieses mit vornehmstem Geschmack geschaffenen Interieurs, ein Werk des jetzigen Besitzers von Rathshof, der übrigens wie im blauen Kabinet so auch hier ohne Stilpedanterie, mit einer gewissen künstlerischen Freiheit geschaltet hat. So steht z. B. rechts vorn ein schöner Regencetisch mit eingelegtem Ebenholz und reicher Bronzeverzierung, während der links vor dem Sofa stehende

Tisch ein entzückendes Beispiel der Frühzeit Ludwigs XV. ist. An der Spiegelwand links hinten bemerken wir eine kleine Uhr



Salon Ludwig XV. in Schloss Rathshof.

in prächtiger Fassung; sie gehörte früher der bedeutenden Sammlung des Grafen Subow an. Daneben in der Ecke erhebt sich die Marmorfigur der schwebenden Hebe von Canova, die in ihrem schneeigen Weiß effektvoll gegen den warmen Ton der Wand steht und mit der dunkeln Bronzebüste der Maria Antoinette von Houdon kontrastiert, die neben der Tür auf einem Marmorpostament Aufstellung gefunden. An der rechten Seite der Tür verdient besondere Aufmerksamkeit das zierliche Marmorfigürchen eines Christuskindes von Desiderio da Settignano, von dessen merkwürdigen Schicksalen weiter unten die Rede sein wird. Endlich erwähnen wir noch einen eleganten Glasschrank, dessen Ecke auf der Abbildung links vorn gerade noch sichtbar wird. Er enthält eine kostbare Sammlung Porzellan, die nicht sehr groß, aber recht reichhaltig ist. So finden sich hier Stücke der von Kennern geschätzten frühesten Bayreuther Fabrikation, Statuetten von Böttticher, alte italienische Fayencen und manches andere. Dazu gesellt sich eine erlesene Sammlung von modernen Erzeugnissen Wiener und Kopenhagener Provenienz, sowie einige der wundervollen Ziergläser von Gallait mit ihrem exquisiten Farbenspiel.

Einen andern Geist atmet das Arbeitskabinet des Schloßherrn, das wir vom Entree aus betreten. In dem lauschigen kleinen Raum stehen Schränke mit wissenschaftlichen Sammlungen und Materialien, von den Wänden und Konsolen herab grüßen die erlesensten Schätze der Rathshofschen Kunstsammlung, die hier zu einer Art „Tribuna" vereinigt sind, soweit es das kleine Gemach gestattete, dazu die seltenen alten Möbel und Vorhänge, das alles erzeugt eine Stimmung, die zu geistiger Produktion geradezu auffordert.

An dieses Kabinet stößt als Uebergangsraum zum Schlafgemach ein Toilettenzimmer, ganz hell gehalten in dem klassisch-einfachen Stile Ludwigs XIII., in seiner vornehmen Ausstattung ein Werk des persönlichen Geschmacks des jetzigen Majoratsherrn.

Seinen Trieb und sein hervorragendes Talent zu gestalten und zu schaffen, hat Reinhold von Liphart aber in ausgiebigster Weise in dem umfangreichen Ausbau seines Schlosses betätigen

können, der mit dem schon erwähnten Kuppelbau sich an das alte Gebäude schließt. Man betritt ihn von dem Kabinet Ludwigs XV. aus. Der mächtige, von einer Pantheonkuppel überwölbte Raum ist als Bibliothek gedacht und wird nach Fertigstellung seines inneren Ausbaus die gegen 30000 Bände zählende Bibliothek bequem fassen können. Schon jetzt gewährt er einen prächtigen Anblick mit seinen harmonischen Abmessungen, den großen Fenstern, dem Riesenkamin und seiner vorläufigen Einrichtung, dürfte aber nach seiner endgültigen Ausgestaltung, die bis ins Einzelne hinein vom Besitzer selbst in Skizzen und Zeichnungen entworfen ist, geradezu eine Sehenswürdigkeit werden. Es ist ein Werk, dem man die Schaffenslust seines Erbauers so recht anfühlt. —

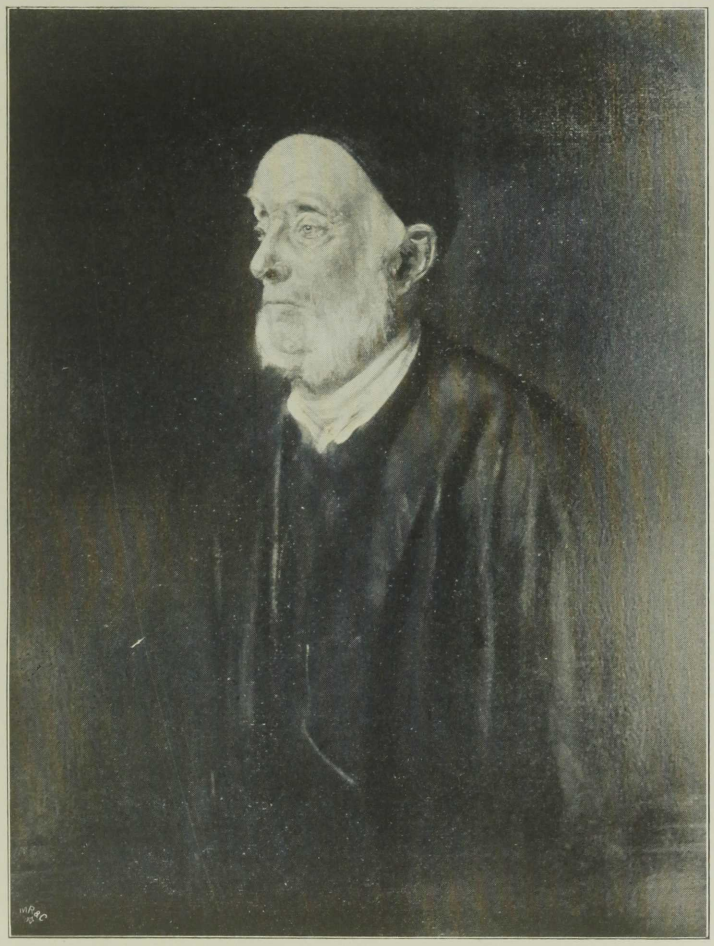
Bevor wir uns nun zu einer kurzen Übersicht über die berühmte Liphartsche Sammlung von Skulpturen und Gemälden wenden, können wir nicht umhin, des Mannes eingehender zu gedenken, der das größte Verdienst um sie hat und den Namen v. Liphart zu einem nicht bloß in Kunstkreisen weltbekannten gemacht hat.

Karl Eduard v. Liphart, geb. 1808, gest. 1891 in Florenz, gehört zu den bedeutendsten und eigenartigsten Persönlichkeiten, die unsere Provinzen hervorgebracht haben. Seine glänzenden Geistesgaben hat er in seinem langen 83-jährigen Leben dazu verwandt, um mit einem wahren Bienenfleiß sich eine polyhistorische Gelehrsamkeit zu erwerben, unterstützt von einem phänomenalen Gedächtnis. Erst später hat er sich fast ausschließlich kunsthistorischen Studien zugewandt, einem Gebiet, auf dem er als unbedingte Autorität anerkannt wurde*).

Ohne selbst je eine Zeile geschrieben zu haben, einzig durch den persönlichen Umgang hat er wie kaum ein zweiter neben ihm Einfluß gehabt auf unsere neue deutsche Kunstgeschichte. Fast alle bedeutenderen Kunstgelehrten unserer Zeit verehren in dem „alten Liphart" mit freudiger Dankbarkeit ihren Meister und Lehrer.

---

*) cf. W. Bode, Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen XII. Bd. 1891, Seite 167.



F. von Lenbach, Karl Eduard von Liphart.

Sehr interessante Bemerkungen über den Bildungsgang und die geistige Eigenart dieses außerordentlichen Mannes finden sich in den Memoiren des berühmten russischen Chirurgen Pirogow*). Mit Begeisterung spricht er von seinem Freunde Liphart, den er unvergleichlich gebildeter und in Hinsicht auf Kapazität bei weitem klüger als sich selbst, auch klüger als viele Gelehrten nennt. „Ich habe in meinem Leben keinen Menschen gekannt, der so viel verschiedene wissenschaftliche und dabei so gründliche Kenntnisse besaß, wie Karl Eduard Liphart . . . Nachdem er Mathematiker gewesen und nach dem Zeugnis des Professors Bartels ein hervorragendes mathematisches Talent bewiesen, studierte er mit demselben Erfolge Anatomie, Physiologie und Chirurgie . . . In derselben Zeit ergab er sich auch dem Studium der schönen Künste, der Malerei und Skulptur; darauf zog er nach Italien und widmete ganze Jahre dem Studium dieser Fächer; nach Dorpat zurückgekehrt, legte er sich auf das Studium der Theologie und Altertümer . . . Im ganzen Ostseegebiet hatte niemand eine so riesige und vielseitige Bibliothek und eine solche Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Statuen und Abgüssen wie Liphart. Bei alledem . . . keine Spur von Pedanterie, sondern eine außergewöhnliche Bescheidenheit."

Der durch seinen Aufenthalt in den Ostseeprovinzen auch hier bekannte ausgezeichnete Kunstsammler Friedrich Martin Schubart gibt in seiner Vorrede zu dem Prachtwerk „Sammlung Schubart" (München 1894) eine höchst charakteristische Schilderung der Persönlichkeit und Umgangsweise K. E. v. Lipharts: „Der „alte Liphart", wie wir ihn schon damals vor 3 Jahrzehnten nannten, war ein Mann von echt edelmännischem Zuschnitt und vornehmster Geistesbildung . . . Er verstand, wie es jedermann erfuhr, der ihm näher trat, in Sachen der Kunst keinen Spaß. Noch heute, nach so vielen Jahren, sehe ich deutlich den scharf geschnittenen edlen Kopf mit den kaum halb geöffneten Augen, die doch alles, ja fast mehr als alles sahen, vor mir**) und vergegenwärtige mir leicht und gern immer wieder die freudige

*) Balt. Monatsschrift 1893, Seite 102 ff.

**) Siehe das Porträt von Lenbach.

Bewunderung, mit der wir seinen oft sehr raschen und kurzen Worten, seinen scharf geschliffenen, feinen, zuverlässigen Bemerkungen und Belehrungen lauschten. Aber auch heute noch vermag ich den leisen ehrfurchtsvollen Schrecken wieder zu empfinden, der uns ergriff, wenn er gelegentlich einer unzulänglichen oder schiefen Antwort in den herrlichsten Zorn und aus der Kunst in die Naturgeschichte geriet, in der er uns dann mit Vorliebe als Esel klassifizierte. Lipharts Eselstall war mindestens so umfangreich wie seine Kupferstichsammlung, und hätte man alle, die er mit diesem Lieblingswort auszeichnete oder ausgezeichnet hatte, vereinigen können, wie sehr würden sich da manche, Große und Kleine, Berühmte und Unberühmte, Gelehrte und Künstler und wer nicht sonst noch darüber gewundert haben, daß auch sie zeitweilig dieser hervorragenden Sammlung angehörten. Und doch hätte dem trefflichen Manne kaum einer jemals darob gram sein können, da jeder die unmittelbare Empfindung haben mußte, daß es ihm nur um das Wesen und den Ernst der in Rede stehenden Dinge zu tun war . . . Das rechte Sehen, Merken, Lernen, Erkennen und Kennen, das war es, was er überall und, wohlverstanden, im Sinne einer über jede Gewöhnlichkeit hinausgehenden Kunst- und Lebensauffassung für sich selbst wie für andere meinte und erstrebte . . . Wie vieles konnte man vom alten Liphart lernen! Unter anderem auch das Schweigen. Ja, wenn heutzutage der Kunstsammler in der Öffentlichkeit schweigt, obschon ihn der freudige Mitgenuß anderer an dem Seinigen jederzeit reich beglückt oder beglücken würde, so darf er sich wohl bei diesem scheinbaren Widerspruche auf jenen Unvergeßlichen berufen und sagen: auch „der Liphart" hat geschwiegen und war mehr als wir." —

Die letzten Jahrzehnte seines Lebens hat der 1891 gestorbene greise Kunstgelehrte mit geringen Unterbrechungen in Florenz verbracht, in dem originellen Heim, das er sich dort geschaffen und zu dem sie alle pilgerten, die Kunstjünger und Forscher, pflegte man doch den Aussprüchen und Urteilen Lipharts fast orakelhafte Bedeutung beizulegen. Seine in jahrzehntelangem Forschen und auf zahllosen Reisen geübte Kennerschaft auf dem

Gebiete der Kunst hat ihn bei den Ankäufen für die Galerie in Rathshof davor bewahrt Minderwertiges zu erwerben und grade dieser Umstand ist es, dem die Liphartsche Sammlung ihren hervorragend gediegenen Charakter verdankt.

Mit welcher unfehlbaren Sicherheit er oft in verborgenen, unbeachteten Werken den Stempel des Genius erkannte, dafür ist ein frappantes Beispiel die Entdeckung des Erstlingswerks Michelangelos, des hier abgebildeten Reliefs mit Apollo und Marsyas*). Wilhelm Bode, der Direktor der preußischen Kunstsammlungen, berichtet in den Jahrbüchern dieser Sammlungen von 1891, wie Liphart in einem seiner letzten Lebensjahre, als zunehmende Altersschwäche ihm nur noch gelegentliche Entdeckungstouren innerhalb Florenz gestatteten, in einem kleinen Garten am Lungarno delle grazie, welcher früher den Einblick durch ein Eisengitter von der Straße aus gewährte, zufällig ein kleines, in der Hausmauer befestigtes Marmorrelief entdeckte, das ihm bei näherer Besichtigung von keinem Geringeren als Michelangelo herzurühren schien. In seiner Uneigennützigkeit teilte er seine Ansicht über das Relief dem nichtsahnenden Besitzer mit, der ihm jedoch schlecht dafür lohnte, indem er nach einiger Zeit den Zutritt zu dem Garten untersagte. So hatte auch Bode das Stück nur aus respektvoller Entfernung durch das Gitter zwischen dichten Büschen hindurch mehr ahnen als sehen können, bis ihm bald nach dem Tode des alten Liphart dessen Enkel, der jetzige Majoratsherr Reinhold v. Liphart, in Berlin das Original vorlegte: er hatte den glücklichen Gedanken gehabt, den Marmor als Erinnerung an seinen verehrten Großvater käuflich zu erwerben, um ihn den Sammlungen des Familienbesitzes in Rathshof einzuverleiben.

In einer höchst eingehenden scharfsinnigen Untersuchung weist Bode überzeugend nach, daß Liphart in der Tat richtig gesehen und es sich hier um eine Jugend-, vielleicht die Erstlingsarbeit Michelangelos handelt. Das 40 cm hohe, in karrarischem Marmor

*) Abgebildet unter anderem auch in der Zeitschrift für bildende Kunst 1900, Heft 12, S. 268.

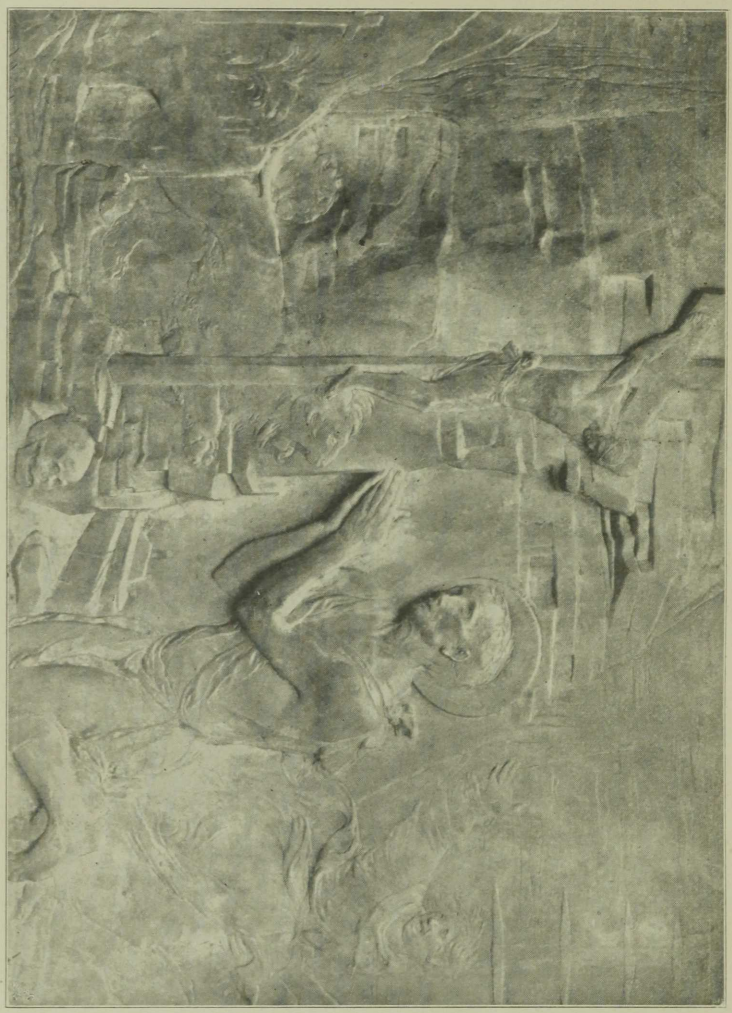
ausgeführte Relief stellt den Abschluß des Wettkampfes zwischen Apollo und Marsyas dar. Marsyas hatte es nach der griechischen



Michelangelo, Apollo und Marsyas.

Sage gewagt, sich in einen musikalischen Wettstreit mit Apollo einzulassen, ist von diesem besiegt worden und harrt nun, an einen Baumstamm gefesselt, seiner Strafe. Die Komposition ist keine originale Schöpfung Michelangelos, sondern eine Marmorkopie nach einem noch vorhandenen antiken geschnittenen Stein aus dem Besitz der Mediceer. Michelangelo, der als Knabe im Garten des Lorenzo von Medici nach den Antiken der Mediceersammlung studierte und arbeitete, hat diese Kopie zu seiner Übung angefertigt. Aber obgleich diese Schülerarbeit einzelne Fehler und Ungeschicklichkeiten aufweist, namentlich in den anatomischen Verhältnissen der beiden Gestalten, verrät sich doch die Hand des großen Künstlers selbst in ihren ersten tastenden Versuchen. Das gilt sowohl von der für Michelangelo charakteristischen Marmortechnik, der eigentümlichen Führung des Meißels, der skizzierenden Behandlung des Baumstammes, des Haares, als auch von den Veränderungen, die Michelangelo dem Original gegenüber vornahm. Die Vereinfachung der Komposition, in der alle Details unterdrückt sind, die starke Drehung im Körper des Apollo, die durch das Ganze gehende Richtung auf das Große und Einfache, die merkwürdige Verwandtschaft des Reliefs mit späteren Werken des Meisters, namentlich mit seinem David und Bacchus, alles spricht unwiderleglich für die Autorschaft Michelangelos und Bode hat recht, wenn er seine Untersuchungen über das Liphartsche Relief mit den Worten schließt: „So hat dieses auf den ersten Blick fast abstoßende kleine Relief nicht nur die Bedeutung, daß wir in demselben den größten Künstler der nachantiken Zeit in seinen ersten knabenhaften Versuchen belauschen: es beweist das zugleich, wie früh schon in Michelangelo seine künstlerischen Eigentümlichkeiten sich geltend machten, und wie stark andererseits Jugendeindrücke in seinen späteren Werken noch nachwirkten."

Die Gunst des Schicksals, die der Sammlung Liphart diesen viel beneideten Besitz des frühesten Werkes Michelangelos gegönnt, hat auch ein Originalwerk seines größten Vorgängers aus der Frührenaissance, des Donatello, hierhergeführt. Es ist das hier abgebildete Flachrelief in Marmor mit der Dar-



Donatello, Aus der Legende des heiligen Hieronymus.

stellung einer Szene aus der Legende des heiligen Hieronymus (43 cm hoch, 55 cm breit). In felsiger Einöde kniet der Heilige in brünstigem Gebet vor einem Kruzifix. Da naht von links her ein Löwe, der dem furchtlosen Heiligen die ver-

letzte Tatze hinstreckt, während der Gefährte des Heiligen mit Geberden des Schreckens entflieht. Der Reichtum des landschaftlichen Hintergrundes, der innige Ausdruck des betenden Heiligen, die Behandlung des Kruzifixes und vor allem die dramatisch bewegte Figur des fliehenden Begleiters sind so charakteristische Kennzeichen der Kunst des Donatello, daß wir nicht anstehen, dieses Werk ihm zuzuschreiben, während es sonst wohl als Arbeit seines bedeutendsten Schülers, des Desiderio da Settignano, gilt*). Es hat uns sehr interessiert gelegentlich eines Besuchs der Villa Lenbach in diesem Sommer im Treppenhause, wo der verstorbene Meister eine gewählte Anzahl hervorragender Kunstwerke vereinigt hat, auch einen patinierten Gipsabguß dieses Reliefs aus dem Besitz seines Freundes Liphart eingemauert zu finden. Auch W. Bode, die erste Autorität für die Kenntnis italienischer Plastik, schätzte dieses Werk so hoch, daß er es für das Berliner königliche Museum erwerben wollte.

Ein unzweifelhaft echtes Original des Desiderio da Settignano, um zunächst bei der italienischen Plastik zu bleiben, ist dagegen der bereits oben erwähnte kleine Christusknabe in Marmor (siehe Abbildung auf Seite 76). Das kleine Figürchen in seiner entzückenden Kindlichkeit ist ein vortreffliches Beispiel der Kunst des Meisters, der den herben Stil seines Lehrers Donatello in milde Schönheit umbildete und besonders durch seine entzückenden naiv-fröhlichen Kindergestalten bekannt ist. Nach wechselvollen Schicksalen und langer Wanderung ist dieses Werk hier in Rathshof zur Ruhe gekommen.

Es schmückte ursprünglich das Tabernakel im rechten Querschiff der Kirche San Lorenzo in Florenz. Als im 15. Jahrhundert die Kirche abbrannte, ging die Statuette verloren. Das aus den Trümmern wieder zusammengestellte Tabernakel wurde mit einer Kopie des Christkindes versehen, welche die Florentiner bei Mino da Fiesole bestellten. Wieder war es der geniale Scharfblick Karl Eduard von Lipharts, der die im Kunsthandel

*) Siehe: Museum, Jahrgang VI, Tafel 46, und Zeitschrift für bildende Kunst 1900 Heft 12, Seite 269.

umherirrende Statuette als das verschwundene Original Desiderios erkannte und sie seiner hohen Gönnerin, der Großfürstin Maria Nikolajewna, zum Ankauf empfahl. In der Folge vermachte dann die Großfürstin die Figur ihrem gelehrten Freunde als einen seiner bedeutendsten Funde.



Desiderio da Settignano, Christusknabe.

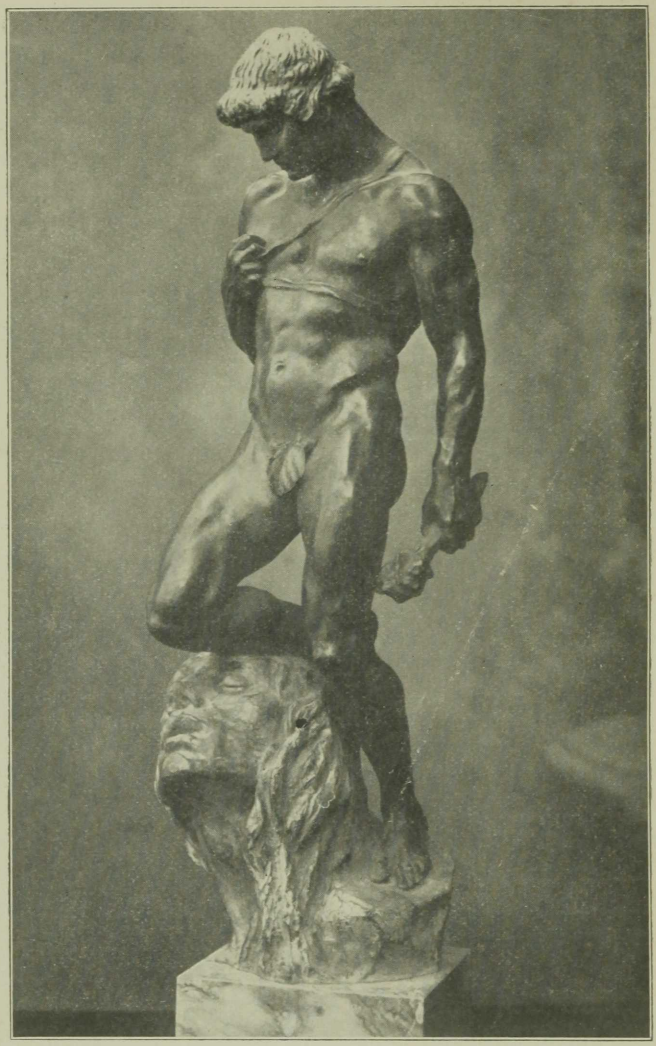
Von sonstigen Renaissancebildwerken erwähnen wir noch eine sehr interessante bemalte Terrakottabüste einer Madonna mit dem Kinde von Jakopo della Quercia und ein entzückendes Kinderköpfchen in glasiertem Ton von Luca della Robbia.

Nicht ungenannt lassen möchten wir ferner zwei schöne antike Marmortorsi, beides unterlebensgroße Jünglingsgestalten, von denen die eine in griechischem Marmor gearbeitet wohl das Werk eines griechischen Bildhauers sein dürfte.

Auch die neuere Plastik ist in Rathshof würdig vertreten. Die Kunst um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts repräsentieren die schon erwähnte Marmorhebe von Canova und die Bronzebüste der Maria Antoinette von Houdon (siehe Abbildung auf Seite 66), letztere erst vor einigen Jahren von Reinhold v. Liphart der Sammlung einverleibt.

Als neueste Erwerbung ziert die Liphartsche Galerie ein kostbares Unikum: das in Bronze abgeformte Originalmodell des Prometheus von Hermann Prell, (S. 78) ein Geschenk des Künstlers an Reinhold v. Liphart. Die nach diesem Modell in Ueberlebensgröße ausgeführte Figur steht in dem vor einem Jahr vollendeten neuen Treppenhause des Albertinums auf der Brühlschen Terrasse in Dresden. Dieses Treppenhaus ist sowohl in seinem architektonischen Aufbau als auch in seinem plastischen und malerischen Schmuck bis ins kleinste Detail ein ausschließliches Werk Hermann Prells, der hier ein Gesamtkunstwerk von einzigartiger Vollendung geschaffen.*) Vor die mit Freskogemälden geschmückten beiden Hauptwände treten als freiplastische Figuren auf der einen Seite Venus, eine Gestalt von herrlicher, sieghafter Schönheit, auf der andern Seite Prometheus, der in ergreifender Weise die Idee des Schicksals verkörpert. Doch lassen wir den Künstler selbst zu Worte kommen, der über seine Intentionen bei der Schöpfung dieser Gestalt uns liebenswürdigst schreibt: „Ich habe in der Figur keinen Moment der Sage illustrieren wollen; im Albertinum ist das Erzählende in die Fresken verlegt, und der Prometheus ist — wie in anderem Sinne die Aphrodite gegenüber — als zusammengefaßter Typus des Begriffes: „Schicksal" gemeint. Die Freske links schildert die Qual des Tartarus und der gestürzten Titanen — rechts das Walten der Parzen über der befreiten Erde; der Adler des Zeus kehrt zum Olymp zurück. Es ist also etwa der Moment, in welchem Prometheus, der Fesseln entledigt, sich von der Mutter Gäa aufrichtet, an die er so lange gefesselt war; er hält noch die Fackel, die der Menschheit Segen brachte, und gesenkten Hauptes erinnert er sich überwundener Qualen; ich habe dabei an Goethes Tantalus gedacht: „Denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt." Bei einer freien Figur würde ich vielleicht einen bestimmten Vorgang gewählt haben; im Albertinum diktierte der Raum diese Auffassung — ich wollte den Typus „Prometheus" ausdrücken."

*) Abgebildet in der Kunst für Alle, Jahrgang 1904, Seite 377 ff.



Hermann Prell, Prometheus.

Der prachtvoll modellierte Körper des Titanen ist ein plastisches Werk von höchster Vollendung sowohl in der Durchbildung des

Formalen als auch in dem verhaltenen Ausdruck der den Halbgott mächtig durchwogenden Erregung.

Das Rathshofsche Exemplar besitzt vor dem Dresdener noch den Vorzug, daß man auch die wundervoll gearbeitete Rückseite der Figur bewundern kann, die in Dresden gegen die Wand gekehrt ist. Obgleich der Künstler sich dessen bewußt war, daß kein Mensch jemals die Rückseite des Werkes sehen würde, wenn es einmal an seinem Bestimmungsort aufgestellt war, so hat er sich nicht an einer bloß skizzierenden Behandlung des Rückens genügen lassen, wie wir das in ähnlichen Fällen bei manchen modernen Werken sehen. Diese künstlerische Gewissenhaftigkeit, die ein Werk um seiner selbst willen schafft, ist von jeher ein Zeichen wahrhaft großer Kunst gewesen, hat doch auch ein Phidias bei seinen Giebelfiguren am Parthenon nicht anders schaffen können. —

Wenn wir uns nun den Gemälden zuwenden, so kann bei der großen Zahl von über 200 Bildern hier natürlich nur auf Einzelnes hingewiesen werden. Ebenso ist die Auswahl der hier abgebildeten 13 Gemälde mehr eine zufällige, da von vielen der schönsten Werke der Sammlung noch keine photographische Aufnahme vorliegt. Angesichts dessen kann hier nur der lebhafte Wunsch ausgesprochen werden, es möge bald ein illustrierter Katalog der ganzen Galerie erscheinen und so das überaus wertvolle Material der Liphartschen Sammlung der kunstgeschichtlichen Forschung sowie dem Mitgenuß weiterer Kreise zugänglich gemacht werden*).

Besonders reich ist die Galerie an Gemälden aus der italienischen Schule. Das älteste mag wohl ein noch auf Goldgrund gemaltes Altarblatt mit 4 Heiligen von Spinello Aretino sein. Aus der Zeit der Frührenaissance stammt eine Madonna

*) Da der beschränkte Raum hier kaum mehr als eine trockene Aufzählung des Wertvollsten gestattet, so kann auch auf Zeit und Art der Erwerbung der einzelnen Gemälde nicht eingegangen werden. Vereinzelte Angaben darüber finden sich in einem Artikel von C. Krüger über die Liphartsche Galerie in der Nordlivländischen Zeitung (Januar 1900). Bei sehr vielen Stücken ist nichts darüber zu ermitteln.

in der Art des Filippo Lippi, eine Kreuzigung von Domenico Ghirlandajo, eine Pieta von Filippino Lippi, dem Sohne



Garofalo, Madonna mit dem hl. Rochus und Sebastian.

des Filippo, ein Geschenk der Großfürstin Maria Nikolajewna, ferner ein sehr interessantes Bild von Piero di Cosimo; den

zwölfjährigen Christus mit Maria und Joseph auf dem Heimwege darstellend. Hervorragenden Wert besitzt eine Madonna mit dem Kinde und zwei knienden Engeln von Boccaccio Boccaccino, einem Meister, von dem nur wenige Gemälde überhaupt erhalten sind. K. E. v. Liphart erklärte dieses Bild für das schönste aller von Boccaccino existierenden Gemälde*). — Ein Schüler dieses Meisters, Garofalo, leitet zu der Zeit der Hochrenaissance hinüber. Das hier abgebildete Werk, das zu seinen besten Arbeiten gehört, war früher im Besitz der berühmten Galerie Polignac in Paris. Garofalo war ein Meister, der neben dem Adel der Empfindung und der klassischen Formgebung, in der er sich an Raffael schloß, in der Pracht und Harmonie der Färbung deutlichen Einfluß der Venetianer zeigt. Das Bild hier gehört zu jenen Arbeiten des Meisters in kleinem Format, die er für Privatandacht und Kabinette der Liebhaber zu verfertigten pflegte und die im Gegensatz zu seinen großen Altarbildern, denen es mitunter an Wucht der Charakteristik und geistiger Bedeutung fehlt, die ganze Liebenswürdigkeit des Künstlers, sanfte innige Empfindung und solide, gewissenhafte Durchführung zeigen. Die Madonna sitzt in einer einfachen, aber durch die energischen Vertikalen wirkungsvollen Säulenarchitektur, die den Ausblick in eine in wunderschönen lichten blauen Tönen gehaltene Landschaft freiläßt. Wie träumend schauen Mutter und Kind, die Köpfe im Gegensinne geneigt, vor sich nieder. Anbetend beugt der jugendliche heilige Sebastian das Knie, obgleich selbst an die Säule gefesselt. Der weichen Empfindung des Künstlers entspricht es, daß der hl. Sebastian hier nicht, wie sonst immer, von Pfeilen durchbohrt erscheint, und auch das Leiden des auf der andern Seite mehr im Schatten stehenden verwundeten heiligen Rochus ist nur diskret angedeutet.

Von Raffaellino del Garbo besitzt die Galerie ein sehr schönes Bild aus seiner Frühzeit und von Albertinelli ein feines Altarbildchen. Andrea del Sarto, der Florentiner Zeit-

*) Abgebildet in der Zeitschrift für bildende Kunst 1900, Heft 12, Seite 271.

genosse Raffaels, ist durch eine Madonna vertreten, die in seine beste Zeit gehört. Die Mutter zeigt einem vor ihr sitzenden Engel das Christkind, während seitwärts im Vordergrunde Tobias steht.

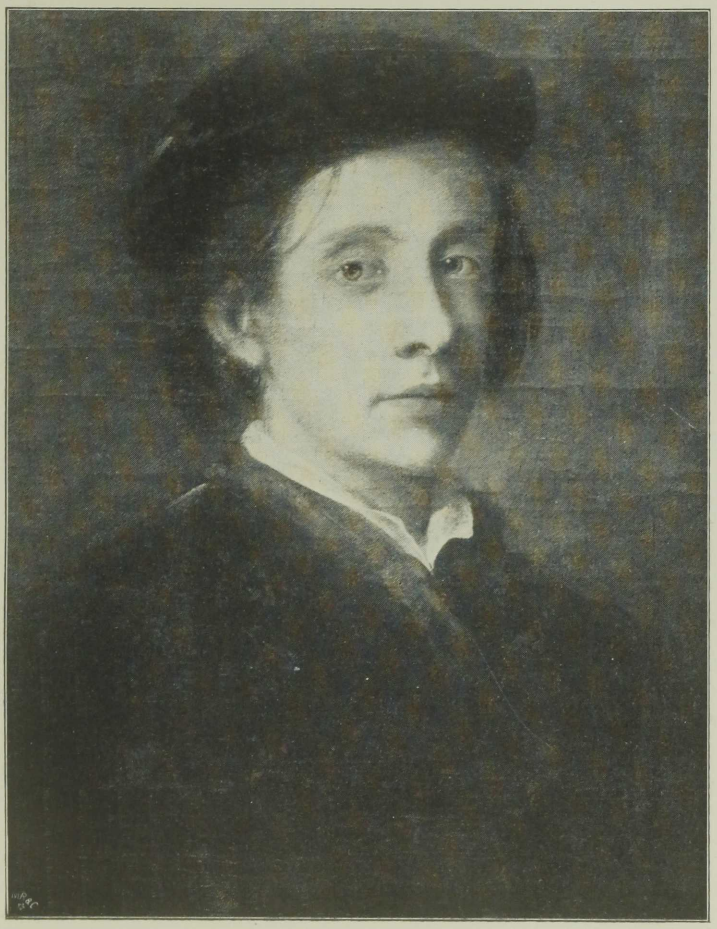
Von Domenico Puligo, der stark unter dem Einfluß seines Freundes Andrea del Sarto steht, hängt hier ein größeres Bild, eine Madonna mit dem Kinde und dem kleinen Johannes, so schön in den weichen Fleischtönen, daß es dem Andrea del Sarto ganz nahe kommt. Puligo hat das Bild noch zweimal gemalt, beide Repliken befinden sich im Palazza Pitti in Florenz, nur ist dort der Ausblick in die schöne Landschaft durch die Figur des hl. Joseph verdeckt*).

An Venetianern besitzt die Galerie eine stattliche Anzahl. Wir erwähnen nur kurz eine Madonna von Girolamo da Sta Croce, eine merkwürdige Dichterkrönung von Andrea Schiavone und eine vortreffliche Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten von Bassano I., ein Gemälde, von dem der berühmte Kunstgelehrte Cavalcaselle sagt, daß vieles darauf eines Tizian würdig sei.

Zu den schönsten Erwerbungen Reinhold von Lipharts aus den letzten Jahren gehört ein lebensgroßes Porträt eines venetianischen Granden von Tintoretto. Dieser Meister, der in seinen besseren Porträts den größten Bildnismalern Italiens sich anreiht, hat dieses Werk offenbar in einer besonders glücklichen Stunde geschaffen. Leider kann eine Abbildung nur einen unvollkommenen Begriff von den eminenten malerischen Vorzügen dieses Bildes geben. Der Kopf, in dessen Ausdruck sich Hochmut mit festem unbeugsamen Willen paart, hat ein fast unheimliches Leben. An sich schon vorzüglich modelliert, tritt er aus dem dunklen Grunde und der schwarzen Gewandung in nahezu greifbarer Plastik hervor. Das satte Tizianische Kolorit, die minutiöse Durchführung des Pelzwerks, die auch auf die Hände sich erstreckende Charakteristik zeigen, mit welch' besonderer Hingebung der Künstler dieses Bild geschaffen.

---

*) Abgebildet in der Zeitschrift für bildende Kunst 1900, Heft 12, Seite 270.



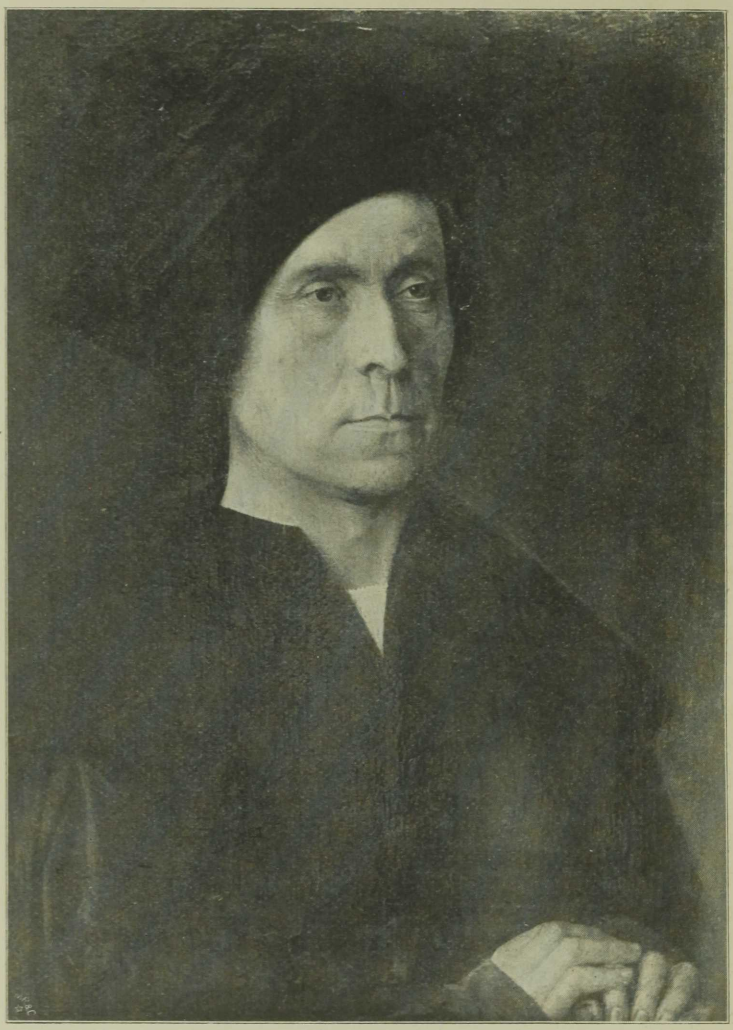
F. von Lenbach, Ernst von Liphart.

Von dem Brescianer Moretto findet sich in Rathshof das Bildnis einer nackten Frau, die sich in einem Spiegel beschaut, ein bei diesem Künstler höchst seltenes Thema. Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien besitzt eine Wiederholung dieses Bildes, bezeichnet als „Venus mit dem Spiegel von G. Bellini". K. E. v. Liphart hat dagegen mit überzeugenden Gründen die Autorschaft Morettos festgestellt. Die lombardische Schule ist ferner vertreten durch eine büßende Magdalena, nach W. Krügers Ansicht wahrscheinlich von Giovanni Pedrini, einem Nachfolger des Lionardo da Vinci. Ein Porträt der Großherzogin Christina von Toskana von Bronzino ist bewunderswert durch die großartige Technik in der Darstellung der Spitzen, Perlen und edlen Steine an dem reichen Gewande der Frau*). Von Lorenzo Sabbatini, dem Bolognesen, finden wir ein kleineres Bild: dem Papst Gregor dem Großen erscheint bei einer Prozession, die zur Abwendung der Pest veranstaltet war, auf der Tiberbrücke, die hinfort Engelsbrücke genannt wurde, ein Rettung verheißender Engel.

An Bolognesen sind sonst noch vertreten Guido Reni mit einer heiligen Agnes mit dem Lamm, gleichfalls ein Geschenk der Großfürstin Maria Nikolajewna, und Domenichino mit einer Bathseba, die bei ihrer Toilette von David belauscht wird, und einer Steinigung des heil. Stephanus, zu der sich eine Replik im Louvre findet. Ein prachtvoller weiblicher Akt von Luca Giordano gehört zu den neusten Erwerbungen der Galerie. An Meistern der süditalienischen Naturalisten besitzt Rathshof außer dem soeben genannten Giordano noch drei Gemälde von Salvator Rosa, von denen besonders eine höchst effektvoll aufgebaute große Landschaft bemerkenswert ist. Sie wirkt — nach einem hübschen Wort Reinhold v. Lipharts — wie eine Lisztsche Klavierphantasie. —

Während die Rathshofsche Galerie nur wenige Beispiele spanischer Kunst enthält, ist sie dafür an Niederländern um so reicher.

*) Abgebildet in der Zeitschrift für bildende Kunst 1900, Heft 12, Seite 273.



Altniederländischer Meister, Männliches Portrait.

Wir ſtellen hier gleich an die Spitze, als auch der Zeit nach früheſtes, ein herrliches männliches Porträt aus dem Anfang

des 15. Jahrhunderts (siehe Abbildung). Der Autor des Bildes ist nicht bekannt, die wunderbar feine Durchführung, der Ernst und die realistische Sachlichkeit sowie die ganze Art der Technik rücken es jedoch in die nächste Nähe des großen Jan von Eyck, wenn es nicht gar diesem Meister selbst zuzusprechen ist. Für den außerordentlichen Wert des Gemäldes spricht es jedenfalls, daß eine Autorität wie der alte Liphart es aufs höchste schätzte.

Ein gleichfalls ausgezeichnetes Männerporträt, nach Liphart wahrscheinlich von Mabuse (um 1500), ist noch dadurch von Interesse, daß eine schwächere Wiederholung desselben im Besitz der Münchener Pinakothek (Nr. 166) sich befindet.

Gelegentlich der Erwähnung eines merkwürdigen Bildes seiner Sammlung von dem Antwerpener Marten de Vos, eine Auferweckung des Lazarus darstellend, finden sich in einem Briefe K. E. v. Lipharts Bemerkungen, die wir hierhersetzen, weil sie bezeichnend sind sowohl für den großen Blick des Forschers als auch für seine souveräne Beherrschung des Stoffes. Er schreibt: „Die Pracht der Färbung läßt alles übrige, auch das Verfehlte der Auffassung vergessen. Diese Färbung selbst ist aber überdies noch ein Wunderkind, ein Zwitter aus der kraftlos bunten Florentiner Manier der nachmichelangelesken Zeit und der Nachklänge der Van Eyck. Die Meisterschaft in der Darstellung und Behandlung der Formen, wie sie Michelangelo bekundete, verführte die Niederländer von Mabuse bis Frans Floris so sehr, daß sie ihres angeborenen Farbensinnes vergaßen. Erst in Marten de Vos und Cornelis von Harlem zeigt dieser sich wieder, um in Rubens den Kulminationspunkt zu erreichen!“

Um bei der Antwerpener Schule zu bleiben, erwähnen wir noch ein treffliches Bild von Paul Bril (um 1600): Diana steigt mit ihren Nymphen zum Bade in ein Bassin vor einem prächtigen Schloß.

Von dem Haupt der Antwerpener Malerschule nach Rubens, von Van Dyck kann sich die Liphartsche Galerie rühmen zwei Originale zu besitzen. Das eine ist ein Porträt des Kupferstechers Karl Malery, das diesen Bonvivant in meisterhafter Charakteristik giebt und mit viel mehr Kraft und Wärme des Vortrags

als ein zweites Exemplar in der Münchener Pinakothek, welches wohl eine Art Naturstudie zu dem Liphartschen Gemälde sein mag. Vielleicht noch geistvoller ist ein gleichfalls von Van Dyck gemaltes Porträt des Jakob Hagboldt, das in der Feinheit der



Cornelis Corneliszen, Genrebild.

Zeichnung und dem Schmelz der Farbe zu den besten Werken des Meisters zu zählen ist.

Der bedeutendste Erbe der Manier des Rubens, sein Schüler Jakob Jordaens ist mit dem Porträt des Malers Sebastian Vranck vertreten, das in eigentümlich freskenhafter Manier behandelt ist.

Von sonstigen vlämischen Meistern nennen wir von einer ganzen Reihe hier vorhandener nur noch Teniers den jüngeren, von dem 3 Bilder in Rathshof hängen, die in charakteristischer Weise die verschiedenen Perioden seiner Malkunst repräsentieren.

Die lange Reihe von Bildern holländischer Meister eröffnet Cornelis Corneliszen (um 1600) mit einem ausgezeichneten Gemälde, das früher der Merloschen Sammlung in Köln angehörte. Es stellt einen Mann der besseren Stände dar, der einer Courtisane einen Beutel Geld reicht.

Von dem in Privatsammlungen äußerst selten vertretenen Frans Hals, einem der genialsten Porträtmaler aller Zeiten, besitzt Rathshof zwei Originale. Das eine, ein Brustbild eines älteren Mannes in schwarzem Gewande, zeigt die für Frans Hals so charakteristische breite, energische Vortragsweise und jenes Belebte des Ausdrucks, das der Künstler wie in einem flüchtig erhaschten Moment festzuhalten verstand*). Es dürfte etwa der mittleren Periode des Meisters angehören, während das zweite Bild, ein fast miniaturhaft kleines Porträt eines Mädchens, mehr seiner Frühzeit zuzuschreiben wäre.

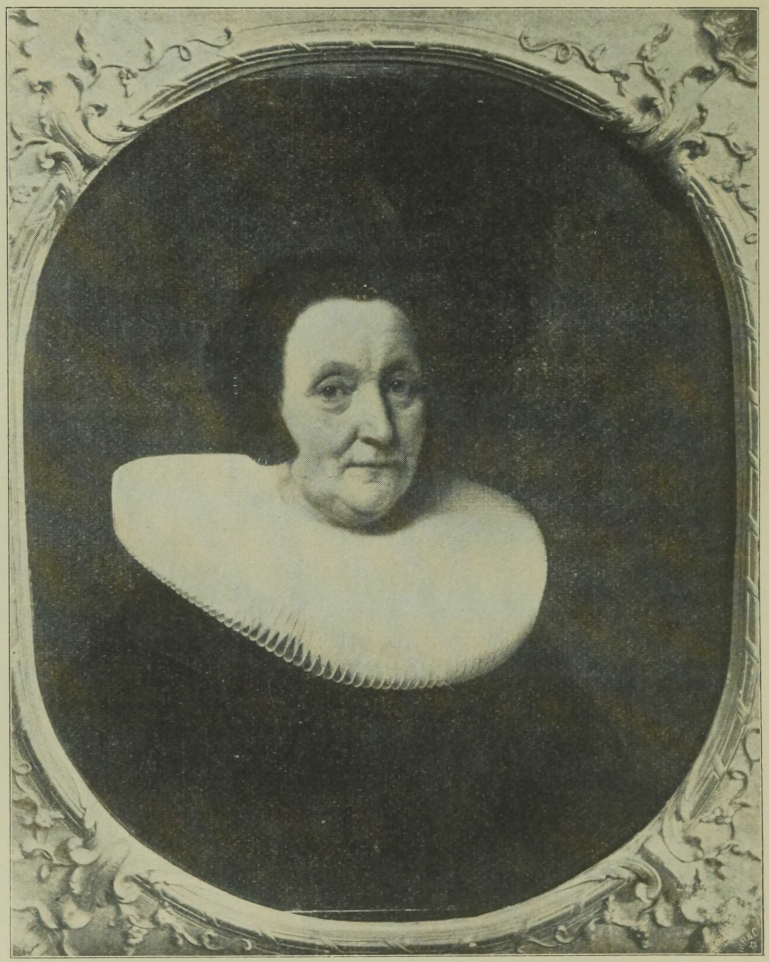
Ein Schüler des Frans Hals, Bartholomäus van der Helst, gleichfalls einer der größten holländischen Bildnismaler, ist der Autor des hier abgebildeten Porträts der Gattin des Bürgermeisters Hartigveldt von Rotterdam, Agata Briol. In lebhaftem Kontrast hebt sich die frische Gesichtsfarbe der Frau und ihr dunkelbraunes Haar von dem schwarzen Gewande, dem weißen Kragen und dem dunklen Grunde ab. Unwillkürlich ist man versucht dem Gesicht dieser würdigen Frau die Gedanken abzulesen, die sie erfüllen.

Ähnlich anziehend behandelt ist der Kopf eines alten Mannes von Jan Livens (Mitte des 17. Jahrhunderts).

Neben die holländischen Porträtisten treten eine größere Anzahl Genremaler des 17. Jahrhunderts. Eine Schilderung des für holländisches Leben so typischen Bohnenfestes giebt Isaack

*) Abgebildet in der Zeitschrift für bildende Kunst 1900, Heft 12 Seite 272.

von Ostade in einem trotz der lebendigen Gruppen und Physiognomien und des schönen Helldunkels leider zu flüchtig ausgeführten Bilde.



Bartholomäus van der Helst, Agata Briol, Gattin des Bürgermeisters von Rotterdam.

Ein wahres Kabinetstück ist dagegen das Bild eines jungen Gelehrten von Terborch. Der bleiche brünette Mann an dem mit Folianten besetzten Tisch, auf dem neben den Büchern ein Totenschädel liegt, ist nach einer Vermutung K. E. v. Lipharts vielleicht ein Selbstporträt des Malers.

Ganz sicher im Selbstbildnis vertreten ist dagegen der große Genremaler Jan Steen, einer der ersten Meister dieses Gebiets*). Ein zweites, besonders wertvolles Bild dieses Künstlers, ein Hauskonzert darstellend, sind wir in der glücklichen Lage, hier abbilden zu können. Jan Steen, durch so viele Schilderungen des Volkslebens voll derben, übermütigen Humors bekannt, läßt dazwischen, wie in unserem Bilde, die feine, kavaliermäßige Grundnote seines Wesens durchklingen. In einem in vornehmer Einfachheit gehaltenen Gemach sitzt eine junge Dame in goldgelbem Seidenkleide und blauer Jacke vor einem Tisch, ihren Gesang mit der Gitarre begleitend. Hinter dem Tisch sitzt, den Kopf an die Hand gestützt, ein Kavalier in Zuhören vertieft, während mehr im Hintergrund eine alte Dienerin Wein einschenkt. Dieses schlichte, unzählige mal von den Holländern variierte Thema ist hier von Jan Steen mit einer Fülle feiner Züge ausgestattet worden. Führt uns das perspektivische Parkett, das bekannte Mittel der Raumvertiefung, in den Hintergrund, so leitet die Bewegung der Alten zurück in den Mittelgrund zum Kavalier, dessen Blickrichtung folgend, wir wieder in den Vordergrund zur musizierenden Dame gezogen werden. Diese ihrerseits schaut aus dem Bilde heraus, als mache sie den Beschauer zum Mitgenießer des lauschenden Kavaliers. Und wie unaufdringlich, wie von selbst sich ergebend, kommt diese doppelte Raumausmessung durch die Blickführung des Beschauers zustande. Wie fesselnd ferner der Kontrast zwischen der hellbeleuchteten, hellgewandeten Dame mit dem lebendig sprechenden Mienenspiel, die ihre Musik mit dem rhythmischen Takt des linken Fußes begleitet, und dem dunkel gehaltenen, mehr im Schatten sitzenden

*) Abgebildet in der Zeitschrift für bildende Kunst 1900, Heft 12, Seite 277.



Jan Steen, Lautenspielerin.

Kavalier, der in tiefster Versunkenheit die Töne von den Lippen der Sängerin zu trinken scheint, wie er gleich den Wein Zug um Zug schlürfen wird. Der Kopf dieses zuhörenden Mannes ist von einer seelischen Vertiefung, daß man unmittelbar an

Giorgiones „Konzert", dem Prototyp dieser Gattung, erinnert wird. Und als wollte der Künstler diese geistige Konzentration, dieses Ruhen im Genuß noch gesammelter erscheinen lassen, gibt er dem Hörer durch den doppelten Bogen der runden Türöffnung und der runden Laubkrone über seinem Haupt noch eine besondere Umrahmung. Wir wollen es dem Leser selbst überlassen, noch manche schöne Einzelheit des Bildes zu finden, wie etwa die wundervoll modellierte rechte Hand der Dame und anderes; es ist ein Gemälde, in dem man geradezu auf Entdeckungen gehen kann. Wir können es nach alledem verstehen, wie der Geheimrat Semenow in St. Petersburg, einer der besten Kenner niederländischer Kunst, in seiner Vorliebe für diese Schule dieses Gemälde von Jan Steen für das schönste Bild der Liphartschen Galerie erklärt.

Wir nennen noch einen reuigen Petrus von Cornelis Poelenburg, eine am Fenster sitzende Frau in der Art des Dou von einem Schüler dieses Künstlers Domenikus van Tol. Auch Frans van Mieris der Ältere und Gottfried Schalken sind mit Genrebildern vertreten.

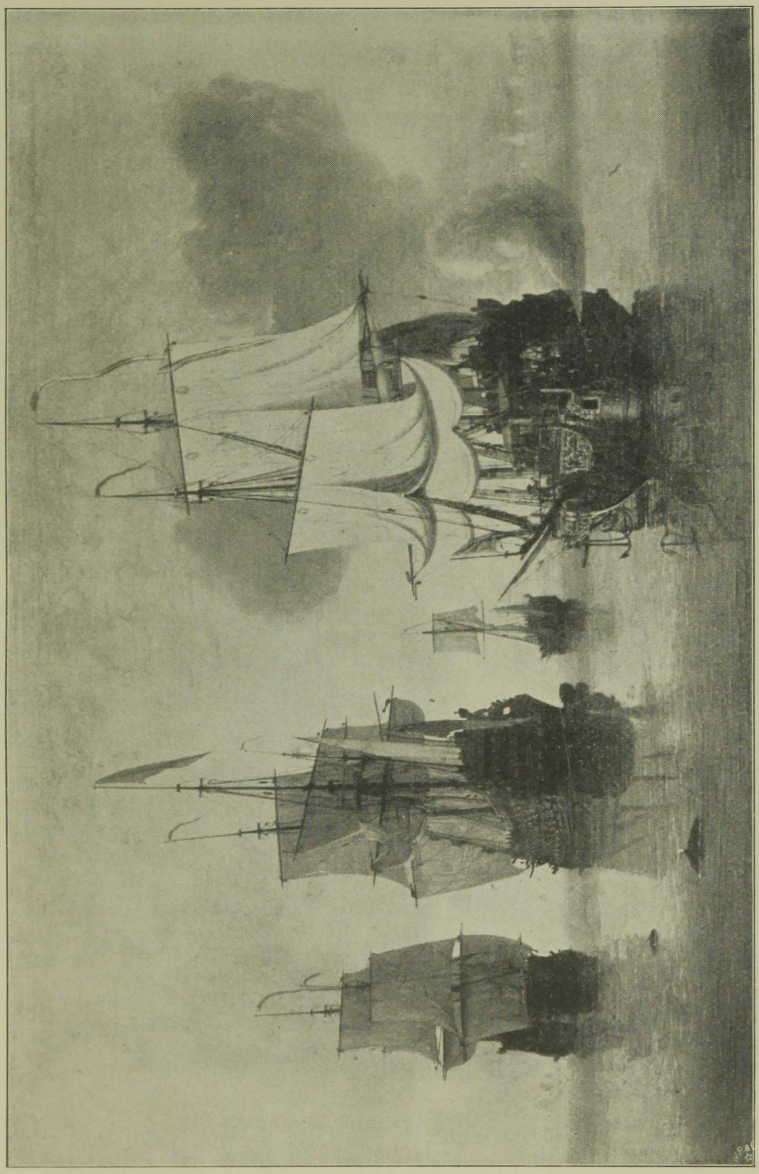
Von holländischer Tiermalerei finden sich hier schöne Beispiele; so eines von Pieter Potter, dem Vater des berühmten Paul Potter, ferner von Klomp eine Herde, und dasselbe Thema von Adriaen van de Velde und N. Berchem behandelt, während Karel du Jardin einen deliziös gemalten weißen Esel vor einer Schmiede zeigt.

Mit Albert Cuyp gehen wir zu den Landschaftern über. Von der hier hängenden Flußlandschaft mit Tierstaffage sagt K. E. v. Liphart: „Der herrliche Spiegel des fast seenartig erweiterten Flusses, die großartige, für den Meister so charakteristische Wolkenmasse, die schöne Beleuchtung der Figuren durch das fast horizontal einfallende Abendlicht üben einen ganz unwiderstehlichen Zauber auf den Beschauer aus."

Zwei schöne, klar im Ton gehaltene Landschaften von Molenaer, eine römische Kampagna von Breenberg, eine nächtliche Feuersbrunst von Van der Poel, eine Ansicht des neuen Marktes zu Amsterdam von Jan van der Heyden,

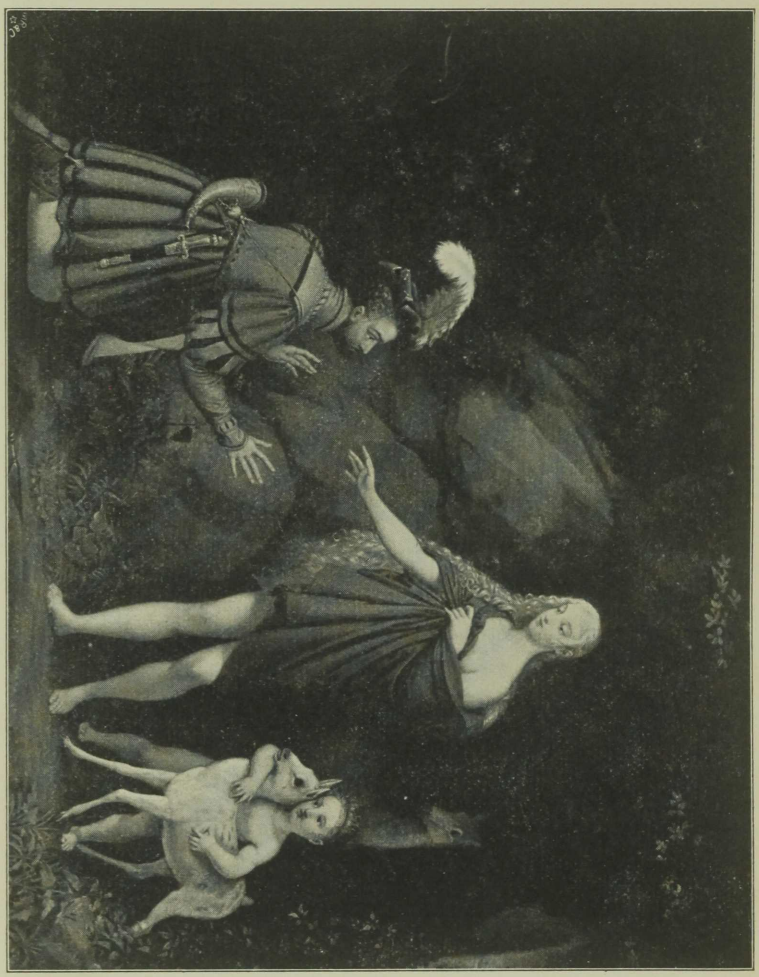
treten zurück vor einer wunderschönen Flußlandschaft von Salomon van Ruysdael, auch einem Geschenk der Großfürstin Maria Nikolajewna. Herrliche, weiche Abendstimmung, duftige Ferne, stimmungsvolle Baumgruppen im Vordergrunde vereinigen sich zu hochpoetischer Bildwirkung. Eine Landschaft aus dem Siebengebirge führt uns Saftleven in einem seiner hiesigen Bilder vor, während er in einem zweiten ein schlafendes Mädchen in einer Bauernstube neben einem Haufen Gemüse zeigt. Auch Thomas Wyck ist mit einem ausgezeichnet gemalten Interieur einer Weberstube vertreten, einem der besten Bilder des Meisters, in dem er sich nach dem Urteil K. E. v. Liphart's den größten seiner Zeitgenossen ebenbürtig zeigt.

An Marinebildern besitzt Rathshof neben einem entzückenden miniaturhaft kleinen Abraham Storck vor allem eine prachtvolle Schiffsparade von Willem van de Velde dem Jüngeren. (Siehe Abbildung.) Über der stillen, klaren Meeresfläche ruht Morgenstimmung, im Duft der Ferne verschwimmt die Küste. Vier mächtige Kolosse der holländischen Kriegsflotte liegen auf der spiegelnden Flut. In Erwartung einer frischen Brise haben sie die Anker gelichtet und alle Segel hochgezogen, aber noch rührt kaum ein leiser Hauch die herabhängenden Wimpel. Da dröhnt vom vordersten Schiff ein Salutschuß in die Morgenstille hinein. Es ist nicht der erste Schuß, vom Rauch der früheren heben sich weiß die Segel ab, während die Segel der anderen Schiffe dunkel gegen den hellen Himmel stehen. Auch hier wieder hat die unvergleichliche Raumkunst der Holländer dem Bilde eine Tiefe gegeben, die abzumessen dem Auge so wohltut. Von dem kleinsten Schiffe im Hintergrunde führt die Linie nach links und dann in aufsteigender Perspektive nach rechts vorn zum ersten Schiff, das seinerseits wieder in der Achsenrichtung die Bewegung nach links leitet. Auch sonst ist noch Mannigfaltigkeit hineingebracht, indem wir immer abwechselnd je zwei Schiffe von vorn und zwei von hinten sehen. Mit welch' einer noch ganz andern Sachkenntnis und Freude am Einzelnen mag ein holländischer Zeitgenosse sich an solch' einem Bilde geweidet haben, das ihm die stolzen Werkzeuge vaterländischer Macht vor Augen führte! —



Willem van de Velde, Marine.

Von den Meistern der älteren deutschen Schulen haben wir hier eine Kreuzigung aus der Schule des Lukas Kranach*)



Alfred Rethel, Genoveva.

*) Abgebildet in der Zeitschrift für bildende Kunst 1900, Heft 12, Seite 279.

und als neue Erwerbung eine Doppeltafel mit der Verkündigung Mariä von Martin Schaffner, dem Ulmer Meister aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Ferner treffen wir hier aus dem 17. Jahrhundert einen Lingelbach; ein köstliches Stilleben von Abraham Mignon und eines der besten Porträts des bekannten Balthasar Denner. In das 19. Jahrhundert führt uns eine der jüngsten Bereicherungen der Galerie, die einen glücklichen Fund bedeutet. Aus russischem Besitz erwarb Reinhold von Liphart die hier abgebildete Genoveva von Alfred Rethel. Es war bisher völlig unbekannt, daß der große Monumentalmaler ein solches Bild gemalt oder überhaupt diesen Stoff behandelt hatte. Es kann indes kein Zweifel an seiner Autorschaft bestehen. Denn einerseits ist das Bild voll bezeichnet, andererseits finden sich, so befremdlich beim ersten Anblick solch' ein Bild bei Rethel erscheint, bei näherer Prüfung eine Reihe von Analogieen aus andern Werken des Künstlers. Es ist die Szene dargestellt, in der der Graf die von ihm verstoßene Gemahlin auf der Jagd wiederfindet und nun reuevoll vor ihr niederkniet, sie um Vergebung anflehend. Die Technik ist noch etwas ängstlich, wenngleich sehr sauber, die Komposition schlicht und leicht verständlich. Der Gesamteindruck des Bildes läßt auf eine ganz frühe Entstehungszeit schließen, ja wir würden es sogar noch früher ansetzen als das bisher als frühstes geltende Gemälde des heil. Bonifazius in Berlin. Damit ist es aber äußerst interessant und wichtig für den Entwicklungsgang des Meisters.

Als Beweis für die Autorschaft Rethels führen wir an: die völlig übereinstimmende eigentümliche Behandlung des Haares bei der Genoveva und bei der Frau rechts auf dem Bilde: „die Predigt des heil. Bonifazius", ferner die Figur des knieenden Grafen, die in der Pose des knienden Mannes auf dem Bilde: „Bonifazius läßt eine Kirche bauen", wiederkehrt; auch der Gesichtstypus des Grafen erinnert an Rethelsche Köpfe, so an den Kaiser Karl V. im Frankfurter Römer usw. Im vorigen Jahre war das Bild auf der Dresdener internationalen Kunstausstellung in der retrospektiven Abteilung zum ersten mal öffentlich zu sehen und ist viel bemerkt worden.



De Marne. Schäferszene.

Die französische Malerei ist nur mit einigen Werken in Rathshof vertreten. Zwei Gebirgslandschaften von Dughet aus dem 17. Jahrhundert, eine sehr schöne Trauer am Leichnam

Christi von einem unbekannten älteren Meister und eine Landschaft von Dupré: Eichen an einem Fluß, dessen Ufer durch eine Menge Menschen, Fischer usw. belebt ist. Das Gemälde trägt die Jahreszahl 1833, stammt also aus der besten Zeit des Künstlers. Das viel bewunderte schöne Bild ist ein würdiges Pendant zu jener Flußlandschaft von Salomon Ruysdael. Endlich ist noch ein sehr schönes Tierstück, eine Herde von De Marne zu erwähnen. (Siehe Abbildung). Dieser Lehrer des berühmten Tiermalers Troyon dürfte nur in ganz wenigen seiner Bilder die gleiche Höhe erreicht haben wie hier. Weiche, schöne Farbengebung, prächtiges Helldunkel und entzückende Landschaftsausschnitte an beiden Seiten sind neben den vortrefflich beobachteten Tieren die Vorzüge dieses Gemäldes.

Die deutsche Kunst der Gegenwart ist in der Galerie Liphart durch ganze sieben Originale von Lenbach und zwei von Stuck in wahrhaft glänzender Weise vertreten. Schon wenn man die Anzahl der hier vorhandenen Werke des größten Porträtmalers der neuern Zeit in Betracht zieht, so ist unter allen Galerien die Liphartsche Sammlung mit in erster Reihe zu nennen. So besitzt beispielsweise die königliche Pinakothek in München, in der Heimatstadt Lenbachs, bloß 4 Gemälde des Künstlers, die königliche Gemäldegalerie in Dresden 3, die Nationalgalerie in Berlin 7, und nur die Galerie Schack in München 10 Bilder von Lenbach. Dazu kommt, daß in der Galerie Liphart in höchst interessanter Weise alle Entwicklungsstufen des Meisters vertreten sind. In seine allerfrühste Zeit, in das Jahr 1866 gehört das bei Seite 82 abgebildete Porträt seines Freundes und Kunstgenossen Ernst v. Liphart, eines Sohnes des „alten" K. E. v. Liphart. Zwei Jahre später hat er seinen Freund noch einmal in etwas anderer Auffassung porträtirt. Wir finden hier noch nicht die pastose, genial hinstreichende Malweise Lenbachs aus seiner späteren Zeit, aber schon dieselbe sprechende Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die zu seinen größten Vorzügen gehört. Aus der Zeit der reifen Meisterschaft, aus dem Jahre 1877, stammt das Porträt des großen Kunstforschers K. E. von Liphart. Man vergleiche die auf Seite 69 und 70 abgedruckte

schöne Charakteristik, die Schubart von seinem Freunde und Lehrer giebt, mit diesem Charakterbilde in Farben, und man kann sie fast Zug um Zug aus dem geistvollen Gesicht des würdigen Greises ablesen. Aus annähernd derselben Zeit stammt eine leicht hingeworfene, geistreiche Pastellstudie der berühmten Sängerin Alice Barbi, jetzt Baronin Wolf-Stomersee. Zu Lenbachs allerletzten Werken gehören endlich die Porträts des jetzigen Majoratsherrn Reinhold v. Liphart und dessen Gemahlin, geb. Gräfin Manteuffel, letztere zweimal, als Brustbild und als Kniestück, gemalt*). Sie sind kurz vor dem Tode des Meisters im Jahre 1903 entstanden und gehören schon rein malerisch zu seinen interessantesten Schöpfungen. Auf der großen posthumen Lenbach-Ausstellung dieses Jahres in München nahmen denn auch die Lenbachs aus der Galerie Liphart einen Ehrenplatz ein.

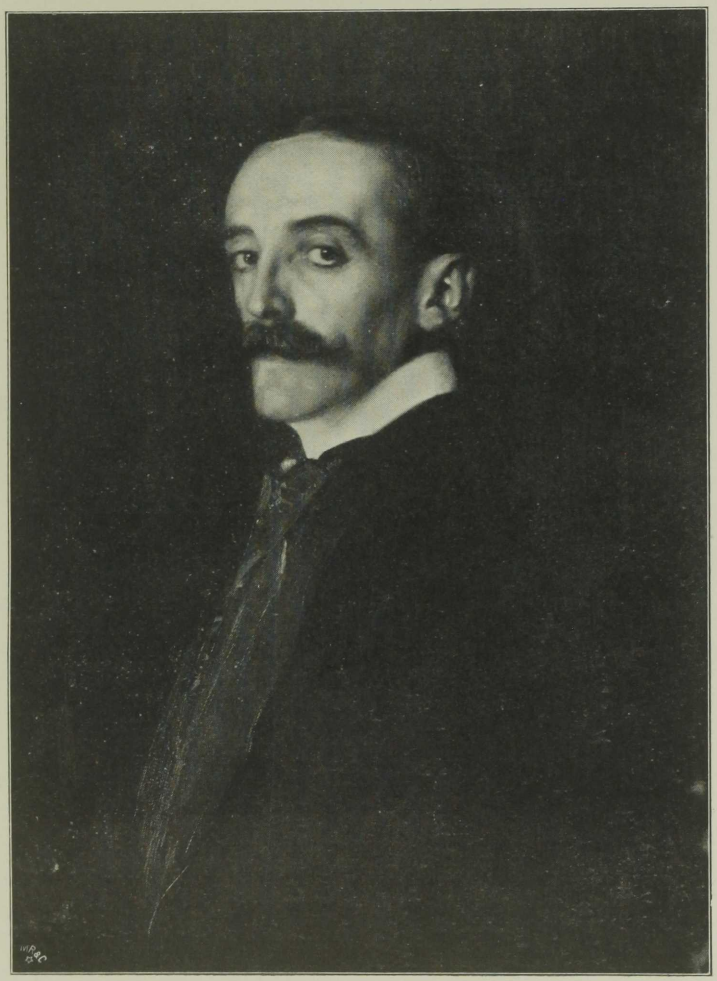
Auch von dem seit Lenbachs Tode größten Porträtkünstler der Gegenwart, Franz Stuck, hängt in Rathshof ein Bildnis Reinhold v. Lipharts (siehe Abbildung nebenstehend).

Es ist von höchstem Interesse und gewährt einen ganz eigenartigen Genuß, zwei Künstler wie Lenbach und Stuck in je einem Porträt derselben Persönlichkeit vergleichen zu können, und wir bedauern nur, nicht auch eine Abbildung des Lenbachschen Gemäldes hier bringen zu können. Jedenfalls dürfte eine derartige Konstellation äußerst selten sein. Atmet das Lenbachsche Bildnis groß gesehene Noblesse und Ritterlichkeit, so kommt bei Stuck mehr das Geistige zur Geltung mit jener nur Stuck eigentümlichen zwingenden Macht des Ausdrucks im Blick der großen Augen. Malerisch höchst wirksam ist das lebhafte Grün des Hintergrundes, von dem sich der Kopf eminent plastisch abhebt.

Ein zweites Bild von Stuck stellt die Gemahlin des Künstlers Frau Mary Stuck dar (siehe Abbildung bei Seite 100)**). Wieviel quellende Lebensfülle spricht aus dem Bilde dieser sieghaft schönen Frau!

*) Abgebildet im Oktoberheft der Kunst für Alle, 1905.

**) Abgebildet auch in der Monographie über Stuck, Seite 123, bevor das Gemälde in den Besitz Reinhold v. Lipharts gelangte.



Franz Stuck, Reinh. v. Liphart.

Wir können unsere kurze Übersicht über die Kunstschätze der Liphartschen Galerie nicht schließen, ohne die sehr wertvolle Sammlung von gegen 200 Handzeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten zu erwähnen, die zum Bestande derselben gehört. Es finden sich hier unter anderem zwei sehr schöne Handzeichnungen von Tizian, eine Landschaft von Dürer, ein Urteil Salomos von Rembrandt, von dem ein anderes Exemplar die Albertina in Wien besitzt, ferner sind Rubens, Paolo Veronese, Van Dyck und andere vertreten. Außer einer großen Zahl von Kupferstichen verdient noch eine kleine, sehr schöne Serie alter italienischer Holzschnitte genannt zu werden. Ein näheres Eingehen auf diesen Teil der Galerie verbietet der beschränkte Raum, der dieser kleinen Schilderung zugewiesen ist.

Die traditionell sich forterbende Freude an der Kunst, wie wir sie im Hause Liphart finden, hat sich nicht bloß im Sammeleifer und in hervorragender Kennerschaft betätigt, sondern die Kunstgeschichte nennt den Namen Liphart auch in der Reihe der ausübenden Künstler. Ein Sohn des berühmten K. E. v. Liphart, Ernst v. Liphart, der schon genannte Freund und Studiengenosse Lenbachs, gehört zu den bekanntesten Künstlern unserer Residenz. In Dorpat 1847 geboren, hat er auf zahlreichen Reisen sich herangebildet, längere Zeit in Florenz und Paris geweilt, bis er seinen Aufenthalt dauernd in St. Petersburg genommen. Ernst v. Liphart hat sich sowohl als hervorragender Porträtmaler, wie auch auf dem Gebiete der Figurenmalerei betätigt. Eine Reihe von großfürstlichen Palais in St. Petersburg besitzen Plafondgemälde von seiner Hand; von ihm stammt das schöne Altargemälde in der St. Annenkirche und noch vieles andere wäre zu nennen, wofür wir aber hier auf die biographische Skizze in Neumanns „Baltische Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts" S. 126 verweisen müssen. Seine ganz hervorragenden Qualifikationen als Porträtmaler mag das hier (bei Seite 58) wiedergegebene Bildnis seines Großvaters, des Landrats Karl v. Liphart, dartun. Zwei der neusten Werke des Künstlers haben in diesem Sommer in Dorpat ihren Platz gefunden: eine Madonna in der katholischen Kirche und

ein Christus für die Liphartsche Grabkapelle, beides sehr schöne, stimmungsvolle Gemälde.

Daß auch bei dem jetzigen Majoratsherrn, Reinhold v. Liphart, Kunstkennerschaft und Ausübung Hand in Hand gehen, dafür zeugt eine meisterhaft gelungene Kopie des Porträts seiner Frau von Lenbach, eine Leistung, die weit über bloß dilettantische Kunstübung hinausgeht. —

Schauen wir noch einmal zurück, so ist es in der Tat eine imposante Fülle edelsten Kunstbesitzes, den die schönen Räume des Rathshofschen Schlosses bergen, eine Fülle, die nur in dem glücklichen Umstand ihre Erklärung findet, daß der Kunstsinn mehrerer Generationen des Hauses sein Streben auf immer größere Erweiterung dieses Besitzes gerichtet hat, auf den die Majoratsherrn von Rathshof ein Recht haben stolz zu sein.



Partie aus dem Park von Rathshof.



Franz Stuck, Mary Stuck.

Maurice von Stern-Linz a. d. Donau.

Psyches Heimkehr.

Und Psyche riss sich los von ihren Quälern
Und schwebte sehnend ihrem Himmel zu.
Ein grauer Nebel dampfte in den Tälern,
Und auf den Höhen thronte Todesruh.

Noch zögernd nahte sie dem Reich der Sterne
Und wich geblendet vor dem Gotteslicht.
Die Blume der geheimnisvollen Ferne
Erschloss sich weit vor ihrem Angesicht.

Schon wollte sie sich in die Tiefe wenden
Und schloss die Augen vor des Abgrunds Graun.
Da fasste sie die Liebe an den Händen
Und liess sie Gottes Sonnenheimat schaun.

Christus und die Meduse.

Und Christus schritt durch ein verlassnes Tal,
Wo zwischen Felsen dumpfe Quellen klangen.
Da lag Medusa schlafend, ohne Qual,
Das Haupt umzischt von nimmer ruh'nden Schlangen.

Die Schritte hemmte hier des Menschen Sohn
Und stand versunken in ein tiefes Schauen.
Das Haupt der Gorgo, frei von Hass und Hohn,
Lag totenblass und wie erschlafft im Grauen.

Da schnellten auf und wanden sich in Wut
Die giftgeschwollnen, schlafentwöhnten Schlangen
Und zischten drohend in die Sonnenglut
Und streiften kalt Medusens warme Wangen.

Die hob die Lider und ersah den Herrn,
Der schweigend die Erwachende betrachtet.
In Hass erblich ihr heller Augenstern;
Wie tote Sonnen, wenn es ewig nachtet.

Und Jesus blickte ihr ins Angesicht . . . .
Das war so lind wie warmes Sommerregnen:
„Du tötest, Gorgo, doch die Liebe nicht;
Komm, lass dein armes Schlangenhaupt mich segnen!“

Und wie sie, traumbefangen, vor ihm stand,
Berührt er ihren Scheitel voll Erbarmen.
Da züngelten die Schlangen in den Sand
Und Gorgo weinte in des Heilands Armen.

Frau Caritas.

Eine Novelle

von

Eugen Bergmann-Smilten.

Er hatte den Kopf an die kühle Fensterscheibe gedrückt und blickte in den grauen Sommerabend hinaus. Einzelne Tropfen fielen leise, und über dem Friedhof, dessen Kreuze er deutlich erkennen konnte, zog langsam eine große, dunkle Wolke herauf.

Ja, Arnold hatte recht: es mußte anders werden. Und es sollte anders werden. Nicht daß er — Hermann Linke — ihm das etwa feierlich versprochen hätte. O nein! Er hatte nur in seiner trotzigen Weise die Lippen fest aufeinandergepreßt, so wie jetzt, zum Fenster hinausgestarrt und dem zürnenden Stiefbruder den Rücken gekehrt. Aber in seinem Herzen hatte er sich's gelobt: von heute ab wirst du ein anderer, besserer Mensch. Und was er sich vornahm, das führte er auch aus. Wenn er sich's in den Kopf gesetzt hatte, die Welt aus den Angeln zu heben, beim Himmel! er hätte sie schon aus dem gewohnten Gleis gebracht. Bei seinen Stahlmuskeln! Er mußte nur wollen, und nun wollte er seinen Leichtsinn töten, erwürgen, umbringen; nun wollte er einen anderen Weg gehen. Bis jetzt hatte es ihm gerade behagt, so zu sein, wie er war: leichtfertig, eigensinnig, haltlos . . . Arnold hatte heute nicht, wie das sonst seine Art war, gepoltert und ihm in seiner heftigen Weise allerlei Dinge gesagt, die, obwohl sie berechtigt und wahr gewesen, die Kluft

zwischen den Beiden immer mehr erweitert und das Herz des Jüngeren mit immer höher steigender Bitterkeit erfüllt hatten; heute war er mit auf dem Rücken gekreuzten Händen im Zimmer auf und ab gegangen, der Ton in dem er gesprochen, war ruhig und ernst gewesen, er hatte den Verstand Hermanns angerufen und zum Schluß — zum Schluß hatte er gebeten . . . Das war noch nie dagewesen.

Ob er — Hermann — denn das selbst nicht einsähe, daß er nur etwas von ihm verlange, was er selbst von sich verlangen müsse: das Aufgeben seines lüderlichen Umgangs, einen nüchternen Lebenswandel und pünktliches Kommen und Gehen im Geschäft.

Er sei selbst auch jung gewesen und leicht geneigt ein Auge zuzudrücken, aber was zu arg sei, sei eben zu arg. In den letzten Wochen sei er — Hermann — nie vor dem Morgengrauen heimgekommen. Und in welchem Zustande? Das Städtchen sei klein und alles spreche sich rund. Ob er denn das alles von einem jüngeren Bruder, den er in seinem Geschäfte hätte, hinnehmen und Ja und Amen dazu sagen würde?

Ganz gewiß nicht! und so richte er denn zum ersten und letzten Mal — das hatte er mit eigentümlicher Betonung gesagt — die Bitte an ihn, umzukehren. Mit neunzehn Jahren ginge das leichter als mit dreißig und vierzig, und weil er auf eine Erfüllung dieser Bitte mit Bestimmtheit rechne, wolle er nun von dieser Sache nicht weiter reden.

Einen Augenblick war er dann stehen geblieben, als erwarte er eine Antwort, doch als keine erfolgte, hatte er mit einem Seufzer das Zimmer verlassen. Mein Gott! was sollte er denn auch darauf erwidern? Es war ja alles ganz wahr und richtig, und oft hatte er sich ja schon dasselbe gesagt und war doch den alten, eingetretenen Pfad weiter gegangen.

Wenn Arnold früher in diesem Ton mit ihm geredet hätte, vielleicht — doch nein. Er fühlte nichts für diesen Bruder, dessen ganzes Wesen ihm fremd, unverständlich und fern lag. Wie ein Mensch so sein Leben hinbringen konnte, wie dieser Stiefbruder, begriff er einfach nicht: den Tag über in der Bude,

abends eine Schachpartie bei Selters und Limonade, ein Geschwätz mit Gleichgesinnten, oder, wenn es damit nichts war, altes Eisenzeug, Schrauben und Nägel ordnend und matt gewordene Messingteile fein säuberlich blank putzend . . . Entsetzlich, und so tagein, tagaus, das ganze Leben hindurch . . . . Freilich, das hatte Arnold ja erreicht, wenn man von ihm sprach, hieß es: „der solide Herr Heppner", und wenn man auf den Bruder zu sprechen kam, sagte man: „der leichtsinnige Hermann Linke."

„Ungleiche Brüder" . . . . Nein, dem Himmel sei Dank, Brüder waren sie nicht! Den soliden hatte die Stiefmutter mit in die Ehe gebracht, und den leichten Vogel hatte ihr der Vater zugeführt, als er die um vieles ältere Witwe zur Frau genommen.

Nun waren sie beide tot, Stiefmutter und Vater, und Hermann hatte um beide nicht weinen können. Der Stiefmutter war er immer ein unbequemer Eindringling gewesen, der ihrem Mustersohn, dem Arnold, nicht das Wasser reichen konnte, und der Vater hatte sich kaum um ihn gekümmert. Höchstens hatte er ihn geprügelt, wenn er betrunken war, und das war er meist gewesen. Seines Zeichens war er ein Schuhmacher gewesen, „ein deutscher Mann", der in einem Häuschen Marienburgs gelebt und sich, wie man so sagt: „zu Tode gesoffen hatte."

Von seiner Mutter wußte er nichts, aber er stellte sie sich gut und freundlich vor und träumte manchmal undeutlich, sie beuge sich über sein Bett und sähe ihn kummervoll aus blauen Augen an.

Dann war es ihm wohl, als müßte er sagen: „Ach, liebste Mutter, es ist so arg nicht. Ich mache Schulden, ich trinke und laufe den Mädchen nach, — aber im Grunde täuscht ihr euch, wenn ihr glaubt, ich könnt's nicht lassen. Ich kann's schon und pfeife auf den ganzen Klimbim, — ich wollt's nur bisher nicht. Was soll ich denn an dessen Stelle setzen? Ich habe ja nichts anderes und einen Inhalt muß ich meinem Leben doch geben. Wenn ich erst wollte, Mutter, dann solltest du sehen, daß mich ein anderes Leben keine Anstrengung kostete."

Doch der sorgenvolle Blick war aus den Augen des Traumbildes nicht verschwunden. Ein Mal glaubte er sogar zu hören, wie es leise sagte:

„Du wolltest schon manchmal, mein Kind; erinnere dich nur.“ Am Tage dachte er jedoch nicht an solche Träume und zudem — er hatte immer nur halb gewollt. Jetzt war ihm die Sache ernst.

Unterdes war die Wolke über dem Friedhof immer höher heraufgerückt und hatte eine ganz sonderbare Form angenommen. Wie ein Schiff sah sie aus, das langsam und majestätisch auf ihn zugeschwommen kam. Das brachte seine Gedanken ganz von selbst auf seinen beiseite geschobenen Plan, auf seine Auswanderungslust, auf Brasilien.

Er hatte allen Ernstes vor einigen Wochen daran gedacht der Heimat und dem Vaterlande den Rücken zu kehren und anderswo sein Glück zu versuchen. Ein paar Bauernfamilien ganz aus der Nähe hatten Hab und Gut verkauft und waren davongegangen. Wenn Leute das wagten, die Frau und Kind hatten, warum sollte er es nicht wagen? Er hatte ja nichts zu verlieren, nicht das mindeste — nicht einmal aus dem Leben machte er sich was und hätte er es heute hingeben müssen — er hätte es ohne Seufzen getan.

Bei Licht besehen, war es doch so gar schal und leer. Wenn er damals zu dem nötigen Reisepaß gekommen wäre, hätte er jetzt sicherlich die Wellen des Ozeans unter seinen Füßen, und die Vergangenheit läge hinter ihm. Doch da man ihm denselben verweigert hatte, mußte er mißmutig im Lande bleiben.

Die Vergangenheit! Seine Vergangenheit! Wenn er sie so an seinem inneren Auge vorübergehen ließ, dünkte sie ihm grau und eintönig wie die wandelnde Wolke dort am Himmel. Mit dreizehn Jahren hatte ihn der Vater nach Wolmar in die Schule gegeben. Sein Pensionsvater war ein Schneider gewesen, ein alter Trunkenbold, der Frau und Kinder mißhandelte und bei dem eine ganze Menge Knaben vom Lande untergebracht waren, weil er sie für ein überaus billiges Geld ins Quartier nahm. Das Essen — Brod, Butter und Grütze

— nahmen sie vom Hause mit; die Frau kochte ihnen morgens einen Thee, und der Mann unterwies sie abends heimlich im Biertrinken.

Die Schule hatte ihm keine sonderliche Freude gemacht, allein er galt für einen hellen, geweckten Kopf, hatte drei Mal hintereinander als Prämie Lermontows Werke bekommen und war mit sechzehn Jahren in allen Ehren ausgetreten. Einiges von dem, was er gelernt hatte, war auch im Kopf geblieben, allein sein Herz war leer ausgegangen. Von letzterem hatte er allerdings kein ganz klares Bewußtsein, nur manchmal blitzte es wie eine Ahnung in ihm auf, doch wußte er sich zu trösten — es war bei anderen Leuten ja ebenso. Wenigstens schien es ihm so, wenn er die Reihen der Menschen, die ihm bekannt waren, in Gedanken durchging. Dann war er als Lehrling in das Material- und Kolonialwarengeschäft von Meinhart und Sohn gekommen. Meister Meinhart war ein Mann, von dem die ganze Stadt mit Achtung sprach, und der sich was darauf zu gute tat, über das sittliche Verhalten seiner jungen Leute zu wachen. Punkt halb elf pflegte er die Haustür zu schließen, den Schlüssel unter sein Kopfkissen zu stecken und glaubte damit dem Leichtsinn jede Gelegenheit vor der Nase abgeschlossen zu haben. Der aber kam und ging durch das Fenster, und Sonntags — na, da wurde es mit dem Verschluß der Haustür doch nicht so streng genommen, und Hermann lernte alles, was er noch nicht verstand und watete mit seinen Kameraden im Sumpf.

So war er neunzehn Jahr alt geworden und nach beendeter Lehrzeit zu Arnold, der seit vielen Jahren eine Handlung in Snelltien besaß, gegangen.

Er hatte eigentlich nur wenige Wochen bei ihm bleiben wollen, denn ihn zog es nach einer großen Stadt hin nach Riga oder Petersburg, wo die Wogen des Lebens höher gingen . . . . Zuletzt war er aber hier geblieben. Das Leben in Snelltien ließ sich ertragen, zumal es eine ganze Anzahl gleichaltriger Genossen gab, die einem feucht-fröhlichen Leben nicht abgeneigt waren. Nur ab und zu, wenn er nachts plötzlich erwachte, zogen allerlei verworrene Gedanken durch seinen Kopf, als wäre

es schön mit Menschen umgehen zu dürfen, die reiner fühlten und besser dachten als die Leute, die seinen Verkehr ausmachten.

Dabei mußte er dann immer an ein Erlebnis denken, das im Grunde genommen gar kein Erlebnis war, sich ihm aber mit zwingender Gewalt in die Seele gedrückt hatte. Als kleiner Junge, er mochte etwa zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, hatte der Vater ihn bei irgendeiner Gelegenheit mit nach Wolmar genommen. Während der Alte nun seiner Wege ging, hatte der Junge allerlei Seitenpfade eingeschlagen. Da war er abends an einem Hause vorübergekommen, dessen Fenster geöffnet und aus denen ein sanfter Lichtschein auf die dämmerige Straße gedrungen war. Er erinnerte sich jedes Umstandes: es war ein Augustabend gewesen, windstill und warm, und ein süßer Duft wie von Herbstblumen hatte in der Luft gelegen. Durch das offene Fenster hatte er in ein wohnliches, schönes Zimmer gesehen, mit Bildern an den Wänden und mancherlei glänzendem Zierrat.

Um den runden Tisch, der eine mit einem roten Schirm überschattete Lampe trug, saß eine kleine Gesellschaft und hörte einem Herrn zu, der aus einem Buch vorlas. Eines schönen jungen Mädchens erinnerte er sich besonders, das mit großen, glänzenden Augen den Vorlesenden anschaute, und eines Jünglings, dessen feingeschnittenes Profil, von dem rötlichen Lichtschein getroffen, wie verklärt aussah.

Und deutlich hatte er die folgenden Worte des Vorlesenden gehört:

„Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!"

Diese Worte waren ihm geblieben, ohne daß er ihren Sinn erfaßt oder viel darüber gegrübelt hätte.

Wie Glockentöne waren sie vor ihm hergeschwebt, als er sich davongeschlichen. Und immer wieder, wenn er von einem

„reinen Leben" hörte oder daran dachte, tauchte dieses Bild vor seiner Seele auf. Er hatte später oft nach jener Straße, nach jenem Hause gesucht, ohne es je finden zu können.

Es hätte ihm auch nichts genützt, — ihm hätte sich doch keine Tür aufgetan. Er erlebte es ja hier. In Snelltien gab es fast so viel Kreise, als es daselbst Familien gab. Unsichtbare Fädchen schienen gezogen zu sein, die niemand überschreiten durfte.

Da gab es Familien, die es tief unter ihrer Würde hielten, mit Leuten umzugehen, die nicht das Wörtchen „von" vor ihren Namen setzen konnten; Familien zu denen der Eintritt nur durch eine „klassische Bildung" zu gewinnen war, und so immer fort in den verschiedenartigsten sozialen Abstufungen. In den Kreisen, die seinen Umgang ausmachten, galt ein tüchtiger Bierkenner mehr als das älteste Adelsdiplom, und ein ordentlicher Kartenspieler wog die ganze „klassische Bildung" auf. Diese und ähnliche Gedanken wanderten ihm durch den Kopf, da er der grauen Wolke nachschaute, die nun mälig am Himmel zerflatterte und verflog.

Seine Laune hatte sich jedoch — er wußte selbst nicht warum — gebessert. Ob es der ruhige Ton Arnolds gewesen war oder der Entschluß, mit dem alten Leben zu brechen, der so auf ihn eingewirkt hatte? Fast schien es das letztere zu sein, denn bei dem Gedanken seine Kraft an irgend etwas zu betätigen, irgend etwas zu Boden zu werfen, niederzuschlagen, ward ihm immer wohliger zu Mut. Er wandte sich mit einem Lächeln vom Fenster, holte sich aus einem Schubfach seiner Kommode Hülsen und Tabak, breitete alles auf den Tisch und begann, langsam ein Liedchen zwischen den Zähnen summend, seine Zigaretten zu stopfen.

Heute wollte er nicht mehr ins Geschäft hinabgehn, morgen — morgen . . . . So mochte wohl eine Stunde hingegangen sein, als er Arnold die Treppe heraufkommen hörte und ihn mit einem ruhigen, gleichmütigen Gesicht an den Tisch treten sah.

„Ich will heute in die „goldene Krone" gehen. Irgend ein Zauberkünstler giebt da seine Vorstellung. Schon die fünfte

oder sechste, und der alte Hansen empfahl sie mir. Den Cordelius werde ich mitnehmen, und da fiel es mir ein, ob du nicht auch mithalten willst. Hier ist ein Billet."

„Danke, ich bleibe zu Hause," entgegnete er kühl.

„Na, ganz wie du willst. Sag es aber der Lawise, ich hatte das Abendbrot abbestellt."

Damit drehte er sich um und ging aus dem Zimmer. Als Hermann allein war, lachte er auf.

„So ein Schlauberger! Als ob ich ihn nicht durchschaute? Das kommt natürlich vom alten Hansen. Arnold ist bei ihm gewesen, hat ihm wieder einmal alle meine Sünden möglichst schwarz an die Wand gemalt und um ein Rezept gebeten: „Versuchen Sie es doch zur Veränderung mit Gutem. So „recht freundlich", wie die Photographen sagen. Vielleicht wirkt das." Nun probiert er's aber es will nicht glücken. Ach, guter Arnold, wir gehören nun einmal nicht zusammen."

Der alte Hansen war Gerichtsschreiber im Städtchen und was man so einen „Allerweltshelfer" nennt. Er kannte alle Geheimnisse der kleinen Leute, und wo es ein haderndes Ehepaar zur Ruhe zu bringen, einem Leichtsinnigen den Kopf zu waschen, oder einem Betrübten Mut zuzusprechen galt, da wählte man ihn mit Vorliebe dazu.

Hermann nahm das Papier, auf dem sein Tabak gelegen, stäubte es ab und las dann halblaut:

„Große brillante Vorstellung — gegeben vom skandinavischen Professor der Magie, Charles Martensen, und seinen Töchtern, Fräulein Elvira und Rudolfine — aus dem Gebiete der orientalischen Magie, Illusion, Physik und Mystik."

Er lehnte sich in den Stuhl zurück und blies den Rauch seiner Zigarette von sich.

„Ne — damit ist's aus. Heute wird hübsch zu Hause geblieben und ein ernsthafter Anfang gemacht."

Dann rief er laut:

„Lawise! Lawise!"

Die Tür zur Küche knarrte und ein gutmütiges, altes Gesicht wurde sichtbar. Hermann hatte die Alte gern, weil er fühlte,

daß sie ihn lieb hatte und ihm wohl wollte. Sie hatte ihm einmal erzählt, er erinnere sie an ihren blonden Jahnit, der bei Plewna gefallen war. Namentlich, wenn er lache. Aber der Jahnit sei besser gewesen, der hätte kein Bier getrunken.

„Nu, Jungherr."

„Lawise, wollen Sie nicht heute in die Zaubervorstellung gehen? Ich schenke Ihnen ein Billet."

Dabei wies er auf die Karte.

„Ich? Dorthin, wo sie einem den Kopf abhacken und wieder anleimen, wo sie eine Mannsperson in ein Frauenzimmer verwandeln? Nein, Jungherr, wo werd ich da hingehn! Das ist mir viel zu gruselig. So was kann ich nicht ansehn. Ich könnte ja während der ganzen Nacht kein Auge zutun . . ."

„So — nun dann bringen Sie mir den Tee. Ich bleibe auch zu Hause. Sie verwandelten mich am Ende in ein junges Mädchen, und das würde mir nicht passen."

Lawise lachte.

„Is auch besser, wenn Jungherr zu Hause bleibt. Altes Mensch muß seine Ruhe haben, aber junges auch. Ich bin immer ganz traurig und hab Herzschmerzen, wenn ich höre, wie spät oft Jungherr nach Hause kommt."

„Jetzt werden Sie keine Herzschmerzen mehr kriegen, Lawise. Sie werden was an mir erleben! Etwas was noch nicht dagewesen ist . . . Ich werde so solide werden wie Ihr seliger Jahnit."

„Wai, Jungherr versprechen viel", sagte die Alte mit einem Kopfschütteln. „Aber von Ihrem Munde in Gottes Ohr."

Darauf ging sie, um für das Abendessen zu sorgen. Hermann studierte wieder den Zettel.

„Wunderwerke in der Zauberei, ausgeführt von Fräulein Rudolfine". Unsinn — Anna heißt sie. Anna Ankeberg, und sie wird mich heute abend sicher erwarten und das Fenster wieder offen lassen. Was das Mädchen für ein reizendes, schwarzes Fleckchen auf der linken Wange hat! Übrigens — auch mit der wird ein Ende gemacht. Davon scheint Arnold, der alles weiß und das Gras wachsen hört, doch noch keinen Wind bekommen zu haben."

— — — — Als Cordelius, der Lehrling, nach Budenschluß in das Zimmer kam, fand er Hermann beim Tee.

„Hören Sie, Cordelius", rief er ihm entgegen, „wenn jemand nach mir fragen sollte, etwa Feldt oder Kruhming oder Petersohn, so sagen Sie, ich sei nicht zu Hause. Ich empfange heute nämlich keinen Besuch. Haben Sie mich begriffen?"

„J, wie werd ich nu nicht! Aber was haben Sie denn? Brummt Ihr Schädel noch von gestern?"

„Mein Schädel, Wertester, geht Sie absolut nichts an. Waschen Sie sich lieber ihr ungewaschenes Mäulchen ehe Sie in die Vorstellung gehn."

— — — — — Eine Stunde und noch eine waren hingegangen. Vom Turm der nahen Kirche schlug es langsam zehn. Hermann stand von dem Fensterbrett auf, auf dem er am offenen Fenster gesessen und in den Garten hinausgeblickt hatte. Der Regen hatte schon lange aufgehört; am Horizont sah man zwischen dem jungen Grün der Bäume den Vollmond, rot und groß, und der Wind, der ab und zu leise über die müde Welt flog, trug Jasminduft in das Zimmer. Hermann warf Rock und Weste ab.

„Beim Himmel!" lachte er, „ich bin doch durstig. Wie man sich an das Zeug gewöhnen kann .... Eine Flasche kann auch der solideste Mensch trinken, nur zu viel soll er nicht trinken."

Er griff in die Ecke hinter die Komode, entkorkte eine Flasche und goß die goldbraune, schäumende Flüssigkeit in das Becherglas. Dann trat er an das Fenster, hielt sein Glas einen Augenblick gegen den Mond und goß den Inhalt dann mit Lachen auf den kleinen Fliederstrauch unter dem Fenster.

„Siehst du, wie ich's kann!" sagte er, und seine weißen Zähne blitzten hinter den frischen Lippen .....

Kaum lag er im Bett, so klangen plötzlich die reinen Töne eines Waldhorns gedämpft zu ihm herein.

Das war Herr Lindemann, der oben auf dem Berge wohnte und jeden Abend seine Lieblingsmelodieen in die Welt hinausblies. Manchmal trieb er es bis spät in die Nacht hinein. Man war das an ihm gewöhnt; er habe eine unglückliche Liebe

gehabt, hieß es, und solchen Leuten müsse man schon etwas nachsehen.

Eine Weile lag Hermann ruhig unter seiner Decke, dann aber, als jener ferne Musikant in eine gar sehnsüchtige, traurige Weise überging, sprang er aus dem Bett und schloß hastig die Fensterflügel.

„Da fängt er schon wieder diese Melodie an! Klingt sie nicht wie ein Weinen und Trösten und wieder Weinen? Ich kann sie nicht anhören, trotzdem ich die Worte zu ihr kennen möchte. Die müssen wunderbar sein, denn beim Erklingen dieser Melodie wird der Seelenvogel immer in mir wach, und mir ist es, als schlüge er mit den Flügeln und picke mir ins Herz. Wahrhaftig", er legte die Hand auf die linke Seite, „ich fühle hier einen Schmerz."

Wieder im Bett, flogen seine Gedanken in eine ferne Vergangenheit zurück. Er hatte einmal an seinen Vater die Frage gerichtet, was die Seele sei, und der hatte ihm zur Antwort gegeben: „Ein kleiner Vogel mit goldenen Flügeln und einem messerscharfen Schnäbelchen. Mit dem pickt er dir ins Herz, wenn du ungezogen bist."

Daran mußte er denken, bis alles verschwamm und er einschlief.

Ein paar Stunden nachher ward die Tür behutsam aufgeklinkt und die alte Lawise schlich auf den Zehenspitzen ins Zimmer. Sie wollte, ehe sie zu Bett ging und ihren Strickstrumpf aus den Händen legte, nachsehen, ob der Jungherr wirklich zu Hause sei. Sie bangte manchmal um ihn. Über die Gärten und Baumwipfel war indes still der Mond heraufgestiegen. Die kleine Stube war fast taghell, und das sanfte Licht fiel auf das einfache, eiserne Bett, das dem Fenster gegenüber stand, und auf den ruhig atmenden Schläfer. Der hatte, denn es war schwül in dem engen Raum, die Decke abgeworfen, und das dünne Laken legte sich dicht um die jungen, kräftigen Glieder. Die Alte trat an das Bett.

„Wie die leibhaftige Gesundheit!" flüsterte sie lettisch und schaute wehmütig in das hübsche Gesicht des Jünglings. „Wie

eine Blume im Wiesengrund! Wie ein Apfel am grünen Fruchtzweig! Herr, schütze du dies Leben und führe du diese Seele, damit sie nicht in den Sumpf gerät. Ein elternloses Kind gleicht der schwankenden Binse am Teichesrand, die von rauhen Winden bald hierhin, bald dorthin geweht wird."

Dann ging sie ans Fenster und öffnete es. Die kühle Nachtluft drang wohlig herein. Wie aus weiter Ferne klang ein Wasserrauschen her, das kam vom Mühlenwehr in Tilteleij, und eine Nachtigall hub ihr Lied an.

„Es ist nicht gut, wenn einem der Mond ins Gesicht scheint. Das bringt Unruhe und schwere Träume ..... Ach, Du mein Gottchen, wo mag wohl mein Jahnit sein letztes Bettchen im fremden Lande gefunden haben?"

Sie ließ leise die Rollgardine herab und ging seufzend in ihre Kammer.

* * *

Am nächsten Morgen war Hermann schon um sechs auf, und Cordelius machte ein erstauntes Gesicht, als er, im Begriff die Handlung zu öffnen, ihm auf der Treppe begegnete.

„Was Teufel! Herr Hermann schon in Wichs und Glanz.... Ich falle ja rein um! Müssen Sie gut geschlafen haben!"

„Habe ich auch, mein Sohn! Ich möchte Ihnen aber doch schon in früher Morgenstunde, die bekanntlich Gold im Munde haben soll, einen guten Rat geben: reden Sie nur dann, wenn Sie gefragt werden. Bescheidenheit soll der grünen Jugend zur Zier gereichen."

Cordelius grinste ihn nur freundlich an und zog vergnügt die Bolzen aus den Eisenstangen, die quer vor Fenster und Tür gelegt waren.

„Wissen Sie was, Cordelius: wir wollen heute das Eisen im Speicher in Ordnung bringen. Heute kommt doch die neue Sendung aus Riga? Oder vielmehr so: ich werde den Speicher in Ordnung bringen, und Sie bleiben im Geschäft. Haben Sie mich nötig, so pfeifen Sie."

Hermann fühlte ein wahres Verlangen irgendwie und an irgendwas seine Kräfte auszulassen, und so hörte man ihn denn bald im Speicher eifrig hantieren. Er warf die schweren Eisenstangen, als ob sie federleicht wären und weckte mit dem Lärm manch' guten Nachbar aus süßem Morgenschlaf.

Einige Stunden später trat Arnold zu ihm in den Ablegeraum.

„Ich muß heute nach Wolmar fahren, Hermann", sagte er. „Bergfried schreibt mir, wenn aus dem Geschäft etwas werden soll, möge ich selbst zu ihm kommen. Es handelt sich um die Felle, die ich aus seiner Gerberei kaufen wollte. Und ich glaube wirklich, daß es ganz gescheit ist, die Sache persönlich abzumachen."

„Gewiß", entgegnete Hermann. Die Arbeit hatte ihn warm gemacht und er wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Das Pferd wird bereits angespannt", fuhr Arnold fort, „und ich brauche wohl nicht noch besonders zu bemerken, daß ich wünsche, du bliebest während meiner Abwesenheit im Geschäft." Hermann schwieg, aber in den kleinen Adern seiner Schläfen begann es zu sieden. Wozu sagte er das? Wollte er ihn verletzen? Sah er denn nicht, wie es um ihn stand, welchen Entschluß er gefaßt hatte? Sollte es so viel heißen als: „Tu was du willst, ich traue dir doch nicht?"

Ach, Arnold kannte ihn nicht. Kein Mensch kannte ihn, wie er wirklich war und eher wäre er auch tausendmal lieber gestorben, als daß er einem fremden Auge Einblick in sein innerstes Fühlen und Denken gestattet hätte. Alle hielten ihn für leichtsinnig und schlecht, und doch schwebte der Gedanke des Guten vor ihm her wie eine weiße Sehnsuchtswolke . . . . Aber das sollte niemand wissen. Das war sein Geheimnis!

Bald darauf hörte man das Rollen des Wagens, der Arnold nach Wolmar brachte.

Hermann griff nach seiner Mütze und ging in die Bude. Da gab es heute mehr als sonst zu tun. Der Friedensrichter hielt eine Sitzung; dazu waren die Leute weit hergekommen und besorgten dabei auch ihre Einkäufe. Der kleine Cordelius

aber dachte bei sich: „Was ist das nur mit Herrn Hermann? Er sieht so gedankenvoll drein, daß man beinahe Respekt vor ihm kriegt."

So ging der Tag hin, und als die zehn Wanduhren, die der Größe nach an einem der Pfeiler zum Verkauf hingen, eine nach der andern die fünfte Nachmittagsstunde abgeschnurrt hatten, waren beide müde geworden.

„Nun werden wir wohl auch Feierabend haben", meinte Cordelius gähnend und stellte sich an die Glastür.

„Sie kriegen Besuch, Herr Hermann", rief er nach einem Weilchen. „Feldt kommt mit großen Schritten die Straße herauf und unterm Rock trägt er was. So was rundes. Wahrscheinlich eine Flasche."

Feldt war der Kommis aus Strombergs Weinkeller und ein lustiger Bruder. Cordelius hatte richtig gesehen. Mit einem „Mojen, Linke!" sprang Feldt die Stufen herauf und schwang eine Weinflasche.

„Ich sah vorhin deinen Alten wegfahren, und der meine ist auch nicht da. Der richtige Augenblick, um nach dir zu sehen. Wir haben guten Wein gefüllt: griechischen Wein mit einem unaussprechlichen Namen. Aber trotzdem ein famoses Weinchen, von dem ich dir gern auch einen Schluck gönne. Wo steckteſt du denn gestern? Was?"

Er wartete die Antwort nicht ab, nahm ein paar Biergläser, setzte sich auf den Verkaufstisch und schenkte ein.

„Spürst du das Aroma? Fein! — Ja, wo steckteſt du gestern?"

„Daheim."

„Nanu, Hermann, willst du Mönch werden? Dann rate ich dir, nur ein Nonnenkloster aufzusuchen. Ein Mensch von neunzehn oder zwanzig Jahren und sitzt daheim! Das schickt sich einfach nicht . . ."

Hermann lachte.

„Einmal muß man doch den Anfang machen. Ich habe überhaupt die Absicht jetzt häuslicher zu werden. Siehst du, zum Beispiel gleich heute. Heute muß ich auch zu Hause sitzen."

„Du mußt schwer krank sein."

Feldt machte ein ernsthaftes Gesicht und stieß mit seinem Glase leicht an das Hermanns.

„Prosit! Na, wie schmeckt's?"

Hermann mußte ihm Recht geben: es war wirklich „ein famoses Weinchen". Wie Honigseim glitt es die Kehle hinab — und rann warm und wohltuend durch alle Adern.

Ein Gefühl sanften Wohlbehagens kam langsam über ihn, er glaubte fast zu sehen, wie die „weiße Sehnsuchtswolke" vor ihm langsam zerging und verflatterte und gedankenlos ließ er sich bei Feldts Geplauder auch noch das zweite und dritte Glas füllen.

Als die Flasche leer war, sprang sein Besuch vom Tisch, nahm behende mit dem Ellenmaß eine der Mützen, die in langer Reihe an der Oberlage hingen herab und stülpte sie Hermann auf das kurz geschorene blonde Haar.

„Jetzt begleitest du mich ein Stückchen", dabei schob er seinen Arm in den Hermanns. „Ich habe dir noch Einiges zu sagen, was die unschuldigen Ohren dieses lieblichen Knaben", er wies auf Cordelius — „nicht hören dürfen." „Aber wirklich nur ein Stückchen", gab Hermann mit einigem Widerstreben zur Antwort. „Du weißt, mein Bruder ist nicht da." „Sollst du deines Bruders Hüter sein?" lachte Feldt, und dann schlenderten sie langsam die Straße hinab, die einsam im Sonnenschein lag. An allen Ecken und Enden blühte es, und in den kleinen Vorgärten standen die Linden mit Blüten überschüttet und wiegten und regten die Äste, wenn einmal der warme Wind über sie hinging. „Höre, Hermann, wir haben uns gestern fein amüsiert," begann Feldt von neuem. „Schade, daß du nicht dabei warst. Die Mädchen machten ihre Nummern großartig, und hernach haben wir noch bis gegen vier getrödelt. Acht Flaschen Wein pfiffen wir aus, und die kleinen Mädchen immer mit. Aber, weißt du: „Rühr mich nicht an", beide. Nur die Rudolfine hat wohl zwanzigmal gefragt: „Wo bleibt denn Herr Linke?" und wenn die fertig war, fing die andere, die Elvire — so heißt sie doch? — wieder an: „Kommt denn der hübsche

Herr Linke nicht?" Ach, Mensch, du bist der reine Glückspilz! Ich glaube, sie haben beide einen Narren an dir gefressen . ."

So waren sie bis an den Garten gekommen, der zur „Goldenen Krone" gehörte, als eine Handvoll rote Nelken über die Hecke geflogen kam, direkt auf Hermann zu. Dann rief eine Mädchenstimme mit fremdländischer Betonung: „Ei, da haben wir ja den Treulosen!"

Und als er den schwülen, schweren Duft der jungen Nelken atmete, vergaß er, daß er seine Begleitung nur für „ein Stückchen" zugesagt hatte . . . . .

Im schattigen Garten der „Goldenen Krone" saß unter einer alten breitästigen Linde eine muntere Gesellschaft, Da war der hagere Magister der Magie, Herr Professor Martensen mit seinen Töchtern — er hatte zwar gestern verraten, daß es eigentlich nur seine Cousinen zweiten Grades seien — und eine Anzahl junger Leute aus dem Städtchen. In den Gläsern auf dem Tisch blinkte ein goldgelber Riesling, und man wollte sich über Fräulein Elvire, die eben eine ihrer Glanznummern: „die Flaschenpromenade durch die Luft" zum Besten gegeben hatte, totlachen.

Fräulein Rudolfine kam den Eingetretenen schon auf halbem Wege entgegen, und die Rosen, die sie sich in die dunklen Flechten gesteckt hatte, nickten bei jedem ihrer zierlichen Schritte. Sie trug ein enganschließendes, dunkelblaues Kleid, und die langen schwedischen Handschuhe reichten ihr bis an den Ellenbogen; dazu hatte sie sich ihre lange, blanke Fächerkette um die feine Taille geschlungen und sah inmitten des blühenden Gartens wie ein Sommervöglein aus, das begehrlich um sich schaut, ob es nicht irgendwo leckere Kirschen zu naschen gibt.

„Nun, mein ungetreuer Freund," sie drohte Hermann lächelnd mit dem Finger, „schlägt Ihr Gewissen?"

Dann wandte sie sich, ohne eine Antwort abzuwarten, an seinen Begleiter.

„Gehen Sie nur, Herr Feldt, zu den Leuten da unter der Linde, und weil Sie Herrn Linke mitgebracht haben, dürfen Sie zur Belohnung aus meinem Glase trinken. Es steht neben dem Kuchenteller. Hier mit diesem Herrn will ich aber erst einen

Gang durch den Garten machen, um ihn in der dunkelsten Ecke tüchtig auszuschelten. Er hat ohne jede Entschuldigung die gestrige Vorstellung versäumt."

Sie grüßte Feldt leicht mit ihrem Fächer und zog Hermann mit sich fort. Doch ging sie nicht ordentlich neben ihm her, sondern machte allerlei Tanzschritte, wiegte sich bald nach rechts und bald nach links, und als sie in einem schattigen Gang waren und man die Gesellschaft unter der Linde nicht mehr sah, schlang sie hastig ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn auf beide Wangen.

„Du hast solche Wangen wie ein junges Mädchen", zwitscherte sie, „und ich könnte dich den ganzen Tag küssen! Und du hast so weiche, sanfte Lippen wie die Mohnblättchen, und du hast so ein Schnurrbärtchen — oder nein, du hast eigentlich noch gar keins, es liegt nur so ein Schatten über deiner Oberlippe, aber gerade das liebe ich .... Warum bliebst du gestern fort? Siehst du, wenn du nicht da bist, wird mir nächstens meine Pièce „Die Leipziger Messe oder die sonderbare Jagd auf Kaninchen" bestimmt mißlingen."

Sie trennte das S vom T beim Sprechen, was ihrer Rede einen besonderen Reiz gab und ihn zum Lachen zwang.

„Worüber lachst du denn?" rief sie ärgerlich und fuhr ihm mit der behandschuhten Rechten durch das Haar. „Bes—timmt, bes—timmt, mir fehlen deine Augen im Zuschauerraum".

„S—prich", spottete er, „doch keinen Unsinn; euch Mädchen kenne ich und könnte darauf schwören: diese schönen Worte hast du zu zehn anderen auch gesagt."

Nun lachte sie.

„Zu zehn? Du bist ein dummer Junge!"

Dann zählte sie an den Fingern. „Vielleicht sinds zehn, vielleicht auch nicht .... Siehst du, ich kann ohne Liebe nicht leben, und es gibt so viele hübsche Jungen in der Welt, die man einfach lieben muß. Ach, und das schafft so viel Schmerzen. Letzthin z. B. in Dorpat. Da liebte ich einen Studenten, der erst ein Semester auf der Universität war und immer rot wurde, wenn ich ihn küßte. Das Herz wollte mir fast brechen, als

wir scheiden mußten, und am letzten Abend habe ich aus ganzer Seele gebetet: „Lieber Himmel, lasse mich doch recht bald wieder so einen lieben Jungen finden.“ Und er hat auch mein Bitten erhört. Weißt du, das dort“, sie deutete mit dem Finger zur Linde hin, von wo ein schallendes Gelächter herüberklang — „ist eine einfache Marke . . . . Du bist zwar auch ein lockerer Zeisig, aber hier“, sie tippte ihm mit einer Rose, die sie eben vom Beet gepflückt, leicht auf die Augen, „da blinkt und leuchtet manchmal ein Etwas, das jene nicht haben. Ich weiß nicht, was das ist. Vielleicht dein Herz . . . . O mein Herr, Herz haben ist ungeschickt, aber Herz zu haben scheinen, macht unwiderstehlich.

„Mädchen, du redest ja wie ein Buch.“

„Pah! ich bin eben eine Künstlerin. O wie schön ist das Leben! Und wie schön ist die Liebe . . . . Gestern habe ich deinen Stiefbruder in der Vorstellung gesehen. Himmel, ist der eine Nachteule! Wenn ich ihn anlachte, machte er ein Gesicht, als äße er Essiggurken . . . .“

Der Gang, auf dem sie schwatzend weiterwanderten, mündete wieder unter der Linde. Ehe sie dort waren, hub das Fräulein wieder an: „Höre, du mußt mir Champagner kommen lassen. Den liebe ich noch mehr als dich. Eure sauren russischen Weine mag ich nicht; die ziehen den Mund zusammen. Brrr . . . . Deshalb gab ich diesem langweiligen Herrn Feldt auch die Erlaubnis, mein Glas zu leeren.“

Als er zustimmend genickt hatte, ließ sie seinen Arm los und sprang tänzelnd vor ihm her.

„Du bist ein guter Mensch, und ich freue mich, daß wir noch vierzehn Tage hier bleiben. Das macht die gestrige Einnahme: einundsechzig Rubel . . . . Nett. Nicht wahr?“

Sie begann ein schwedisches Liedchen zu trällern.

„Ach so, davon verstehst du ja nichts. O, die schwedische Sprache ist eine gar schöne Sprache, — du mußt sie lernen.

„Spinn, spinn, spinn Tochter mein
Morgen kommt der Freier dein“

summte sie weiter.

* * *

Beim ersten Morgengrauen fuhr Arnold Heppner in Snelltien ein. Er war länger fortgeblieben, als er gedacht hatte und hüllte sich nun fröstelnd in seinen Mantel, denn die Luft war kühl und der Wind kam von Norden. Im Städtchen schlief noch alles bis auf die Hähne, die den anbrechenden Tag begrüßten, und die Straßen lagen wie ausgestorben da. Als er sich der „Goldenen Krone" näherte, sah er, wie ein Fenster, das auf den Garten ging, geöffnet wurde und jemand leichtfüßig herausprang. Eine Frauenstimme rief ihm leise einige zärtliche Worte nach. Es war ihm, als gliche die Gestalt seinem Bruder und er befahl dem Kutscher schneller zu fahren. An der nächsten Straßenecke hatte er den nächtlichen Schwärmer eingeholt: es war Hermann.

Der sah einen Augenblick mit einem bösen, trotzigen Blick zu ihm auf, dann machte er als ginge ihn der Mann da im Wagen nichts an, und eine lustige Melodie pfeifend, setzte er ruhig seinen Weg fort.

In seinem Innern aber hatte er den sehnlichsten Wunsch, es möchten die Steine hier unter seinen Füßen auseinanderrücken und er könnte hinabsinken, hunderttausend Klafter tief. Woran er gestern und vorgestern gedacht, was er bei sich beschlossen, was er gewollt, ach! so fest gewollt hatte — alles wurde plötzlich wach in ihm und schlug wie eine sengende, peinigende Feuerlohe in seiner Seele auf . . . . O, er fühlte die Verachtung nur zu wohl, die in Arnolds Blicken gelegen hatte. Auf der Treppe die nach oben führte, trafen die Beiden zusammen.

„Wo warst du, Hermann?"

„Darüber bin ich weder dir, noch einem anderen Rechenschaft schuldig. Ich bin alt genug, um meinen eigenen Weg gehen zu können", gab er hochfahrend zur Antwort und wollte an ihm vorüber. Doch jener vertrat ihm den Weg. „Ja", sagte er, und seine Stimme war wie ein scharfes Messer, „geh deinen eigenen Weg! Weißt du, wohin dieser Weg führt? Ins Unglück, ins Elend und in die Schmach. Dein Vater ist ihn gegangen. Jeder Schürze und jeder Schnapsflasche ist er nachgelaufen, und Schande und Unehre hat er über uns ge-

bracht. Wer war es, der ihn damals, vor Jahren, mit der Schnapsflasche in der Hand im Graben der Landstraße gefunden wie einen krepierten Hund. Du warst es, du, sein Sohn. O, ich entsinne mich noch gut jenes Morgens. Damals schauderte st du und warst aschfahl vor Entsetzen, heute gehst du denselben Weg. Sagst dir wohl zur Entschuldigung: „Was kann der Apfel dafür, daß er nicht über den Kreis seines Wipfels hinausfallen kann und der Wurm in ihm sitzt?" Dasselbe habe ich mir auch oft gesagt, ungläubig, zweifelnd. Heute glaub ich's."

Hermann hatte sich an das Treppengeländer gestützt, um das Zittern zu verbergen, das seinen Körper durchflog, nun er ihn an jenen Morgen mahnte, an jenen schrecklichen Morgen.

„Wollen wir nicht unnütz Worte machen", entgegnete er langsam. „Wir sind von heute ab geschiedene Leute." —

„Glaubst du vielleicht, es gebe noch einen anderen Ausweg?" kam es voller Hohn zurück. „In meinem Hause ist ferner kein Raum für dich und je schneller du dein dir gestecktes Ziel erreicht hast, desto besser, desto kürzer die Schande, du erbärmlicher Lump, du . . ."

Dann ging er mit schweren Schritten an ihm vorbei, während der andere leichenbleich und mit geballter Faust an der Treppe lehnte.

* * *

In seinem Zimmer warf Hermann sich mit allen Kleidern aufs Bett. Seine Stirn brannte und ihm war, als stände auf ihr in Flammenschrift und jedem Menschenauge sichtbar: „Erbärmlicher Lump!" Wirbelnd jagten seine Gedanken durcheinander, in seiner Brust wühlte und bohrte ein nagender Schmerz, und regungslos lag er mit geschlossenen Augen. Ab und zu glaubte er einschlafen zu können, aber dann hörte er wieder jenes mitleidslose: „Erbärmlicher Lump!" und fuhr jäh empor. Jener Morgen, jener Frühlingsmorgen tauchte vor ihm auf: er war die einsame Landstraße zum Fluß hinabgegangen, um zu baden und dort in dem tiefen Graben, wo der Weg sich am Waldesrande gabelte, dort hatte er gelegen, sein Vater.

Kalt, mit stieren, offenen Augen, in der Hand die Flasche, und vom blauen Himmel herunter hatte das Lied einer Lerche getönt . . . . Und so würde auch er enden! Arnold hatte es ja gesagt. Er mochte noch so viel Seitenpfade und Nebenwege einschlagen, sie mündeten doch alle in jenen Pfuhl, vor dem es kein Entrinnen gab. Jetzt wußte er ja warum. Weil der Apfel nicht über den Kreis seines Wipfels hinausfallen konnte.

Gott! wenn er daran dachte, wie er gewollt hatte, wie fest er sich in seinen Entschlüssen gefühlt, wie stolz er auf seine „Stahlmuskeln" gewesen, die jedes Hindernis niederzwingen konnten . . . . Und nun lag er da, elend, beschimpft, von der Schwelle gewiesen und konnte nur in ohnmächtigem Zorn das Blut in seinen Adern kochen hören.

Keine Reue stieg in ihm auf, nein, — nur daß er nicht gekonnt hatte, nie können würde, das warf ihn zu Boden, das schleifte ihn durch den Staub. Das unselige Erbteil, das ihm vom Vater überkommen war, zerbrach ihn, und er hätte ihm entgegenschleudern mögen: „Dich, Vater, dich klag ich an! Du bist es, den ich in mir wiederfinde und du bist der Stärkere, — du bist es, dem ich unterliege!"

Und nun, eben, jetzt, wurden ihm jene unverstandenen Worte, die er einst am offenen Fenster in Wolmar erlauscht, klar und drängten sich ihm über die Lippen!

„Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!"

Mit geschlossenen Augen und über der Brust gefalteten Händen ließ er Stunde um Stunde an sich vorüber ziehen bis das Leben draußen erwachte. Wagen rollten an dem Hause vorüber, in den Dachtraufen balgten sich schreiend die Spatzen und die alte Lawise kam einige Mal an sein Bett. Er hörte, wie sie ihm den Kaffee auf den Tisch stellte und, um sich bemerkbar zu machen, mit der Tasse klapperte, aber er blieb so liegen.

Was sollte nun werden? Sollte er sich noch wehren gegen das Übermächtige? Nein, es half nichts. Beide Hände wollte er ihm hinreichen und sagen: „Nimm mich, — ich gehöre ja doch dir und je schneller, desto besser.“ „Desto kürzer die Schande“, hatte Arnold gesagt. Aber häßlich war ein solches Ende, schmachvoll, gemein . . . . .

Als die Sonne ihm ins Gesicht schien, erhob er sich langsam und sah auf die Uhr. Er hatte sie gestern aufzuziehen vergessen, sie war stehen geblieben, aber nach dem Stande der Sonne zu urteilen, mußte es schon Mittag sein. Aus seinen Kleidern und von seinen Händen strömte ihm der Duft jenes starken Parfüms entgegen, das Rudolfine gebrauchte und widerte ihn an. So beschmutzt kam er sich vor. Ungestüm riß er beide Fensterflügel auf, warf in Hast die Kleider, die Wäsche ab, bis er nackt da stand und Sonne und Morgenluft ihm den wohlgebauten jungen Körper umspielten. Wie eine Reinigung dünkte ihm das. Dann badete er Gesicht und Hände in der Waschschüssel und ruhte nicht eher, als bis die einfache, scharfe Seife jede Spur des fremden Duftes ausgetilgt hatte. Darauf holte er aus der Kommode frische Wäsche und suchte sich aus dem Schrank seine besten Kleider, einen hellen, grauen Sommeranzug, heraus und machte so sorgfältig Toilette, als hätte er einen Besuch vor.

Er tat das alles gedankenlos, mechanisch. Ebenso gedankenlos griff er nach seinem Strohhut. In der Küche stand Lawise mit rotgeweinten Augen und wollte ihm etwas sagen, aber als sie ihn so feierlich im Sonntagsstaat und mit ernstblickenden Augen vor sich sah, schwieg sie. So ging er ins Freie. Wohin, war ihm einerlei.

Ein paar Straßen ging er auf und ab, blieb vor dem Uhrmacherladen stehen, um seine Uhr zu stellen — es war wirklich schon zwölf —, sprach mit einigen Bekannten, die ihm der Zufall in den Weg führte und schlenderte dann weiter und weiter die Landstraße hinauf, aus dem Städtchen hinaus. Erst als er im Walde war und hier an allen Ecken und Enden den Zauber der Natur spürte, erwachte er aus seiner Dumpfheit. Es war

ein sonniger Tag und eine große Stille um ihn her. Selten nur ging ein Rauschen durch die Wipfel, und ab und zu zwitscherte irgendwo unsichtbar ein Vögelchen, sonst Einsamkeit, Ruhe und ein schwüler Duft nach Birken, Pappeln und Tannenharz.

Er hatte einen Waldweg eingeschlagen, den er wohl kannte; der führte, wenn er in keinen Seitenpfad einbog, der kleinen, schäumenden Abbul entlang zur Waldwiese und zum alten Burgberge. Dort sollte vor grauen Zeiten eine heidnische Lettenburg gestanden haben, von der nun keine Spur mehr übrig war. Und dahin wollte er. Da war er vor den Menschen sicher und er hatte jetzt keinen andern Wunsch als den, allein zu sein. Was dann weiter geschehen sollte — ja, das wußte er nicht. Vielleicht würde ihm in der Einsamkeit etwas einfallen.

Als er an den Rand des Baches gekommen war, den der letzte Regen geschwellt hatte und an dem grünen Abhang reife Erdbeeren sah, erwachte der Hunger in ihm. Er warf sich ins Gras und pflückte sie. Sein ganzer Körper kam ihm wie zerschlagen vor und er fühlte eine arge Mattigkeit.

Er schob den Arm unter den Kopf und die Augen fielen ihm zu. Erst hörte er noch das leise Gluckſen, mit dem das Wasser über den Kiesboden seines Bettes lief, das Krachen eines dürren Zweigleins, das ferne Gurren einer wilden Taube, aber dann verschwamm und verschwand alles, ging in der Mittagsstille unter, und er schlief ein.

Da hatte er einen gar sonderbaren Traum: ihm war, als würde der Schmerz in seinem Herzen immer heftiger, und als er die Augen aufschlug, gewahrte er auf seiner Brust ein Vöglein, grau und bestaubt, als hätte es sich im Kot gewühlt, und nur hier und da leuchtete aus seinem beschmutzten Gefieder ein goldenes Federchen heraus. Mit seinem spitzen Schnabel, der grün und durchsichtig wie Glas war, pickte es in einem zu nach seinem Herzen, und er sah eine rote Blutwelle wie ein springendes Brünnlein an seinem Körper herabrieseln und in den Bach fließen, dessen Wasser sich rot färbten.

Als ihn das Vögelchen erwachen sah, hörte es in seiner Arbeit auf, blickte ihn mit klugen, glänzenden Augen an und

sprach: „Erkennst du mich, Hermann Linke? Ich bin deine Seele. Aber ich verlasse dich nun und will nicht länger bei dir wohnen, denn mein goldenes Federkleid wird alle Tage schmutziger und schwärzer, weil du ein Lump bist. Und das mag ich nicht leiden, weil man mich sonst nicht in das Paradies läßt. Sieh zu, wie du ohne mich fertig wirst". Dann hüpfte es eilig, ohne ihm auch nur noch einen Blick zu schenken, an das Flüßchen und begann sich in dem flachen Wasser am Ufer geschäftig zu baden, schlug mit den Flügeln, daß die Tropfen sprühten, tauchte den Kopf in die hüpfenden Wellen und putzte mit dem Schnabel bald rechts und bald links sein Gefieder. Mit dem war aber eine fröhliche Veränderung vorgegangen: ganz glänzend und goldig war es geworden und leuchtete ordentlich in der Sonne .. Nun schien das Flatterseelchen befriedigt, stand still und hub ein Lied zu singen an, ein seltsam trauriges Lied. Wie das leise Weinen einer armen Menschenseele im Fegefeuer klang es und hatte ganz jene fremde Melodie, die Herr Lindemann abends zu spielen pflegte. Dann, als es ausgesungen, schwang es sich in die Höh und Hermann sah, wie es immer höher und höher stieg, zuletzt zu einem leuchtenden Sternlein wurde und endlich in den weißen Wolken, die langsam am blauen Himmel hinwanderten, verschwand.

Er wollte rufen, bitten, flehen: „Bleib, meine liebe Seele, bleib", wollte die Arme nach dem Vogel ausstrecken, aber wie Blei lag es ihm in den Gliedern, und schluchzend erwachte er. Die Wangen waren ihm feucht und eine Todestraurigkeit fühlte er im Herzen. Ihm war zu Mut, als sei er nun erst ganz einsam, ganz allein; als schlüge sein Herz nicht mehr und in ihm wäre alles öde und leer.

Endlich richtete er sich auf, trocknete mit dem Taschentuch das Gesicht und zog die Uhr. Er hatte eine gute Weile geschlafen, denn die Zeiger wiesen auf zwei.

Doch hatte er nicht lange Zeit darüber nachzusinnen; vom Wege her klang das Schnauben von Pferden, Lachen und das Durcheinander fröhlicher Stimmen zu ihm, und ehe er, wie er wollte, weiter in das Gebüsch zurücktreten und verschwinden konnte, war er schon gesehen worden.

Ein alter Herr, dem ein junger Mann in bunter Studentenmütze folgte, kam den Pfad herauf und winkte ihm eifrig mit beiden Händen näher zu kommen.

Den alten Herrn erkannte er bald. Das war der reiche Herr Haakmann, dem Möhrenhof gehörte, von dem man sagte, er sei ein guter Gelehrter, aber ein schlechter Landwirt. Sein Gut lag einige Meilen von Snelltien, und ab und zu pflegte er seine Einkäufe in Arnolds Bude zu machen. Er war ein liebenswürdiger Herr, der ein Scherzwort für jedermann hatte und dem Hochmut und Aufgeblasenheit ganz fremd waren.

„Ach", rief er, „täuschen mich meine alten Augen nicht, so ist das ein Snelltiener. Was besseres hätte uns der Himmel gar nicht in den Weg schicken können, denn nun ist uns geholfen. Nicht wahr", er hielt dem Näherkommenden die Hand zum Gruß hin, „wir sind uns schon begegnet? Habe ich Sie nicht in Snelltien, in irgend einer Handlung gesehen? Ich weiß nur nicht gleich, wo. Bei Berg oder Windsereis?"

„Nein, bei meinem Stiefbruder Arnold Heppner," entgegnete Hermann.

„Richtig, richtig," nickte lebhaft Herr Haakmann. „Sie haben mir ja noch neulich die G-Saite für mein Cello besorgt. Sehen Sie, so geht's, wenn man zu Jahren kommt, man wird vergeßlich und taugt nicht mehr viel.

Aber nun wollen wir die Familie rufen."

Er hielt beide Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund.

„He, Kinder, Rettung! Wir haben was: einen Waldschratt, ein Schweigen im Walde, einen Tannkönig.

Sie müssen nämlich wissen: wir suchen den alten Burgberg, den „Pilskalns", wo wir einen gemütlichen Kaffee trinken wollen," wandte er sich wieder an Hermann.

Vor Jahren kannte ich den Weg gut, aber nun sind Bäume und Sträucher herangewachsen, und ich finde mich nicht mehr zurecht. Es täte mir um meine Rigaschen Verwandten leid, wenn wir die Fahrt unnütz gemacht hätten und umkehren müßten. Haben Sie Zeit und Lust unser Führer zu sein?"

„Gern", gab Hermann mit einer Verbeugung zur Antwort.

„Aber die Equipage wird rechts abbiegen müssen und den breiteren Fahrweg benutzen, hier führt nur dieser schmale Fußsteig zum Berge."

Das Fuhrwerk war dicht an sie herangekommen. Es war eine elegante Kalesche, der Kutscher in blauer Livree mit silbernen Knöpfen und hellen Handschuhen, die prächtigen Pferde mit weiß und roten Büschen auf dem Kopf, die bei jeder Bewegung nickten und wehten.

Im Fond des Wagens saß ein stattlicher Herr und eine schöne Dame mit einem etwa sechsjährigen Knaben, während ein junges Fräulein auf dem Rücksitz ihren Platz hatte. „Aussteigen! Aussteigen!" kommandierte der alte Herr, der Dame im Fond die Hand hinhaltend, indes das Fräulein leichtfüßig und die Hilfe des Studenten zurückweisend, aus dem Wagen sprang.

„Selbst ist der Mann", sagte sie lachend.

„Sachte, sachte, Gretchen", begann neckend Herr Haakmann, „es heißt auch „Hochmut kommt vor dem Fall", und ohne den so unvermutet im Walde gefundenen jungen Herrn . . . wer weiß, wer weiß . . .

Aber erlaubt, daß ich euch bekannt mache. Hier: ein Geschäftsfreund, ein junger Gastfreund aus Snelltien, Herr — —."

Er blickte Hermann fragend an.

„Hermann Linke."

„Also: Herr Linke. Und hier mein Neffe, Herr Lorimer, seine Frau, aber noch viel mehr meine Nichte, Frau Caritas, zu deutsch: die Barmherzige, die hilfreiche Liebe, die Mildtätige" — die also Vorgestellte drohte ihm schelmisch mit dem Sonnenschirm — „jenes Blümchen da in dem rosa Kleide, Fräulein Gretchen Stauffen, auch Augentrost oder Euphrasia offizinalis genannt, dann Herr Studiosus Willy Wichgram, eine angehende Leuchte der Chemie, ein Justus Liebig in spe, und endlich das Bübchen da „der Letzte zwar, doch nicht der Letzte meinem Herzen", Herr Wolfgang Lorimer, „ein Liebling der Götter und Menschen."

Man lachte, und Herr Lorimer der Ältere sagte: „Nun wissen Sie ganz genau, Herr Linke, in was für eine Gesellschaft

Sie geraten sind. Nur von mir hat Onkel Theophil nichts hinzufügen können. Mir konnte er kein Glanzlichtchen aufsetzen."

„Oho", rief Herr Haakmann. „Wenn ich sage: der glücklichste und verliebteste Ehemann, so hab ichs getroffen."

Hermann stand da, den Hut in der Hand und wußte nicht, wie ihm geschah. Diese Leute schienen ihn also als gleichberechtigt anzusehen. Er wurde vorgestellt! So etwas war ihm noch nie passiert. Freilich — sie wußten ja auch nicht, wer er war und was er war. Auf seiner Stirn stand, Gott sei Dank, der „erbärmliche Lump" doch nicht geschrieben. Nun ward dem Kutscher bedeutet, wie er es mit den Pferden halten sollte, und man holte aus dem Wagen allerlei Körbchen und Päckchen, Plaids und Tücher, die unter die Anwesenden verteilt wurden.

Das Fräulein, das etwa sechzehn Jahre zählen mochte und einen langen blonden Zopf trug, reichte auch Hermann ein Körbchen hin.

„Mitgefangen, mitgehangen", sagte sie. „Eigentlich ist das Körbchen für Onkel Theophil bestimmt, aber es sind Kaffeetassen darin, und da will ich's doch lieber nicht wagen. Er ist jung und unbedacht, ich muß einen älteren Herrn wählen."

„Hexe", schalt der Onkel und schwang seinen Stock, „warte nur . . . Im Pilskalns sitzt Kaupo, der alte Lettenhäuptling, wenn der dich raubt, will ich's ruhig geschehen lassen."

„Er bringt sie wieder, Onkel," bemerkte mit Lachen der Student.

„Mutter", drängte der Knabe, „ich möchte auch etwas tragen." Er hatte ganz die sinnenden, braunen Augen der Mutter, und sein blondes Haar krauste sich in dichten, schönen Locken. „Gretchen", sagte Frau Lorimer, „hast Du etwas für Wolfgang?" Hermann blickte auf; er hatte noch nie eine so angenehme, wohltuende Stimme gehört.

Gretchen nickte.

„Hier, mein Junge. In diesem Spankästchen sind die schönen Apfelkuchen, die uns Fräulein Treumann heute früh gebacken hat."

Der Bube nahm mit sichtlichem Stolz sein Päckchen in Empfang und wandte sich dann unbefangen an Hermann: „Ißt

du auch gern Apfelkuchen?" fragte er. „Aber sie sind aus getrockneten Äpfeln, frische gibt's noch nicht."

„So fragt man die Leute aus, du Wißbegieriger!" gab an Stelle des Angeredeten Onkel Theophil zur Antwort. „Oder bist du ein kleiner Philosoph und denkst: „Sage mir, was du ißt und ich werde dir sagen, wer du bist."

„Dazu wird sich wohl noch später eine Gelegenheit bieten, wenn wir die Kuchen verspeisen. Jetzt, denke ich, brechen wir auf. Herr Linke und Wolfgang als Pfadfinder voran, wir folgen. Avanti! Avanti!"

Man kam der Aufforderung nach. Der Knabe ging dicht an Hermanns Seite und tat nicht scheu und fremd.

Gar mancherlei wollte er von ihm wissen: ob er im Walde lebe? ob er einen Wolf gesehen habe? wo seine Eltern wären? Als er hörte, Hermanns Eltern wären tot, meinte er tröstend: „O, dann kennt sie meine Großmama, die ist auch beim lieben Gott. Als die noch lebte, strickte sie immer Strümpfe für mich. Jetzt strickt sie goldene Strümpflein für die Engel. Gelt, du weißt doch, daß die Engelchen nur goldene Strümpfe tragen, und wenn sie einen beim Laufen verlieren, dann fällt er als blanker Stern vom Himmel."

So kamen sie an einem Weißdorn vorüber, der war über und über mit Blüten bedeckt, und in der schneeig schimmernden Pracht hörte man die Bienen summen.

„Ist das der König unter den Bäumen?" fragte das Kind. „Darfst du mir einen Ast brechen? Ich möchte ihn der Mutter bringen. Alles, was schön und lieb ist, macht ihr Freude."

Hermann erfüllte ihm den Wunsch, und Wolfgang rief, indem er stehen blieb: „Mutter, Mutter!" Kaum war sie bei ihm, so überreichte er ihr den Blütenzweig und sagte mit einer Feierlichkeit, der man den Schalk anhörte: „Das schickt dir der König der Waldbäume, und du mußt, so sagt er, das Zweiglein in der Hand tragen. Du säheſt dann aus wie die Jungfrau Maria. Das alles sagt der Waldkönig."

„Kind, Kind", nahm sie das Wort und küßte ihn, „was redest du da. Wie die Wiesenblumen stehen die Gedanken in

deinem Köpfchen, kraus und wirr, verständige und törichte . . . du weißt doch, daß die Jungfrau Maria nicht ihresgleichen in der Welt hat."

Sie wandte sich lächelnd an Hermann.

„Jung-Wolfgang macht mir manchmal Sorge. Er ist ein kleiner Phantast! Was das nun wieder sein soll: „Du sähest dann aus wie die Jungfrau Maria."

Aber Hermann mußte dem Knaben in seinem Herzen recht geben, denn erst jetzt hatte er die fremde, schlanke Dame ordentlich angeblickt und da sah er, wie schön sie war. So eine sonnige, leuchtende Heiterkeit in dem Gesicht, so voll blühender Gesundheit, so viel Milde und Güte in den Augen! Sie trug ein weißes, wollenes Gewand, das ihre Gestalt in schönen Falten umfloß, und keinen anderen Schmuck als eine feingliedrige, lange Goldkette, die, um den Hals geschlungen, bis zum Gürtel hinabfiel.

Hermann war es, als träumte er, als wäre das wirklich und wahrhaftig die Jungfrau Maria, und das unschuldige Kind da das Jesusknäblein. Er hätte sich gar nicht gewundert, wenn jetzt das Seelenvöglein aus den Wolken herabgeflogen wäre und ihnen zugerufen hätte: „Nun führe ich euch auf ganz geradem Wege in den Paradiesgarten!"

Er wagte kaum zu atmen, aus Furcht, es könnte alles zerstieben und in Nichts zerfließen, und doch konnte er die Augen von dem wunderbaren Bilde nicht lassen: das Waldesgrün, die weiße Frau mit dem Blütenzweig, das Kind, das Sonnengold, das über sie hinflog — wie im Märchen, ganz wie im Märchen.

Sie blieben einen Augenblick stehen, um die Nachkommenden, die eine Strecke zurückgeblieben waren, zu erwarten. Nur tief und fern aus dem Walde hörte man den Ruf des Kuckucks — ein-, zwei-, dreimal, dann versank alles wieder in Stille und Schweigen.

„Weißt du, Mutter", hub der Knabe an, „der" und er zeigte auf Hermann, „der hat weder Vater noch Mutter." „Sieh einmal, wie glücklich Du bist, Wölfchen", sagte sie und sah Hermann lange und gütig an; „hast die Eltern, die Großmutter, den Großvater und daheim noch ein Schwesterlein. Und alle

haben dich so lieb! Darum mußt du von deinem Glück auch anderen Leuten was abgeben und zu allen Menschen brav und freudlich und gut sein."

Der Bube nickte ernsthaft.

„Zu diesem möchte ich aber besonders gut sein. Und du auch, Mutter."

„Ja, ich auch."

Da sie die Stimmen der Übrigen nahe hinter sich hörten, setzten sie ihren Weg wieder fort. Wolfgang hatte die Schachtel mit den Apfelkuchen der Mutter in die Hand gedrückt und sprang einem Schmetterling nach, während sie sich an Hermann wandte und allerlei Fragen an ihn richtete. Das geschah so ohne Neugier, so voll freundlicher Teilnahme, daß es ihm leicht wurde, jede Antwort zu finden, und sie bald die Umrißlinien seines einfachen Lebens kannte. Er staunte über sich selbst. Seine Gedanken dünkten ihm jetzt flinken Fischlein zu gleichen, die sonst ruhelos und flüchtig auf dem Grunde seiner Seele durcheinanderwirbelten, nun aber, wie auf den Ton einer Glocke, gezügelt und in hübscher Ordnung herbeigeschwommen kamen und sich an der Oberfläche sonnten. Etwas Ähnliches hatte er im Leben gesehen: so lockte der Meister auf der Snelltiener Fischzucht seine Pfleglinge aus der Tiefe. Er verlangsamte unwillkürlich seine Schritte, denn er sah den Pils-kaln schon hinter den Bäumen emporsteigen und wußte, dort würde alles aus sein: dort würde er den Hut ziehen und würde gehen und der schönen Frau nie mehr begegnen ..... Und doch nahm der Weg ein Ende. Sie standen nur zu bald vor dem Berge. Der war steil, fast ganz mit Bäumen bestanden und an seinem Fuß, vor ihnen, zog sich eine weite Wiese hin, die jetzt im Schatten lag und mit den munterſten Blumen bedeckt war. Glockenblumen, gelbe Ranunkeln und der rote Storchschnabel glänzten aus ihrem frischen Grün, und am Ufer des Baches, der mit gedämpftem Rauschen seines Weges zog, blühten die lichtblauen Vergißmeinnicht.

„Hier ist es gut sein, Kinder", rief Onkel Theophil. „Hier wollen wir Hütten bauen. Ach, es ist lange her, seitdem ich

hier war, ich glaube fünfundzwanzig Jahr und mir ists, als grüßte mich meine Jugend. Weißt du, Malwine", er sah Frau Lorimer an — „gemeinsam mit Professor Bezzenberger haben wir da oben auf dem Berge Ausgrabungen gemacht." „Habt ihr auch etwas gefunden?" forschte das Fräulein und breitete mit Hülfe des Studenten die Plaids auf den Boden aus; „eine schöne Armspange oder einen geheimnisvollen Ring?"

„Nein, Herz, nichts dergleichen. Bezzenberger setzt die Burg, wenn man so sagen darf, in eine sehr frühe Zeit. Es war ein Holzbau, der zerstört oder verbrannt ist, und keine Spur seines Daseins zurücklassen konnte. Nur der alte, schweigende Berg ist geblieben."

Hermann hatte das Körbchen mit den Tassen auf den Rasen gestellt. Es mußte geschieden sein. Schade ..... Er lüftete den Hut und wandte sich zum Gehen. Doch der Knabe war auf ihn zugesprungen und hatte seine Hand ergriffen. „Du darfst nicht fort!" bat er, „du mußt noch bei uns bleiben."

„So ist's recht, Wolfgang", lobte die Mutter, „neu gewonnene Freunde muß man festhalten, alte bleiben von selber. Wenn Sie nichts zu versäumen haben, so trinken Sie doch den Kaffee mit uns."

Sie sah zu den Herrn hinüber.

„Selbstverständlich", sagte Herr Lorimer und legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter. „Es wird uns eine Freude sein. Auch können Sie sich nützlich machen, denn das Holzsammeln und Feueranblasen bleibt der Jugend vorbehalten. Grete wird vergnügt sein, einen Kameraden zu haben, weil, wenn ich nicht irre, sie sich für diesen Teil des Waldlebens entschieden hat, während die Spezialität des Studiosus die Wasserversorgung und das Kaffeekochen ist."

„Es wäre ja geradezu eine Barbarei, diesen liebenswürdigen „Sohn der Wildnis" jetzt ziehen zu lassen", neckte der Onkel. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Nein, Herr Linke, so sind wir nicht. Wir sind besser, als wir aussehen."

Das klang alles so natürlich, so ohne Phrase, daß Hermann die Einladung mit einer dankenden Verbeugung annahm. „Und

wißt, Kinder", fuhr Onkel Theophil fort, „während ihr hier die Vorbereitungen „zum leckeren Mahle" trefft, heimsen wir, die Alten, den ganzen Vorteil von der Sache ein, pflegen uns und lassen uns pflegen. Ich schlage dir, lieber Eduard, einen Rundgang um den Burgberg vor; wir spazieren uns nicht nur die nötige Lust zum Essen und Trinken an, sondern du kannst dich auch überzeugen, daß es tatsächlich ein künstlich aufgeführter Wall zu sein scheint, der den Berg umgiebt. Grete knickt inzwischen, ob nun allein oder mit Hilfe Herrn Linkes lasse ich dahingestellt, einige hundertjährige Tannen für die Feuerung, und den Studenten vertrauen wir dem mütterlichen Schutz Malwinens an. Was sagt der junge Liebig dazu?"

„Ja und Amen", lachte Willy Wychgram. „Ich bilde mir sogar ein, daß du mir „das Beste in der Welt" zugewiesen hast. Zudem schlägt Kaffekochen in die Arbeiten eines Chemikers, denn wenn es auch kein chemischer Prozeß ist, der da vorgenommen wird, so kann er doch als eine Vorarbeit dazu gelten."

Die Herren nickten der Gesellschaft zu und schlenderten in den Wald hinein, Frau Malwine Lorimer und Willy beschlossen nach einem passenden Feuerplatz zu suchen, und Gretchen hattte ein paar kleine Körbe genommen.

„Onkel Theophil hat sie mir zugeteilt", sagte sie zu Hermann, „wenn auch aus dem Knicken der hundertjährigen Tannen nichts werden kann. Bescheiden wir uns und suchen wir Tannenzapfen, die brennen immer am besten und knattern so schön. Wölfchen, du kommst mit uns. Und nun wollen wir den Pilskaln hinauflaufen, und wer zuerst oben ist, soll der Sieger sein. Und Wolfgang zählt auch mit." „Habt nur Acht auf meinen Jungen!" ermahnte Frau Malwine, „es ist mein Einziger."

Wolfgang hatte Hermanns Hand ergriffen und sagte: „Ich bleibe bei diesem, Mutter. Der wird mich schon beschützen, der ist stark."

Dann liefen sie, so schnell sie konnten den Abhang hinauf und lachten, wenn sie auf den dürren Nadeln, die den Boden bedeckten, ausglitten oder ein Wachholderstrauch ihnen den Weg verlegte.

„Gesiegt!“ rief Grete, als sie zuerst oben war. Ihre Wangen waren leicht gerötet, und unter den feingezeichneten Brauen blickten die dunklen Augen in Lebenslust und Fröhlichkeit in die weite Welt hinein.

„Wie apart sie aussieht! Ganz als ob sie von einem fremden Stern auf den Pilskaln herabgefallen wäre,“ dachte Hermann bei sich, als er sie so in ihrem rosa Sommerkleide und dem leichten Shawl, den sie um sich geschlungen hatte, und der aus einem ihm unbekannten Stoff bestand, zwischen dem Waldesgrün vor sich sah. Sie hatte auch so etwas Anmutiges in Gang und Bewegung. In dem weißen Gewebe, das sie um die Schultern trug, waren allerlei wirr phantastische Blumen in Rot und Gold und einem hellen Lilla hineingewebt, und jedes Mal, wenn ein leiser Wind herüberkam, breitete sich das Schleierchen, flatterte und sah aus, als wären es ein Paar Flügel, die das zierliche Persönchen gleich vom Boden heben würden.

Sie bemerkte wohl, daß seine Blicke an dem bunten Gespinnst hingen und sagte lächelnd: „Gelt, das ist ein hübsches Tuch? So etwas haben Sie nicht in ihrer Bude da unten in Snelltien. Ein Freund Onkel Theopils hat es mir aus Indien mitgebracht. Alle meine Freundinnen beneiden mich darum. Es ist das reine Spinngewebe. Fühlen Sie nur einmal an, man spürt es kaum zwischen den Fingern.“

Er tat wie ihm geheißen. Dann entdeckten sie eine ganze Menge Tannenzapfen, schon von jemand zu einem Haufen geschichtet und dann vergessen, und begannen ihre Körbe zu füllen.

„Ach, wir brauchen uns garnicht so zu beeilen“, hub sie nach einem Weilchen an, „ich glaube, Vetter Willy hat unten schon genug dürres Holz und Reisig gefunden, und das Feuer flackert bereits, denn ich sehe da zwischen den Bäumen eine dünne Rauchsäule aufsteigen, und Willy wird uns dankbar sein, wenn wir ihn mit meiner Schwester ungestört plaudern lassen. Das tut er nämlich furchtbar gern. Er verehrt sie überhaupt sehr und“ — dies sagte sie ganz geheimnisvoll — „er macht auch Gedichte auf sie. Ich weiß es nicht, aber ich glaube es.“

„Das würde mich gar nicht wundern. Wenn ich Gedichte machen könnte, so tät ich's auch. Mit Worten vermag ich Ihnen das nicht so zu erklären, aber ihre Frau Schwester —"

„Sie gefällt Ihnen also auch?" fragte sie mit strahlenden Augen. Er nickte.

„Nein, wie mich das freut! . . . . . Aber schauen Sie nur, da gibt's ja eine ganze Menge Erdbeeren, dort — unter jenem Baum . . . . An denen darf man doch nicht so vorübergehn . . . Wolfgang, Träumerchen", unterbrach sie sich und sah nach dem Knaben, „was hast denn du? Du bist ja so still wie ein Mäuschen . . ."

Das Kind hatte sich ins Moos gelegt, seine Mütze unter den Kopf geschoben und guckte ernsthaft und ohne sich zu rühren in den Himmel.

„Ach, Gretchen, ich sehe so wunderschöne Dinge da oben in den Wolken. Zuerst war es ein Schloß mit Türmen und Zinnen, und dann zerfloß es, und dann wurde ein Schneemann daraus und als er umfiel, kam ein Wolkenlöwe, ganz weiß, ganz weiß . . ."

„Träum nicht, Bub', träum nicht . . . Komm in die Erdbeeren."

Sie legte ihr Körbchen bei Seite und hockte in das sonnenbeschienene Gras, aus dem die roten Beeren einladend hervorlugten.

„Ach, bitte", wandte sie sich wieder an Hermann, „suchen Sie mir doch einige recht lange Halme. Da reihe ich mir die Erdbeeren drauf. Verstehen Sie das auch zu machen? Das sieht dann wie ein Korallenkettchen aus, und man kann eine Beere nach der anderen mit den Lippen abstreifen, ohne sich die Finger zu färben."

Hermann beeilte sich, ihren Wunsch zu erfüllen. Bald saßen alle drei nebeneinander in eifrigster Arbeit.

„Also Malwine gefällt Ihnen!" hub sie wieder an. „Ja, alle Menschen lieben sie, Eduard trägt sie auf Händen, und die jungen Leute im Komptoir sind bereit, das Leben für sie zu lassen. Es sind nämlich eine ganze Menge da — Eduard be-

sitzt mehrere Schiffe — und alle, alle wohnen sie im Hause. Sie machen es so, als wäre es eine große Familie. Das hat Wolfgangs Urgroßvater noch so bestimmt und in seinem Testament aufgeschrieben. „Sie gehn leicht zu Grunde, die jungen Burschen, wenn sie kein Familienleben kennen", hat er gesagt: „Wie die Erbsen in der Schote, so müssen sie in der Familie sitzen."

„Gretchen", mischte sich auch Wolfgang ins Gespräch, „einmal habe ich gehört, wie Demmer zu Bürger sagte, Mutter sei ihr Schutzengel."

Gretchen nickte.

„Ja, ja, da hat er so unrecht nicht. Ach, Herr Linke — nicht wahr, so heißen Sie doch? — Sie können sich gar nicht denken, wie gut Malwine ist. Schon als junges Mädchen — ich war damals noch ganz klein — nannte man sie überall „Frau Caritas". Das kommt aus dem Lateinischen, vielleicht auch aus dem Griechischen, ich weiß es nicht mehr, und bedeutet so etwas Gutes, etwas ganz besonders Gutes. Wenn sich in Riga ein Kind verlaufen oder verirrt hat, braucht nur Malwine über die Straße zu gehn, um das in die Irre gegangene Lämmchen wiederzufinden. Einmal hat sie auch mit eigener Lebensgefahr einen Buben aus dem Stadtkanal gezogen. Sie liebt aber nicht, daß man davon spricht. Dabei hat Eduard sie zum erstenmal gesehn und sie von der Stunde an lieb gehabt. Und denken Sie, vorgestern höre ich wie Willy zu ihr sagt: „Malwine, du hast eine Zauberkraft, die Menschen zu verwandeln. Wenn ich daran denke, was du aus dem Herbert Demmer gemacht hast. Es sieht so aus, als könntest du alles mit ihnen erreichen; als weckte st du sie zu höherem Leben. Wie stellst du das nur an?" Sie lachte und antwortete: „Ihr seid törichte Menschen. Wenn ihr so einen bösen Engel in einer armen Seele seht, so schießt ihr gleich mit Kanonen und Granaten nach ihm. Ich kümmere mich nicht um ihn, aber ich löse dem guten Engel die gebundenen Schwingen, und es dauert nicht lange, so hat er den schlimmen Kameraden über den Nestrand geworfen. Das ist alles." Ja, so sagte sie, ganz genau so."

Nun hielt sie ihren Halm in die Höhe, an dem sich Erdbeere an Erdbeere reihte und sprach: „Zeigen Sie Ihre Ketten . . . O weh, nur drei! Bei mir ist's schon die siebente."

Hermann mußte bekennen, daß er lässig gewesen sei und legte seine Arbeit in Wolfgangs Körbchen.

„Ich höre Ihnen lieber zu", sagte er aufrichtig. „Leben Sie immer in Riga?"

„Ja", gab sie zur Antwort, „in der Alexanderstraße, bei meinen Eltern. Malwine wohnt nur wenige Häuser weiter, und ich sehe sie alle Tage. Seit acht Tagen sind wir bei Onkel Theophil, der ein Bruder meiner Mama ist. Morgen fahren wir schon wieder heim. Leider! Mir gefällt es so sehr auf dem Lande. Ich mache täglich weite Spaziergänge, rudere, habe auch zu reiten versucht und im Möhrenhöfschen Park gibt es so wunderbar lauschige Plätzchen, auf denen man so ungestört lesen kann. Da ist zum Beispiel eine Tannenrunde mit einer alten Steinbank, schattig, dunkel, träumerisch, so recht für Eichendorff geschaffen, den ich auch dort gelesen habe. Kennen Sie Eichendorff?" „Nein", sagte er und eine eigene Wehmut überschlich ihn, „ich kenne kaum einen deutschen Dichter. Ich habe auch niemand, der mir gute Bücher geben könnte."

Er verschwieg, daß er vor ein oder zwei Jahren einmal in eine Buchhandlung gegangen war und sich so etwas recht schönes hatte kaufen wollen. Als der dienstbeflissene Buchhändler ihn nach seinen Wünschen gefragt, war er aber verlegen geworden, es war ihm nichts eingefallen, und auf gut Glück hatte er „Klopstocks Gedichte" verlangt. Dieser Name war ihm seines absonderlichen Klanges wegen im Gedächtnis geblieben, ohne daß er sonst was von ihm gewußt. Er hatte auch wirklich ein schmales Büchlein erhalten, an dessen Inhalt er noch jetzt mit gelindem Schrecken zurückdachte. Mit ehrlichem Eifer hatte er sich daran gemacht, um bald zu erkennen, er verstände nichts davon . . . . .

„Aber das ist doch sehr schade!" bedauerte Gretchen, „das Lesen ist so bildend für junge Leute. Bei Malwine wird im Hause viel gemeinsam gelesen, und ich habe eine ganze Menge

schöner Bücher. Auch ein allerliebstes Bücherschränkchen besitze ich, zu dem Malwine die Zeichnung entworfen hat. An dem Türrahmen schlängeln sich weiße Seerosen hinauf und laufen in ein Blütengesimse aus. Weißer Grund mit Grün und Gold, die Farben gedämpft und matt. Reizend! Da habe ich gleich im ersten Fach die baltischen Dichter. Meine Mutter sagt, das sei so recht, die müßten in einem baltischen Bücherschrank den ersten Platz haben, aber Onkel Theophil, der auch in ernsthaften Dingen das Necken nicht lassen kann, sagt: „Was? Ins erste Fach? Wo gelten denn die Propheten im Vaterlande?"

„Weißt du", unterbrach sie Wolfgang und legte seine Hand auf Hermanns Arm, „mein Taufvater war auch ein Dichter."

„O je, du Kindskopf", lachte Gretchen, „was du da erzählst! Dein Taufvater war im Leben kein Dichter, Großpapa hat dich über der Taufe gehalten. Aber deinen Namen hast du nach einem Dichter bekommen und zwar nach einem ganz großen: Wolfgang Goethe. Sieh zu, daß du auch mal einer wirst."

„Freilich", nickte der Knabe ernsthaft, „freilich werd ich ein Dichtersmann, wenn ich groß bin."

Nun war das Erdbeergärtchen leer geworden, und man stieg wieder ins Tal hinab. Ab und zu mußte Hermann der jungen Kameradin die Hand reichen, um sie auf dem glatten Waldboden vor einem Fall zu bewahren und immer wenn die kleine, warme Hand so schwesterlich und vertrauensvoll in der seinen lag, ward ihm wohl dabei.

Auf der Wiese hatte Willy Wychgram und Frau Lorimer fleißig ihres Amtes gewaltet: ein helles Feuer flackerte in einer Erdsenkung, in der blanken Kaffeemaschine summte es verheißungsvoll, und ein würziger Duft entströmte ihr.

Herr Lorimer und Onkel Theophil hatten ihren Rundgang um den Berg beendet und sich auf einem Plaid im Schatten der Bäume, die am Rande des Baches zwischen großen, moosbewachsenen Steinen wuchsen, bequem gemacht. Sie bliesen den Rauch ihrer Zigarren in die blaue Luft und drohten Grete lachend mit dem Finger.

„Mich hungert!" seufzte Onkel Theophil.

„Und ich leide entsetzlichen Durst!“ klagte Eduard Lorimer.

„Es soll gleich ein „Tischlein decke dich“ vor euch stehn“, tröstete Gretchen. „Ich bringe euch auch was, das Hunger und Durst zugleich stillt. Guckt nur, wie appetitlich das aussieht.“

Sie hob ihre Halme, auf denen die Erdbeeren so zierlich gereiht waren mit Stolz in die Höhe und verteilte sie freigebig, auch der Student mußte einen nehmen, obgleich er versicherte, Studenten wären abgesagte Feinde solcher Schleckereien. Wolfgang wollte nicht nachbleiben, brachte die schönsten der Mutter und beichtete ehrlich: „Ich habe sie nicht allein gesammelt, der hat mir geholfen.“ Und er wies auf Hermann.

„Junge, Junge“, sagte Frau Malwine, „das klingt häßlich „der“ .... dein neuer Freund heißt Herr Linke. Und nun bitte ihn einmal, er möchte sich zu uns setzen. Grete klappert schon mit den Tassen. Für dich habe ich schöne Milch, und nun wollen wir's uns gut gehn lassen, und wenn du wieder in Riga bist, werden deine kleinen Freunde und Freundinnen große Augen machen, wenn du ihnen erzählst, welch wunderbares Leben du bei Onkel Theophil geführt hast.“

* * *

„Wie wär's mit einem Liedchen?“ fragte Onkel Theophil, als er mit der dritten Tasse Kaffee fertig war, „aber mit so einem recht altmodischen aus Urgroßmutters Garten, das einer heutzutage nicht mehr zu hören bekommt. Und fröhlich muß es auch sein.“

„Wenn Onkel „altmodisch“ sagt, dann versteht er darunter eine Reichardtsche Komposition“, behauptete lächelnd Frau Lorimer. „Eine Reichardtsche Komposition? Vielleicht. Aber auch Zelter ist mir lieb und selbst der vergessene Breitkopf, von dem heute kein Mensch weiß, daß er was komponiert hat, wäre mir nicht gegen den Strich. Allerdings: Reichardt ist mir der liebste. Meine Großmutter hatte ihn noch gekannt und pflegte oft zu uns zu sagen: „Kinder, wenn ich euch einen Kuß gebe, so wischt euch nicht gleich den Mund darnach, denn was ihr abwischt, ist

so gut wie ein Goetheſcher Kuß, nur in Verdünnung. Reichardt hat mich geküßt, als ich ihm einmal recht brav „Jägers Abendlied“ vorgeſungen, und daß Goethe ihn abgeküßt hat, als er ihm in ſchöner Reinſchrift die Muſik zur „Claudine“ brachte, hat er mir oft genug erzählt.“

„Und wenn Onkel Theophil ſagt: „ein fröhliches Lied“, neckte Gretchen, „ſo bin ich ſicher, er denkt an: ‚Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten, daß ich ſo traurig bin‘ oder an: ‚Laßt mich gehen, laßt mich gehen‘, zum mindeſten aber an: ‚Troſt in Tränen‘.“

„Troſt in Tränen“, ja, das laſſe ich ſchon gelten. Und natürlich in der Reichardtſchen Kompoſition. Da habe ich denn alles zuſammen: das Altmodiſche und die Stimmung. Und Traurigkeit iſt doch nur eine verminderte Fröhlichkeit.

„Lachen, Weinen, Luſt und Schmerz
Sind Geſchwiſterkinder.“

Ich ſchlage alſo vor, wir ſingen „Troſt in Tränen“ und zwar ſingen wir es ſo, wie wir es ſchon häufig geſungen haben und wie es auch gedacht iſt: als Rede und Gegenrede. Grete und Malwine ſetzen ſich da auf jenen Stein unter dem Baum und ſind die Traurigen; wir tröſten ſie, während Wolfgang und Herr Linke die Zuhörer machen. Und zwar die andächtigen Zuhörer, denn ſie hören nicht nur ein ſeltenes, altes Lied, ſondern auch ein ſchönes Lied.“

Dann gab er das Zeichen zum Beginn mit einer Handbewegung, und von gutgeſchulten Stimmen erklang es:

„Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht's dir an den Augen an,
Gewiß, du haſt geweint.“ —

Frau Malwine, die unter einer breitäſtigen, dunklen Tanne ſaß, hatte den Kopf an den braunen Stamm gelehnt, indes Gretchen die Schweſter umſchlungen hielt; Wolfgang kauerte vor ihnen und hing mit Blicken unverhohlener Bewunderung an dem ſchönen Antlitz der Vielgeliebten.

Immer, wenn die Äste der Tanne, hinter denen die Sonne stand, sich leicht wiegten, war es, als fiele aus ihnen ein Goldregen auf die anmutige Gruppe und bliebe in glänzenden Tropfen und Sternen auf dem weißen Gewande der einen und dem Rosa der anderen haften, und winde ein Goldkrönlein in die Locken des lauschenden Knaben.

Dazu rauschte der Bach heimlich und leise, und nun, da die linden Frauenstimmen, wie in weinender Wehmut, antworteten:

„Und hab ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,"

da war es Hermann, als höre das Wasser ganz mit seinem Raunen auf, als setze sein Herz im Schlagen aus, als wäre er wirklich auf die Paradieseswiese geführt worden, denn das, was er nun hörte, das war ja jene eigenartige wunderbare Melodie des alten Herrn Lindemann.

Und diese Worte, diese Worte ..... Wie ein goldmaschiges Netz legten sie sich um seine Seele und zogen sie langsam hinab in eine kühle Tiefe, in der nichts war als Ruhe und Stille, in die kein Laut hineintönte aus der lärmenden Welt .....

Als die letzten Verse:

„Und mit Entzücken blick ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag"

langsam verklungen waren, kam plötzlich ein Rauschen fernüber vom Walde her, eine Windwelle strich über die Wiese hin, nahm den Nachhall mit sich und trug ihn fort in die schweigende Einsamkeit. . . .

Die kleine Gesellschaft saß stumm und nachdenklich da, bis Onkel Theophil das Schweigen brach:

„Es kommt mir immer vor, als müsse sich die Schönheit der Reichardtschen Melodieen jedem unbefangenen Ohr mühelos erschließen, weil der Komponist sich jeglicher Tonmalerei enthält, und die Begleitung ihm nur die Grundlage für die Singstimme

abgibt. Dem modernen Ohr mag das leicht veraltet erscheinen, und es bedarf einer gewissen liebevollen Hingabe, um diese manchmal dürftige Form zu vergessen und zum künstlerischen Eindruck zu gelangen. Darum ist er auch ein Musiker für uns altmodischen Leute. Die Jugend liebt das Moderne, und das ist selten das Einfache."

Wolfgang, den das Stillsitzen zu langweilen begann und der entdeckt hatte, daß der Kutscher auf einem Umwege die Wiese erreicht hatte und mit der Equipage auf der anderen Seite im Schatten hielt, erbat sich die Erlaubnis, ein wenig in den Wagen klettern zu dürfen, und lief wohlgemut davon.

„Weißt du, Onkel", sagte Willy Wychgram, „wer dieses Lied noch in Musik gesetzt hat? Viktor Langen. Es ist ihm nicht übel gelungen. Freilich in ganz anderer Manier als deinem Liebling, dem alten Reichardt. Viktor hat die ganze Verzweiflung und Zerrissenheit seiner Seele in die Melodie hineingebannt, und die Darstellung des die Dichtung erfüllenden Gefühls scheint er mir ungleich besser getroffen zu haben, als der von dir so geschätzte Meister, von dem du so richtig bemerktest: „diese manches Mal dürftige Form". So ist es in der Tat. Er kommt selten in seiner Tonmalerei über gebrochene Akkorde hinaus, und das macht, nicht immer, aber häufig, einen etwas ärmlichen Eindruck."

„Viktor Langen!" wiederholte seufzend Onkel Theophil. „Auch so einer, der an der Modernitis zugrunde gegangen ist. Ewig schade um ihn. Ich habe ihn nur einmal gesehen, damals in Wenden zum Kommers; wir plauderten kaum eine Stunde, und doch hatte ich das Gefühl einem gegenüber zu stehen, der sich ankündigt aus dem, was wird; einen Feuergeist kennen zu lernen . . . Und solch' ein Ende!"

„Wir haben ihn nur aus Willys begeisterten Schilderungen gekannt", sagte Herr Lorimer, „aber ich habe es erst lange mit mir umhergetragen, ehe ich Malwine Mitteilung von dem grausen Geschehnis machen konnte."

Hermann, der ein wenig abseits, hinter einem Wachholderbusch saß, hörte nur mit halbem Ohr hin. In ihm klang das Lied noch nach, und immer, wenn er glaubte, der letzte Ton

wäre versunken, hob er sich wieder aus der unbekannten Tiefe, tauchte auf, schwoll voll und mächtig an und legte sich wie Efeuranken um seine Seele.

Gretchen, die leise an ihn herangetreten war, um seine leere Kaffeetasse zu nehmen, flüsterte ihm zu: „Sie sprechen von Willys Freund, der sich vor einigen Wochen in Moskau erschossen hat . . . Mich gruselt's dabei und ich gehe lieber ans Wasser, um die Tassen zu spülen."

Sie erwartete eigentlich, er würde aufspringen und ihr seine Hilfe anbieten, doch als er so mit verträumtem Gesicht regungslos sitzen blieb, zog sie den Mund ein klein wenig schief und machte sich an die Arbeit.

Aber er war nun doch aus seinem Geträume aufgestört und alles, was jetzt gesprochen wurde, fiel wie Tropfen siedenden Metalls in sein Gemüt, ätzend und brennend, und davor schwand der Nachhall jenes süßen Liedes.

„Nein, Onkel Theophil", hub der Student an, „du hast nicht Recht, wenn du sagst: „Auch so einer, der an der Modernitis zugrunde gegangen ist". Nicht daran! Ich kann seine Handlungsweise beurteilen und verstehen, weil wir bis zu jener schrecklichen Stunde täglich miteinander verkehrt haben und ich jenen entsetzlichen Entschluß, ohne hindernd eingreifen zu können, in ihm wachsen und reifen sah.

Der einzige anständige Ausweg, ich sage absichtlich „anständige Ausweg", der ihm blieb, war der selbstgewählte Tod. Oft gibt es nur ein Mittel, alles in Ordnung zu bringen. Das war hier — der Tod."

„Mir scheint, es gäbe auch andere Wege und andere Mittel, um verworrene Verhältnisse wieder ins rechte Geleis zu bringen," kam es nachdenklich über Frau Malwinens Lippen.

„Ja, wenn es sich um Verhältnisse handelt oder gehandelt hätte," rief lebhaft der Student. „Hier aber liegt die Sache doch ganz anders — nicht in Verhältnissen, sondern in geheimnisvollen Tiefen der Menschennatur selbst begründet. Ich weiß nicht, ob ihr die Verhältnisse Viktor Langens genauer gekannt habt. Die Mutter, gelinde gesagt, eine leichtsinnige Lebedame, der

Vater auf Spielplätzen und am Weintisch zu Hause, der Großvater gefälschter Wechsel wegen im Zuchthaus, ein Onkel — doch ich will mir und euch die Details ersparen. Dies der Stamm, an dem der Apfel gewachsen war. Viktor war Mediziner und kannte die unheilvollen Gesetze der Vererbung. Als es ihm vermöge seines hellen, messerscharfen Verstandes immer klarer wurde, daß es jene unselige Erbschaft sei, die, ihm von der Sippe seiner Vorfahren überkommen, ihn auf den Weg des Lasters, des Verderbens zwingen und immer weiter drängen würde, wählte er das einzige, was ihm übrig blieb: die Kugel. Um nicht zu sinken, starb er. Wer will ihn richten? Gewiß, es ist schön und verdienstlich ein Held zu sein, aber es ist nicht unsere Pflicht. Wie menschlich ist es, es nicht zu sein . . . . Viktors Tod war Viktors Sühne."

„Eine Art Sühne, ja, aber nie und nimmer die rechte Sühne", gab Frau Malwine zur Antwort. „Wir sprechen noch einmal darüber, Willy, denn mich drängt es, dir alles zu sagen, was ich darüber denke. Für diesen schönen Nachmittag scheint mir jedoch ein solches Gespräch ein zu düsterer Ausklang, und deshalb schlage ich vor, ihr führt mich nun auf die Höhe da hinauf —" sie wies auf den Berggipfel — „zumal ihr ja wißt, wie meine Devise lautet: ‚Aufwärts, immer aufwärts'."

Man schien froh zu sein, die ernste Stimmung, die wie eine dunkle Wolke einen Augenblick über sie hingegangen war, abschütteln zu können, und erhob sich.

„Ja", sagte Onkel Theophil und sah nach der Uhr, „es ist bereits über fünf. Wir haben noch Zeit zu einem Spaziergang, aber dann, Kinder, dann heimwärts. Ich habe noch ein Stündchen in Snelltien zu tun, und man wird daheim mit dem Abendessen auf uns warten."

Auch Hermann hatte sich erhoben. In ihm war alles in Bewegung, und seine Gedanken flogen durcheinander wie aufgescheuchte, zitternde Vögel.

Er kam sich vor wie ein Verirrter, dem ein plötzliches Wetterleuchten die ihn umgebende Finsternis erhellt und ihm den Ausgang aus der Dunkelheit, nach dem er tappend gesucht, gezeigt

hatte. Die Geschichte Viktor Langens schien ihm wie in einem Spiegel sein eigenes Gesicht zu zeigen. Das war es. Ganz so stand es mit ihm. Auch auf ihm lasteten die Sünden der Väter, und seine eigenen wie Granitblöcke und drückten ihn zu Boden; der gleichen Last erlagen sie beide . . . Aber jener Viktor, der starb, um nicht zu sinken, hatte auch ihm den Weg gezeigt, den er gehen mußte. Und er dankte ihm dafür. Sterben . . . . Wie er nur nicht von selber darauf gekommen war! Noch konnte er mit Ehren gehen, ehe es zu spät war; ehe er mit Unehren in jenem Abgrunde lag, der das Ende seines Weges war, seines Weges sein mußte. Er konnte ihm entrinnen, entfliehen, und je mehr er sich diesem Gedanken überließ, desto ruhiger wurde er. So etwas wie Stärke, Freude durchflutete ihn. Gerettet vor Schmach und Schande! Er konnte sich den „Lump" von der Stirn wischen, und das wollte er. So fühlte er sich dieser guten Menschen, die ihn behandelten als wäre er ihresgleichen, nicht mehr unwert, sie brauchten sich seiner nicht zu schämen.

Man brach auf und Hermann schloß sich dem Aufstieg an, bemühte sich auch an den Gesprächen teilzunehmen, in die man ihn, wie er wohl merkte, mit freundlicher Absicht hineinzog. Ab und zu war es ihm, als läge der Blick Frau Malwinens forschend auf ihm, und er vermied es sie anzusehen. Ihre Augen waren so klar, ihr Blick so fest — wie leicht vermochte sie ihn zu durchschauen. Von ihr hatte der Student gesagt, sie besäße ein Zaubermittel, einem ins Herz hineinzusehen. Und das sollte nicht sein, das wollte er nicht haben.

. . . . Als sie noch gemeinsam einen langsamen Rundgang um den Burgwall gemacht hatten, und Onkel Theophil ihnen die vermutliche Lage und den Aufbau der alten Befestigung erklärt hatte, erreichten sie wieder ihren Kaffeeplatz, wo man nun zur Heimfahrt rüstete. Die Plaids wurden zusammengerollt, die Kaffeemaschine und Tassen in die Körbe gepackt. Hermann half mit, kniete auf dem Rasen und legte vorsichtig die einzelnen Tassen, die Frau Malwine in Papier gewickelt hatte und ihm hinreichte, in den Handkorb.

„Sie sehen etwas blaß aus, Herr Linke", sagte sie teilnahmsvoll, „mir fiel das schon vorhin auf. Sind Sie nicht ganz wohl?" „Ich bin durchaus gesund, gnädige Frau", entgegnete er und blickte zu Boden. „Es war wunderschön!"

Da fühlte er sich von Wolfgangs Armen, der schon ein Weilchen still neben ihm gestanden hatte, umschlungen. Der Knabe küßte ihn sanft auf die Stirn und sprach: „Ich liebe Dich."

Man lächelte. Die Mutter strich ihm zärtlich übers Haar und sagte:

„Efeu und ein zärtlich Gemüt
Lehnt sich an und grünt und blüht.
Kann es nicht Stamm noch Mauer finden,
Muß es verdorren, muß es verschwinden."

Ich weiß nicht, ob ich richtig zitiert habe, aber Wölfchen wandelt auf den Spuren des, von dem er seinen Namen hat." „Ja, so ist Wolfgang", scherzte Gretchen, „er liebt klare Verhältnisse." — Nun war man fertig.

„Ich kann Ihnen leider kaum einen Platz in unserem Wagen bis Snelltien anbieten," wandte sich bedauernd Onkel Theophil an Hermann; „es ist nur ein unbequemer da. Sonst hätte ich Sie gern heimgebracht."

„Heimgebracht". Wie das klang. Ach, er hatte ja kein Heim! Er versicherte dankend, er werde einen geraden Waldweg einschlagen und in einer Viertelstunde zu Hause sein.

Der Kutscher wurde wieder an den Platz zurückgeschickt, wo man ausgestiegen war und so verabschiedete man sich.

In wenigen Sekunden war die Gesellschaft den Blicken Hermanns entschwunden. Er setzte sich auf einen der großen Steine. Es war derselbe, auf dem Frau Malwine vorhin gesessen hatte. Der blühende Weißdornzweig war vergessen worden und lag neben ihm im Grase. Hermann drückte ihn an die Augen und sog den schwachen, linden Duft ein. Vom Waldweg klangen noch immer die Stimmen zu ihm herüber.

Wolfgang, der verdrießlich war, seinen neugewonnenen Freund nicht mit sich nehmen zu können, ging an der Hand der Mutter als Letzter und ward nicht müde den Kopf zu wenden und

durch jede Lücke und Lichtung zu spähen, ob er ihn nicht noch entdecke. Plötzlich rief er erschrocken: „Mutter, ich glaube, der fremde Junge weint!“ und wies dabei auf eine baumlose Stelle, die ihm den Blick auf die Wiese frei gab. Ja, der Bube schien recht zu haben: da saß Hermann Linke, man sah es deutlich, und hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen. „Große Menschen weinen nicht, Kind“ sagte sie ruhig, „aber ich will mal schnell nachsehn, ob ihn nicht ein Kopfweh plagt. Dazu fällt es mir ein, daß ich meinen wunderschönen Blütenzweig, den du mir vorhin geschenkt und den ich daheim in ein Wasserglas stellen wollte, auf meinen Platz habe liegen lassen. Den hole ich mir bei der Gelegenheit. Lauf zum Vater und sage, ich käme gleich wieder.“

Wolfgang sprang davon, seinen Auftrag auszurichten, während Frau Malwine den Rückweg einschlug.

Ein unbestimmtes Gefühl, als wäre da etwas in dieser jungen Menschenseele nicht in Ordnung, hatte sich ihrer bemächtigt. Der weiche Boden dämpfte den Schall ihrer Schritte, und in wenigen Augenblicken stand sie vor dem Einsamen, der, als er das Rauschen ihres Gewandes hörte, von seinem Sitz auffuhr. Nein, er weinte nicht! Sie glaubte sogar eine stille Ruhe und Entschlossenheit in seinen Augen zu finden.

„Entschuldigen Sie“, begann sie, „ich habe meinen Blütenzweig hier gelassen und möchte ihn gern als Erinnerung an den schönen Tag mit nach Hause nehmen.“ Dann fügte sie leiser hinzu: „Haben Sie eine Sorge? Quält Sie etwas? Vielleicht kann ich ihnen helfen?“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, gnädige Frau“, gab er zur Antwort und in seiner Stimme lag ein heller, mutiger Klang, „mir ist bereits geholfen. Heute früh wußte ich allerdings nicht, wie ich mich aus meiner zum Teil selbstverschuldeten Not — ich habe einen Streit mit meinem Stiefbruder gehabt und muß sein Haus verlassen — herausziehen sollte. Aber hier im Walde bin ich auf einen guten Gedanken gebracht worden. Ich sehe freilich nur einen einzigen Ausweg, der jedoch alles mit einem Mal in Ordnung bringt, und den

will ich gehen. Ich danke Ihnen deshalb sehr und will nun heimwärts."

„Das beruhigt mich", sagte sie herzlich. „Wolfgang war in Sorge um Sie, und, aufrichtig gesprochen, ich auch. Wenn wir, mein Mann und ich, ihnen einmal nützlich sein können, so wenden Sie sich an uns. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht die schönen Verse, die wir Ihnen heute vorgesungen haben:

„So raffe denn dich eilig auf!
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut".

Er küßte ihr die Hand, die sie ihm hinhielt, und dann verließ sie ihn, während er den Heimweg einschlug.

Als Frau Malwine die Ihrigen erreicht hatte, saßen sie schon im Wagen. „Verzeiht", sprach sie. „Ich habe Euch warten lassen. Aber tut noch etwas Gutes an mir und gönnt mir noch wenige Minuten meinen Mann, den ich heute so gar nicht für mich allein gehabt habe. Fahrt dann langsam voraus, wir wollen hinter Euch hergehen."

Herr Lorimer war aus dem Wagen gesprungen, Onkel Theophil hatte ihr zugenickt, und Frau Malwine ging nun am Arm ihres Gatten langsam hinter dem Gefährt her. Sie sprach leise und eindringlich und Herr Lorimer lächelte ab und zu. Dazu nahm er ihre Hand, küßte sie und sagte heiter:

„O du meine geliebte Schwarzseherin! Vielleicht auch Hellseherin . . . . Es soll alles so werden, wie du es wünschst. Hoffmanns Platz ist ja noch unbesetzt."

„Ich danke dir, lieber Eduard", entgegnete sie innig. „Jetzt müssen wir nur noch den Onkel mit in das Geheimnis ziehen." Herr Lorimer eilte an den Wagen, und bald gingen sie nun zu Dreien in eifrigem, halblautem Gespräch den schattigen Waldweg hinab. Auch Onkel Theophil schien mit dem, was er hörte, einverstanden zu sein, denn er streichelte zärtlich die Wange der jungen Frau und sagte: „Die Stärke der Frauen ist doch Liebe und Hilfe, im Kleinen und Großen. Da liegen ihre wunder-

barsten Kräfte und Gaben . . . . . Wir lassen in der Nähe der Heppnerschen Handlung halten, und ich begleite Euch." Sie stiegen wieder in den Wagen. Aber während unter den anderen ein fröhliches Gespräch in Gang kam, lehnte Frau Malwine den Kopf an den Sitz und dachte still vor sich hin. Und voller Unruhe. Wo und in welcher Verbindung hatte sie den Satz gehört, es gäbe manchmal nur ein Mittel, das alles in Ordnung bringe und löse? . . . . Sie konnte lange nicht darauf kommen, aber als sie den Kirchturm von Snelltien aus dem Grün auftauchen sah, wußte sie es plötzlich. Willy hatte es vorhin von Viktor Langen gesagt. „Der einzige anständige Ausweg, der ihm blieb, war der Tod."

Sollte dies das „einzige Mittel" sein, das Hermann Linke im Sinn gehabt hatte?

Und sie fühlte, wie ihr Herz erbebte.

* * *

Der Weg, den Hermann gewählt hatte, war ein einsamer, wenig betretener Waldpfad und führte in ziemlich gerader Richtung nach Snelltien. Er konnte, wenn er über die Wiese des Friedensrichters ging, ungesehen bis an die Gartenseite des Hauses und in sein Zimmer gelangen. Das war ihm gerade recht. Nun er mit sich im reinen war, wollte er keinem Menschen mehr begegnen; jedes gleichgültige Gesicht hätte ihm das Bild Frau Malwinens getrübt. Und mit diesem Bilde im Herzen wollte er sterben. Sein Revolver, mit dem er sich ins Ziel zu schießen geübt, lag im obersten Schubfach seiner Kommode. Auch nicht einen Moment wollte er zögern. Jetzt war er entschlossen und stark, aber wer sagte ihm, wie lange diese Festigkeit andauern würde. Er kannte sich. Also schnell.

Es wanderte sich wonnig auf diesem stillen, grünen Wege; oft stießen die Wipfel der Bäume ganz zusammen, daß man in einer Dämmerung dahinschritt und alles in der Runde atmete Ruhe und Frieden. Selten nur klang irgend ein Laut, ein Ton aus der fernen Welt herüber, von dem man nicht

recht wußte, was es war; dann erstarb wieder alles in Schweigen, und man konnte das Fallen eines Tannenzapfens hören oder das leise Anschlagen eines Vogels, der sich zum Nachtschlaf rüstete.

Also ehe die Sonne sank, würde er tot sein! Und vor Gottes Thron stehn? Wer weiß, wie es damit war? Es konnte ja sein, obgleich er daran zweifelte. Aber wenn es doch war, was dann? . . . . Würde denn aber der Herr über Leben und Tod urteilen wie die Richter dieser Welt nach geschriebenen Gesetzesparagraphen? Das konnte nicht sein, der würde tiefer sehen und wohl wissen, was eigene Schuld und was dumpfes, unentrinnbares Verhängnis gewesen sei. Und die eigene Verschuldung, die wollte er büßen; gern und freudig jede Strafe als gerechte Sühne tragen, ohne zu murren. Dieser Gedanke flößte ihm keinen Schrecken ein, und mit einem freudigen Aufatmen setzte er seinen Weg fort. In seinem Körper lag noch das wonnige Behagen, das er verspürt hatte, als der Knabe die Ärmchen um ihn geschlungen und seine jungen Lippen sich ihm weich und warm auf die Stirn gelegt hatten.

Wie das klang, dies: „Ich liebe dich!“ Ihm war so etwas nie in seinem Leben begegnet! Nie hatte jemand seine Arme um ihn geschlungen, nie hatte jemand so rein, so ehrlich, so keusch zu ihm gesagt: „Ich liebe dich.“ Er hätte sich nie träumen lassen, welch' eine Fülle von Glück darin lag, sich von jemandem geliebt zu wissen. —

Ohne einer Menschenseele zu begegnen, kam er an den Garten, der halb im Abendschatten lag, denn die Sonne, die schon niedrig stand, schien jetzt in die Fenster der Straßenseite.

Er schwang sich über den niedrigen Lattenzaun, durchschritt den Garten und stieg dann vorsichtig die Hintertreppe hinauf, die in sein kleines Zimmer führte.

Gott sei Dank, die Küche war leer! Natürlich, Lawise pflegte ja den Sonnabend stets zu einem Gang auf den Friedhof zu benutzen, wo sie die Gräber der Ihrigen in Ordnung brachte und mit frischen Blumen schmückte.

Er trat in das Zimmer. Wie öde und unwohnlich es doch eigentlich darinnen aussah, zumal jetzt, wo es so ganz im

Schatten lag. Freilich, er hätte nur die Tür zum Nebenzimmer aufstoßen müssen, dann hätte sich die kalte Dämmerung in Licht gewandelt und das rote Abendgold wäre wie eine Feuerflut in die einsame Kammer gedrungen. Er sah es durch die Spalten der Tür und durch das Schlüsselloch schimmern, — aber er wollte nicht. Achtlos warf er seinen Hut fort und zog die Schieblade der Kommode auf. Da lag ganz oben auf den Wäschestücken der Revolver und blinkte ihn an. Wie kalt er sich anfühlte! Neulich hatte er ihn ausgeschossen, aber die Patronen lagen dicht dabei in der Schachtel. So begann er ihn denn zu laden und ganz gegen seinen Willen ging ein kaum merkliches Beben durch seine Hand.

Da war es ihm, als klänge ein Schritt im Vorzimmer. Er lauschte . . . Und dann wurde mit einem Ruck die Tür aufgerissen, wie eine breite, rote Flamme flutete die Sonnenlohe herein, und in dem Rahmen stand Frau Malwine Lorimer.

Wie ein Bild auf Goldgrund stand sie da, das weiße Gewand rötlich überhaucht und die milden Augen ernsthaft auf ihn gerichtet. Dann war sie bei ihm, nahm ihm den Revolver aus der Hand und legte ihn in die noch offene Schieblade zurück. Alles geschah so schnell, so unerwartet, daß er es willenlos mit sich geschehen ließ.

„Das dürfen Sie nicht tun, Herr Linke, das nicht," sagte sie fest und bestimmt.

Er schaute mit einem hilflosen Blick zu ihr auf.

„Ja, was soll ich dann tun?" bebte es von seinen Lippen. „Wie jener Viktor Langen will auch ich nicht sinken und vor mir sehe ich den Abgrund, der mich zu verschlingen droht. Auch ich trage das Erbteil der Verdorbenen auf meinen Schultern und fühle meine Schwäche wie sie; auch mich reißt die angeborene Anlage hinab, immer tiefer und tiefer, und so weit ich auch spähe, ich sehe keine Rettung . . ."

„Aber ich sehe sie", entgegnete sie fest. „Glauben Sie denn, es gäbe nur Anlagen zum Bösen und keine zum Guten? Angeborene Anlagen mögen es gewesen sein, die Viktor Langen in die Irre führten, aber zweifellos, für mich ganz ohne Zweifel,

hatte er auch die angeborenen Anlagen, den rechten Weg wiederzufinden, auf ihm zu beharren — und die haben auch Sie."

Sie ließ sich auf den alten Lehnstuhl vor seinem Bett sinken, denn sie war müde geworden, und fuhr dann fort: „Nicht wie ein unentrinnbares Gesetz krallt sich die Vererbung an uns, — wir können ihr entrinnen durch Wachsamkeit und Arbeit an uns. Der große Mann, den ich im Geiste zum Taufpaten meines Wolfgang geladen, hat es auch gewußt, als er gesagt: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" . . . . . Und" sie hielt ihm beide Hände hin und ihre Stimme klang feierlich und doch so voller Güte — „ich will Ihnen helfen, Hermann Linke, helfen zu allem Guten, ich und mein Mann, mit dem ich mich eins weiß, wenn es zu helfen gilt. Sie kommen zu uns, in unser Haus; gleich heute nehmen wir Sie mit. Ich habe den festen Glauben an Sie — wir siegen, gemeinsam siegen wir. O ich weiß, ihr jungen Leute mögt es nicht gern hören, weil ihr jung seid und eurer eignen Kraft alles zumutet, aber unsichtbar geht neben jedem Strebenden der Herr der Welten, der große, gütige Gott. Wo unsere Kraft nicht ausreicht, brauchen wir nur ihm die Hände entgegenzustrecken und aufwärts geht es, der Morgenröte zu."

Ohne zu wissen, wie es kam, lag Hermann vor ihr auf den Knieen und sein Gesicht ruhte in ihrem Schoß, ein Zittern und Beben ging wie im Fieber durch seinen Körper, und Träne um Träne rann aus seinen Augen.

Mütterlich liebkosend strich sie ihm über das Haar und legte ihm die kühle, weiße Hand an die heiße, hämmernde Schläfe. „Armer Junge", sagte sie leise, „armer Junge . . ."

Und dann, — in unzusammenhängenden, stoßweisen Worten kam es ihm über die Lippen — alles — alles — und sie sah hinein in eine Seele, in die noch keines Sterblichen Auge so tief hineingesehen hatte, und sie sah, — daß sie gut war.

Er schwieg und einige Sekunden war es ganz still; dann sagte sie: „Das ist alles abgetan und vergangen. Starke Aufgaben machen starke Menschen, und das Leben, was ist es anders, als ein Werden, denn nie ist das Lebendige fertig.

Fertig sein, heißt tot sein .... Und nun — Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit — nehmen Sie Ihre Sachen und halten Sie sich bereit uns zu begleiten. Wir bringen Sie schon noch im Wagen unter. Mein Mann ist bei Ihrem Bruder und wird gleich hier sein."

Als er das tränenüberströmte Antlitz zu ihr emporhob, sah er in ein Paar Augen, die mild und freundlich den seinen entgegenleuchteten, und ihm war zu Mut, als hörte er das Geklirr und Gerassel brechender Ketten, als richte sich in ihm ein neuer Mensch auf, der dort im Staube und in Fesseln am Boden gelegen .... Frau Malwine verließ ihren Sitz und trat auf Herrn Lorimer zu, der seit wenigen Augenblicken am Türpfosten lehnte.

„Es ist alles in Ordnung, Eduard," sagte sie.

Er blickte sie an mit einem Ausdruck unendlicher Liebe, denn so, wie sie jetzt zu ihm aufsah, so hatte sie damals ausgesehen, als sie das Kind aus dem Stadtkanal gezogen hatte.

Und er zog sie an seine Brust.

„Frau Caritas!" sprach er leise, während die Glocke vom nahen Kirchturm zu läuten begann. Sie läutete den Frieden des Feierabends ein, und nebenan, in der Küche, zirpte ein Heimchen. . . .

Mia Holm-San Remo.

Als ich zu sterben meinte.

Ich bezwang des Todes Grauen,
Konnte tief und weit
In das Niegeschaute schauen,
In die Ewigkeit.

Stand erschüttert an der Schwelle,
Fühlte Himmelswehn,
Sah in überirdscher Helle
Jesus Christus stehn.

Kommt, ihr erdendunkeln Seelen,
Seht Ihm ins Gesicht:
Alle Schmerzen, die euch quälen,
Wandelt Er in Licht.

Urgeist Gott.

Geist bin ich aus deinem Geiste,
Urgeist Gott,
Und ich sehne mich nach dir!

In mich selbst will ich mich senken,
In die tiefste meiner Tiefen,
Dort hinunter, wo ein Funke,
Deines Lichtes in mir glüht,
Urgeist Gott.

Sehnsucht facht den Funken an,
Und die Flamme lodert schon —
Geist bin ich aus deinem Geiste,
Und ich sehne mich nach dir,
Urgeist Gott.

Großmutterlied.

Verlockend weht des Lenzes Hauch,
In Blüten stehen Baum und Strauch,
So lass den dunkeln Mutterschoss
Und komm hervor so lieblich bloss,
So zeig dein reizendes Gesicht,
So atme Duft und Maienlicht,
So komm und grüss die Sonne
Mit einem Schrei der Wonne!

Theodor Hermann Pantenius.

Von

Karl Arnold-Mitau.

Man wirft uns deutschen Balten vielfach vor, daß wir in unserem Lokalpatriotismus zu weit gingen, daß wir in kritikloser Bewunderung alles Heimischen ungerecht wären gegen das Fremdländische und daher versumpften und verstumpften in Engherzigkeit und eitler Selbstbespiegelung. Es liegt in diesem Vorwurf etwas wahres, und es hat daher in unserer geistigen Entwicklung frische Luft nicht immer leichten Zugang gefunden. Aber diese unsere Eigenart hat auch ihr Gutes. Sie hat uns einesteils bewahrt vor einem verschwommenen Weltbürgertum, das für uns der Anfang von unserem Ende wäre, und sie hat uns anderenteils gefestigt bei unseren historischen Aufgaben. Wir gleichen einem kleinen Häuflein, von der Geschichte hinausgeschleudert ins wildflutende Völkermeer. Wollen wir uns hier behaupten, so brauchen wir Selbstvertrauen. Das aber kann uns nur werden, wenn wir auf die eigene Stärke bauen, wenn wir durch das Bewußtsein, daß auch unser Land Tüchtiges, Großes hervorzubringen im stande ist, gestählt werden, um wie Antäus durch die Berührung mit der heimatlichen Erde neue Kraft und neuen Mut zu gewinnen. Und wir können stolz sein auf das, was aus unserer Heimat hervorgegangen ist, ohne dabei den Vorwurf der Engherzigkeit und Selbstbespiegelung zu verdienen. Gelehrte und Schriftsteller, Dichter und Künstler haben dem Namen der Balten auch im Auslande eine Achtung verschafft, die in stetem Wachsen begriffen ist, denn man fühlt,

daß wir etwas haben, was Nationen, die in großen, geschlossenen Massen beisammen sitzen, leicht verloren geht — Rasse. Das gilt auch in hervorragendem Maße von dem Manne, dem die folgenden Blätter gewidmet sein sollen, Theodor Hermann Pantenius. Nicht machen diese Blätter darauf Anspruch, Neues, noch nie Gesagtes zu bringen, sie wollen bloß wieder erinnern an den Namen, der — es muß das leider ausgesprochen werden — im Strome der Massenproduktion unserer Tage in Vergessenheit zu geraten droht. Und das darf er nicht. Er darf es nicht, weil er unter den Romanschriftstellern der Neuzeit einen Namen hat, der weit über den Durchschnitt dessen hinausreicht, was das deutsche Volk auf diesem Gebiete geschaffen, und er darf es besonders bei uns nicht, weil er der besten einer ist, auf die das Baltenland mit gerechtem Stolze blicken kann.

Theodor Hermann Pantenius entstammt einer jener alteingesessenen Literatenfamilien Kurlands, die, seit weit über hundert Jahren im Lande ansässig, unter einander vielfach verschwägert, eine Art bürgerlicher Aristokratie geworden sind. Dadurch, daß ganze Generationen ein-und-derselben Stadt, ein-und-demselben Pastorate ihre besten Kräfte gewidmet haben, sind sie fest mit ihrer engeren Heimat verwachsen. Sie fühlen sich als Mitträger der Geschichte ihres Landes, als mitverantwortlich für dessen Wohl und Wehe, und es hat sich bei ihnen neben einem oft sehr stark ausgeprägten Selbstbewußtsein soviel Tüchtigkeit entwickelt, wie wir das in ähnlicher Weise bei alten Patriziergeschlechtern so oft finden. Ein Urgroßvater von Pantenius hatte 50 Jahre lang, anfangs noch in der herzoglichen Zeit, dann unter der russischen Regierung, als Oberstaatsanwalt in Mitau gedient. Ein Großvater Froben war Bürgermeister von Mitau gewesen. Vorfahren des Dichters, der Familie Conradi angehörig, saßen fast 100 Jahre als Pastoren in Sallgallen, der Vater des Dichters aber bekleidete bis zu seinem nur allzufrüh erfolgten Tode das Amt eines Pastors an der zur Stadt Mitau gehörenden Landgemeinde. Er wird uns vom Sohne in seinen mit prächtiger Anschaulichkeit geschriebenen

Erinnerungen*) als „eine tiefernste Natur mit ausgesprochen pädagogischen und theologischen Neigungen“ geschildert. „Von leidenschaftlichem Temperament und unbändig jähzornig“, war er zugleich „eine durch und durch religiöse Natur“ und „gegen sich und andere von einer Wahrhaftigkeit sondergleichen“, welche beiden zuletztgenannten Eigenschaften auch dem Sohne, soweit man aus seinen Werken auf sein Wesen schließen kann, innewohnen. Von anderem Stoff war die Mutter unseres Dichters. Von Natur heiteren Charakters, war sie in ihrer ersten Jugend auf dem Pastorate Sallgallen in eitel Sonnenschein gehüllt gewesen. Durch ihre Fröhlichkeit und ihren Mutterwitz wurde sie der Liebling ihrer Umgebung, und wie sie als Kind das war, was man eine „wilde Hummel“ nennt, so konnte sie noch als 55jährige Frau, wie der Dichter berichtet, lustig sein wie ein junges Mädchen. Irre ich nicht, so hat der Dichter seinen goldenen Humor, der durch den oft bitteren Ernst seiner Romane hindurchleuchtet, von dieser seiner Mutter.

In ein von stillem Glück erfülltes Familienleben läßt uns der am 10. Oktober 1843 in Mitau geborene Dichter in seinen Erinnerungen „aus den Kinderjahren“ einen Blick tun. Der arbeitsame Vater, der neben seiner Tätigkeit als Seelsorger einer

*) „Aus meinen Kinderjahren“, I. II. III.: Velhagen u. Klasings Monatshefte, Jahrgang 1897/98 B. II p. 270 ff, p. 426 ff. und Jahrgang 1898/99 B. I p. 709 ff. „Aus meiner Gymnasialzeit“: Velh. u. Kl. Monatsh. Jahrg. 1901/02, B. I p. 413 ff. „Aus meinen Universitätsjahren“: Velh. u. Kl. Monatsh. Jahrg. 1902/03 B. I p. 227 ff. — Die Erinnerungen des Dichters brechen leider mit den Berliner Universitätsjahren ab, und wiewohl damit seine Lehrjahre ihren Abschluß gefunden haben mochten, so wird doch auch das spätere Leben vieles vertieft haben, was dann seine Romane im Spiegel wiedergeben. Nur spärlich fließen dem Schreiber dieser Zeilen die Quellen für die weiteren Schicksale unseres Dichters. Außer dem, was Eberhard Kraus in einem sehr eingehenden Aufsatze über Pantenius (Nord. Rundschau I p. 261 ff. und 366 ff.), gestützt auf ihm vom Dichter zur Verfügung gestellte Notizen, über dessen Leben berichtet, sind es besonders die von der Schwester des Dichters, der Frau Propst Bernewitz (Mitau), in liebenswürdigster Weise gemachten mündlichen Mitteilungen, die der Verfasser dieser Arbeit verwerten durfte.

sich über weite Landstrecken ausbreitenden Gemeinde ein tüchtiger Kenner des Lettischen und fleißiger Volksschriftsteller war, abends an seinem hohen Pulte arbeitend; die Mutter mit der Arbeit ihm gegenüber; um beide die lärmende Kinderschar, die sich ihrer Freiheit in Haus und Hof und Garten nach Herzenslust erfreuen durfte. Und daneben das für jene Zeit so charakteristische patriarchalische Verhältnis zu den Dienstboten, von denen eine alte Nähterin, „eine unermüdliche Märchenerzählerin", den poetischen Sinn des späteren Dichters zum erstenmal geweckt haben mochte, ein alter Diener aber das Modell für den prächtigen Weinthal in „Allein und Frei" abgeben sollte. Früh erwachte im lebhaften Knaben die Lesewut. Kein Buch war da vor ihm sicher. Erst Heysche Fabeln, dann Grimmsche Märchen, bald Franz Hoffmanns die Phantasie erregende Erzählungen, bis „Onkel Toms Hütte" an die Reihe kam und mit Heißhunger verschlungen wurde. Und welch' ein Jubel, wenn dann die Geschwister im Vereine mit kleinen Freundinnen gar dramatisch aufführen durften, was die köstlichen Bücher soeben erzählt hatten!

Der Tod des Vaters, der den erst 43jährigen Mann aus seiner rastlosen Tätigkeit riß, machte diesem sorglos fröhlichen Leben ein Ende, und der neunjährige Theodor kam zu seinem Oheime, dem Pastor Karl Conradi auf dem 24 Werst von Mitau an der Aa gelegenen Pastorat Sallgallen. Die sechs Jahre, die der für seine Umgebung leicht empfängliche Knabe hier verbrachte, sind für seine Entwicklung von hoher Bedeutung gewesen. Bedrückte hier auch den Knaben manches, da er in den Personen, die ihn umgaben, nicht immer volles Verständnis für seine Eigenart fand, so sog er andererseits aus tausend Kanälen Eindrücke ein, die fürs Leben hafteten, seinen Charakter bildeten, den späteren Dichter schufen. Zunächst war es die Poesie des freien ungebundenen Landlebens, die ihn hier mit ihrem ganzen Zauber umwehte. Ob ihm in rauchiger Spinnstube bei brennendem Kienspan und schnurrendem Rädchen „die alte Hofmutter" Märchen erzählte; ob er im Dämmerlicht der nordischen Sommernacht bei den Pferden auf der Weide

sein Lager aufschlug und sich von den Knechten aus ihrem Leben berichten ließ; ob der Strom mit seinen zahllosen Freuden ihn lockte, im Winter zu Eislauf und Schlittenfahrt, im Frühjahr zu gefährlicher Eisschollenfahrt, im Sommer zu Fischfang und Krebsnacht, im Herbste zu aufregender Hechtjagd — die Liebe zur nordischen Natur, die Liebe zur heimatlichen Scholle, die Liebe zum Landvolke wuchs und wurde stark in ihm, und diese Liebe durchzieht wie ein roter Faden alles, was er später schrieb und dichtete. Die köstlichen Naturschilderungen in seinen Romanen, — es sei nur an die Freuden, die der Fluß dem Knaben Heinz Eichenstamm (in „Allein und Frei") bot, erinnert — das reizende Bild ländlichen Stillebens in „Wilhelm Wolfschild" (Kap. „Kinderjahre"), hier vor allem sind sie erschaut, hier sind sie erlebt. Und wenn der Dichter, wie er selbst sagt, dem Sichversenken ins Leben der Vögel viel schöne Stunden verdankt hat und noch in vorgerücktem Alter „Vogelstudien" veröffentlichte, so hatten wohl die in der Sallgallener Kiesgrube nistenden Uferschwalben sein Interesse zuerst geweckt und die über Wiese und Flur jubelnden Lerchen es ihm angetan.

Aber noch mehr. Eine Fülle poetischer Anregung strömte hier von Land und Leuten auf das phantasiebegabte Gemüt des Knaben ein und bereitete den Boden vor für den eigenen Schaffenstrieb, und zwar zunächst auf historischem Gebiete. Schon das Leben des Landvolkes, das damals noch im Frondienste stand und in seinem engumfriedeten Dasein an alte patriarchalische Verhältnisse erinnerte, ließ des Knaben Gedanken gern in die deutsche Vergangenheit schweifen. Und wenn er dann unter „dem großen Baume", einer den ganzen Hof beschattenden mächtigen Ulme, saß, unter deren Riesenkuppel schon die Urgroßeltern ihre goldene Hochzeit gefeiert hatten (sie hat später in fast jedem Roman eine Rolle gespielt), von der weg der Großvater sich sein junges Weib geholt hatte, und unter deren Schatten sich die Eltern zum ersten Male in die Arme sinken durften, — da ging ihm etwas von dem auf, was man Familiengeschichte nennt. Er dünkt sich, gleichsam auf historischem Boden zu stehen. Und nun kam Walter Scott. Unvergleichlich schön waren die

Stunden, die er ihm verdankte, mächtig war die Anregung, die er damals und später von dem schottischen Dichter empfing, ist er doch durch diesen zu seinem ersten literarischen Versuche veranlaßt worden, einem Trauerspiel „Kaupo der Live." Dieses ist freilich zusammen mit lyrischen Ergüssen und einer Anzahl Märchen in der Weise Andersens später ins Feuer gewandert,*) auch ist aus seinem Plane, ein Epos mit dem Semgaller Edlen Westhard als Helden nichts geworden, aber sein historischer Sinn ist ihm geblieben, und daß er ein Stück heimischer Vergangenheit in dem Romane „Die von Kelles" schildern durfte, hat ihn, wie er selbst bekennt, hoch beglückt.

Ja tief, tief haben sich dem Knaben Pantenius alle Eindrücke, die er hier in Sallgallen empfing, eingeprägt, und wenn er später Land und Leute seiner Heimat schilderte, so hat er selten die Städte zum Schauplatz der Handlung gewählt, sondern vor allem das flache Land. Am liebsten aber jenes Fleckchen Erde, das sich vom kurischen Pastorate, wo er seine Jugendjahre verlebte, an der Aa entlang bis Mitau hinzieht. Man fühlt, wie traut und vertraut ihm dies Stück Heimatland ist, von dem noch der betagte Mann, der seine Erinnerungen schreibt, ausruft: „Gott segne den teuren Boden nun und allezeit!"

Im August des Jahres 1858 nahm Pantenius von Sallgallen Abschied, um in die Tertia des Mitauschen Gymnasiums einzutreten, indem sein Onkel, der unlängst in Mitau verstorbene Pastor Moritz Conradi ihn zugleich als Pflegesohn in sein Haus nahm. Er hat in seinen Romanen „Wilhelm Wolfschild" und „Allein und Frei" eine farbenreiche Darstellung des Mitauer Gymnasiastenlebens gegeben, und er wird gewiß viel eigene Erlebnisse eingeflochten haben. So berichtet er selbst, daß er, ebenso wie der Held seines ersten Romans, an den heftigen Kämpfen, die zwischen dem heimischen Adel und den nichtadligen gebildeten Kreisen auf dem Gymnasium geführt wurden, als „einer der Rufer im Streite törichter Weise" lebhaften Anteil genommen habe, und mancher seiner Kameraden

*) Eberhard Kraus, a. a. O. S. 262.

diente ihm für Gestalten seiner späteren Dichtungen als Modell. Wild werden sie gewesen sein, diese Jahre auf einem Gymnasium, wo in den oberen Klassen ein studentischer Ton herrschte, und die Schüler die Löwen der Gesellschaft waren. Und daß der junge Pantenius mitten in diesem Strome schwamm, dafür spricht sein eigenes Selbstbekenntnis, daß er „auf der Schule ein recht hin- und hervagierendes Leben geführt habe und trotz vielfachen Studierens ein sehr schlechter Schüler gewesen sei." Auch seine jugendliche Muse schwieg nicht. Hatte den Knaben das Heldenepos mit einem Stoffe aus der heimischen Geschichte gelockt, so war es begreiflicherweise jetzt die Lyrik, in welcher der Jüngling seinen Gefühlen Ausdruck verlieh. Und er dichtete reichlich, bis ein Tag kam, an welchem es ihm nach einem Gespräch mit einer „eigenartigen, in ihrer Weise bedeutenden Frau, welche ihm die lebhafteste Teilnahme zuwandte und seine Schöpfungen aufs Günstigste beurteilte, klar wurde, daß diesem ganzen Treiben ein Ende gemacht werden müsse. Er packte seine Gedichte und Erzählungen nebst „Kaupo dem Liven" zusammen, warf alles in den Ofen und ließ es zu Asche verbrennen." *)

Es gilt in kurischen Pastorenfamilien vielfach als Tradition, daß wenigstens ein Glied jeder Generation Geistlicher wird. Da Vater und Großvater unseres Dichters diesem Stande angehörten, und er auch mütterlicherseits von Pastoren abstammte, so wuchs er in der als selbverständlich geltenden Vorstellung auf, ebenfalls einmal Geistlicher zu werden. „Und diese Vorstellung", sagt er, „saß so fest, daß ich erst im letzten Jahre meiner Universitätsstudien auf den Gedanken kam, ich könnte auch einen anderen Beruf ergreifen." So ging er denn im Herbst 1862 nach Berlin, um dort Theologie zu studieren.

Es ist vielfach bedauert worden, daß Pantenius im Auslande studiert hat, da er dadurch in mancher Hinsicht unseren Verhältnissen entfremdet worden sei und kein rechtes Verständnis für ein und die andere Frage unserer baltischen Politik behalten

*) Eberhard Kraus, a. a. O. S. 262.

habe. Das ist in gewisser Beziehung vielleicht richtig. Auch kann man es wohl schmerzlich empfinden, daß Pantenius unsere heimische Hochschule nicht kennen gelernt hat, und daß das Leben und Treiben der Dorpater Studentenschaft, so eigenartig, wie es ist, in ihm, unserem hervorragendsten Romanschriftsteller, nicht seinen berufenen Schilderer gefunden hat. Andererseits hat aber gerade der Umstand, daß er durch seine Studien auf reichsdeutschen Universitäten aus den vielfach kleinlichen Verhältnissen unserer Heimat herausgerissen wurde, seinen Blick geklärt, ihn objektiver beurteilen lassen unser baltisches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen. Und dem Dichter Pantenius ist es fraglos zu gute gekommen, daß er in Deutschland gelernt, vorurteilsfrei unsere Verhältnisse beurteilen — ob immer richtig, darüber läßt sich ja streiten, — und nicht, wie wir das so oft tun, von der Zinne der Partei herab. Daß aber seine Heimatliebe durch seinen zeitweiligen Aufenthalt im Auslande gelitten, kann ich nie und nimmer zugeben; seine Romane, wie ich später zu zeigen Gelegenheit haben werde, beweisen dieses zur Genüge.

Pantenius hat die in Berlin verbrachten Jahre nach den verschiedensten Richtungen hin ausgenutzt. Zunächst was ernstes Studium anlangt. Schon auf der Schulbank hatte er „seinen Tag von Damaskus gehabt und erkannt, daß sich ein Leben nur durch geregelte Arbeit erfreulich gestalten läßt!“ Lehrer wie Hengstenberg, Ranke, Droysen u. a. sorgten für die nötige Anregung, der Umstand, daß seine Mutter ihn für das erste halbe Jahr auf die Universität begleitete, dafür, daß ihm das Einleben in der Großstadt leichter wurde, umsomehr als sie sich trotz ihrer 55 Jahre eine köstliche Frische bewahrt hatte und alle neuen Eindrücke in Museen, in Theatern und Gesellschaften mit vollem Verständnis aufnahm. Das Verhältnis zwischen dieser Mutter, die mit felsenfestem Vertrauen der vielfach eigenartigen Entwicklung des Sohnes folgte, und Pantenius, der mit einer geradezu schwärmerischen Verehrung an dieser Frau hing und durch ihren Glauben an seine Zukunft in manch' sorgenvoller Stunde gekräftigt wurde, war ein solches, wie es zwischen Mutter und Sohn vielleicht nicht häufig ist. Es spiegelt sich

fraglos in den Romanen des Dichters wieder, in denen wir mehrfach besonders herzlichen Beziehungen gerade zwischen Mutter und Sohn begegnen.

Wie ernst es Pantenius mit seinen Studien nahm, beweist der Umstand, daß die Furcht, die Gebundenheit des Lebens in einem Korps oder in einer Burschenschaft könne ihn vom Arbeiten abhalten, mit ein Grund für ihn war, keiner geschlossenen Verbindung beizutreten. Dafür schloß er sich dem akademischen Turnverein an, der seinen Mitgliedern auch gesellige Freuden bot, ohne jemanden zu zwingen, sich an denselben zu beteiligen. Doch wir dürfen uns den Studenten Pantenius keineswegs als Duckmäuser denken. Er versuchte eben saure Arbeit mit frohen Festen, die oft bis tief in die Nacht hineinreichten, zu vereinigen, was er freilich, wie er uns erzählt, 12 Jahre lang durch einen unsäglich peinigenden Kopfschmerz büßen mußte.

Auch in das politische Leben Berlins — es war die Zeit des Verfassungskonfliktes — hat Pantenius hineinblicken können, und die liberalen Anschauungen, in denen die damalige Jugend aufwuchs, sind gewiß nicht ohne Einfluß auf die schon von Hause aus demokratischen Neigungen des jungen Studenten geblieben. Eine direkte Frucht der Berliner Erfahrungen ist übrigens die Schilderung des sozialen Lebens in der damaligen preußischen Hauptstadt, wie sie uns Pantenius im zweiten Teile des „Wilhelm Wolfschild" gibt, die die ausländischen Kritiker seiner Zeit als „äußerst gelungen", ja „virtuos, wenn auch etwas böswillig karikiert" bezeichneten.

Mit Dichten hat sich Pantenius in Berlin gar nicht befaßt. Es war, als ob jenes schon mehrfach erwähnte Autodafé seiner poetischen Ergüsse auch das Bedürfnis, was ihn bewegte, in Versen festzuhalten, mit ertötet hätte. Und er hielt das damals für ein Glück, denn „er habe es an seinem eigenen Leibe erfahren, wie ganz geeignet eine so frühzeitige Beschäftigung mit der Dichtkunst sei, das Leben zu verderben."

Zu Ostern 1865 verließ Pantenius Berlin, um in Erlangen seine Studien fortzusetzen. Hier reifte in ihm der Entschluß, nicht Prediger zu werden, und es begann, nachdem er

1866 in die Heimat zurückgekehrt war, jenes Suchen nach einer bürgerlichen Stellung, wie es sein Held Heinrich Eichenstamm in „Allein und Frei“ in ähnlicher Weise durchmacht. Zunächst ging Pantenius nach Petersburg, wo er anfangs Hauslehrer, dann Lehrer an einer Privatknabenanstalt war, indem er gleichzeitig juristischen Studien oblag und sich eifrig mit russischer Sprache und Literatur beschäftigte. Darauf wurde er Hauslehrer in Fischröden bei Libau, und hier in ländlicher Stille drückte ihm die Muse die Feder wieder in die Hand, die ihm bald über alle Zukunftssorgen hinweghelfen sollte; er schrieb seinen „Wilhelm Wolfschild“. Freilich trat er mit diesem Romane nicht gleich an die Öffentlichkeit, sondern erst in Riga, wohin er im August des Jahres 1870 übersiedelte.

Die Jahre seines Rigaer Aufenthalts sind für Pantenius entscheidend geworden. Aus dem unstet suchenden Wanderer wurde der Schriftsteller, der Dichter. Richard Kersting, dem Direktor der Rigaer Mineralwasseranstalt, einer jedenfalls in hohem Grade bedeutenden Persönlichkeit, las er das Manuskript seines „Wilhelm Wolfschild“ vor, und von ihm ermutigt wandte er sich an den Buchhändler Behre in Mitau, der den Verlag des Romans übernahm und ihm auch weiterhin nicht nur als entgegenkommender Verleger, sondern auch als verständnisvoller Beurteiler seiner Werke bis zu seinem Tod treu zur Seite stand. Die Aufnahme des „Wilhelm Wolfschild“, der im Jahre 1872 erschien, war eine außerordentlich günstige, und gewiß mit durch sie veranlaßt ließ Pantenius seinem ersten Romane wenige Jahre später einen zweiten „Allein und Frei“ folgen. Auch dieser erschien noch, wie der erste pseudonym, mit dem Namen Theodor Hermann als Verfasser auf dem Titelblatte, doch ließ sich die Anonymität kaum noch verbergen, und in der Presse wurde schon der wirkliche Name des Dichters offen genannt. Mittlerweile war Pantenius, der anfangs in Riga Lehrer an der Mollienschen, später Zinkschen Privatschule gewesen war, Redakteur an der „baltischen Monatsschrift“ und gleichzeitig Mitredakteur an der „Rigaschen Zeitung“ geworden und hatte sich einen eigenen Hausstand an der Seite einer Rigenserin gegründet. Da traf der Redakteur

des „Daheim", Robert König, persönlich in Riga ein, um den jungen Schriftsteller dauernd an seine Zeitschrift zu fesseln. Pantenius leistete dem ehrenvollen Rufe Folge und siedelte 1876 nach Leipzig über, wo er anfangs in Gemeinschaft mit Dr. König das „Daheim" redigierte, nach dessen Abgang aber Chefredakteur des „Daheim" sowie der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Velhagen und Klasings Neue Monatshefte" wurde. Im Jahre 1891 wurde die Redaktion beider Blätter nach Berlin verlegt, wo Pantenius seitdem seinen dauernden Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Damit hat Pantenius seine Heimat für immer verlassen. Nur wenige Mal ist er noch zu kurzem Besuche im Lande, da seine Wiege stand, gewesen, zuletzt im Jahre 1884. Er will sich das Bild seiner Heimat — er hat das selbst gesagt — nicht verwischen lassen durch den Stempel, den eine neue Zeit ihr aufgedrückt hat. So wie er sie als Knabe geschaut, als Mann gekannt, so wie er sie in seinen ersten Romanen dargestellt, so soll sie auch in seiner Erinnerung haften, lieb und traut, trotz allen ihren Fehlern, die auch ihr Schilderer nicht verbirgt. Fremd ist er der Gegenwart unseres Landes geworden, aber geistig hat er weiter in ihr gelebt, denn sie war es, die seine Dichterseele zu immer neuem Schaffen anregte, fast aus ihr allein schöpfte er auch in der Ferne, was unter seiner Hand künstlerische Gestalt gewann. Wurde er auch deutscher Staatsbürger, reichsdeutscher Journalist, er blieb — der baltische Dichter. —

Der erste Roman von Pantenius „Wilhelm Wolfschild" erschien 1872 und zeigte gleich die Stärke und die Schwäche seines Verfassers. Der Entwicklungsgang zweier junger Kurländer, Wilhelm Wolfschild und Paul Schwarz, von denen der erstere in Deutschland in Schuld und Elend verkommt, während der andere zum tüchtigen Manne heranreift, bildet das Gerippe des Ganzen. Aber was lehnt sich nicht alles an dieses Gerippe? Es ist ein breites Kulturbild des Kurland der fünfziger Jahre mit einer Fülle von Gestalten vom Baron bis zum Schacherjuden, vom feingebildeten Literaten bis zum Halbdeutschen und

Knechte. Und dabei stoßen wir gleich auf Pantenius' hervorragendstes Talent, sein Charakterisierungsvermögen. Einstimmig erkannte schon nach dem Erscheinen seines ersten Romans die Kritik des In- und Auslandes an, daß hier die Stärke des Autors zu suchen sei. Das sind keine Schattenrisse, das sind keine konstruierten Romanfiguren, das sind alles Menschen von Fleisch und Blut, von Leben und Farbe. Und besonders die Art, wie der Verfasser charakterisiert, muß mit Recht bewundert werden. Er läßt uns seine Menschen sehen, er beschreibt sie nicht. In lebendiger Rede, handelnd, leidend führt er sie uns vor, ohne je einen schwerfälligen Kommentar zu Hilfe zu nehmen. Freilich kam ihm Kurland mit seinen eigenartigen Verhältnissen dabei zu Hilfe. Die Abgeschlossenheit, in der besonders die oberen Schichten der Bevölkerung gegenüber allem nicht Kurischen verharrten, hatte Fehler wie Tugenden in einseitiger Schärfe entwickelt und eine schroffe, eckige Eigenart großgezogen. Diese packend darzustellen, ist aber fraglos leichter als Durchschnittstypen, Alltagsmenschen. Auch ist das, was Pantenius uns in seinen Erstlingsromanen vorführt, nicht gleichwertig. Am besten gelungen, weil am leichtesten darzustellen, sind die fertigen Charaktere, an denen nichts zu entwickeln ist. Das gilt vor allem von jenen „Herren vom alten Schlage, die, jetzt im Verschwinden begriffen, einst die charakteristische Signatur des Gottesländchens abgaben", die oft bewunderten Baron Langerwald und Pastor Wolfschild. Aber auch ein Zeichnen mit wenigen Strichen gelingt Pantenius trefflich. Lebendig stehen sie vor uns, der Jude Moses, das originelle Pärchen Schlampe und Pampe, die kleinbürgerliche Verwandtschaft Paul Schwarzens u. a. m. Nicht einwandfrei dagegen sind zunächst noch diejenigen Charaktere, an denen ein langer Werdegang folgerichtig durchgeführt werden mußte, vor allem die beiden Helden. Doch von ihnen später.

Und noch ein weiteres Talent bekundete Pantenius in seinem ersten Romane, die Gabe zu erzählen, unterstützt durch eine meisterhafte Handhabung des Dialogs. Jeder echte Kurländer ist ein geborener Erzähler. Die Freude am rein Stofflichen, die Lust am Berichten von Geschichten führt den Kurländer von

selbst zum behaglichen Ausspinnen erlebter oder nicht erlebter Ereignisse, und es ist kein Zufall, daß unsere besten baltischen Romanschriftsteller Kurländer sind. Freilich diese Lust am Erzählen birgt auch Gefahren in sich, zunächst die Weitschweifigkeit, und Pantenius ist ihr gerade in seinem ersten Romane nicht immer entgangen; aber dieser Fehler wird reichlich aufgehoben durch einen sich aus demselben ergebenden Vorzug, die Freude an der Episode. Hemmt diese auch gelegentlich den zielbewußten Fortschritt der Handlung, die Episoden als solche sind kleine Kunstwerke, ob sie gelegentlich, mit dem Pantenius eigenen Humor gewürzt, Geschehnisse weit ausführen, oder breite Schilderungen der heimischen Natur und des Landlebens bringen. Und wie manche Nebenfigur des „Wilhelm Wolfschild" zu den gelungensten Gestalten des Romans gehört, so werden beispielsweise der Pferdehandel mit Moses, die Katastrophe im Hirschpark, die Ausmalung „der langen und doch so behaglichen Winternächte unseres nordischen Vaterlandes, der kurzen, warmen Sommernächte, der Johannisnacht mit ihren unzähligen Feuern und ihrem harmonischen Lihgo Jahnite" immer als Perlen kurischer Erzählerkunst gelten. — Auch eine andere Klippe hat der behagliche Geschichtenfreund nicht immer glücklich zu umschiffen gewußt, gelegentliche Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung. Aber wenn man auch, falls man kritisch veranlagt ist, bisweilen ungläubig den Kopf schüttelt, die Darstellung ist so lebendig, die Handlung so spannend, das Interesse am Stoff erlahmt nie, daß man darüber hinwegsieht und dem Erzähler dennoch gerne lauscht.

Das dritte Charakteristikum des Dichters, das sein erster Roman zutage förderte, ist die aus jeder Zeile sprechende warme Liebe zur Heimat. Nicht daß er alles in ihr in rosigem Lichte erscheinen ließe, er hat auch für die Schwächen und Fehler seiner Landsleute ein scharfes Auge. Aber durch alles schimmert das warme Herz hindurch, der Stolz auf den trotz aller Fehler tüchtigen Kern, der in dem Kurländer, dem Edelinge wie dem Bürgersmanne steckt. Leider schoß diese Freude am Heimatlichen in jugendlichem Überschwange hier noch über das Ziel hinaus,

und es gereicht nicht zum Vorteile des Romans, der doch eine objektive Darstellung tatsächlicher Verhältnisse geben soll, daß alle Schlechten oder Narren Nicht-Kurländer sind. Am verständlichsten ist das vielleicht noch bei Helene, deren sittliche Verirrungen nicht ungeschickt aus ihrer durch die unglückliche Mischehe ihrer Eltern hervorgerufenen halt- und stützelosen Jugend erklärt werden. Aber auch die Winter, Veit, Pinkus, jene Gesellschaft, die Wilhelm Wolfschild in Berlin in Sünde und Verderben hineinziehen, sind Ausländer, und der Justizrat Lamstedt, der Gatte Helenens, ist in seiner kurzsichtigen Torheit und unbeholfenen Schwäche eine Karikatur, aber kein Mann.

Das führt uns zu den Schattenseiten des Romans und damit zu den Schwächen des Dichters überhaupt. Hier springt wohl am meisten in die Augen, daß Pantenius nicht immer imstande ist, eine geschickte, sich aus den Charakteren mit zwingender Notwendigkeit ergebende Lösung der Konflikte herbeizuführen, übrigens eine Klippe, an der auch stärkere Talente, als er es ist, gescheitert sind. Wir erhalten bei Pantenius oft den Eindruck, daß er nicht recht weiß, wie er seine Personen von der Bühne wegbringen soll, und daher zerhaut er den Knoten lieber gewaltsam, als daß er ihn langsam löst. Wenn dieser Fehler in „Wilhelm Wolfschild" auch noch nicht so deutlich hervortritt wie in späteren Romanen desselben Verfassers, einen auch strenger Kritik standhaltenden Ausgang seiner Hauptpersonen hat der Verfasser auch hier nicht gefunden. Der Fond, den Wilhelm, der Held des Romans, aus Elternhaus und Vaterland mit bekommen, der tüchtige Kern, mit dem der Dichter ihn im ersten Teile ausgestattet, lassen seinen trostlosen Ausgang wenig glaubhaft erscheinen, umsomehr als der Einfluß derer, die ihn ins Verderben ziehen, nicht dämonisch genug geschildert wird, um eine so völlige Entgleisung einer gut veranlagten Persönlichkeit zu erklären. Nicht ganz mit Unrecht hat man daher gesagt, das Ende Wilhelms sei mehr der Ausgang einer Kriminalgeschichte als die tragische Lösung eines Romans. Ähnlich geht es uns mit dem zweiten Helden Paul Schwarz. Daß aus diesem himmelstürmenden Titanen ein braver Spießbürger wird, wirkt

matt und schal, und wenn endlich der Dichter die großangelegte Mathilde v. Langerwald, die Braut Wilhelms, nachdem dieser verdorben und gestorben, sich mit dem unbedeutenden ewig jagenden Vetter Felix verloben läßt, so können wir das höchstens für ein unnützes Zugeständnis an ein gewisses Lesepublikum erklären, das seine Heldinnen am Schluß durchaus unter die Haube gebracht wissen will. Psychologisch verständlich hat der Verfasser diesen Schritt der stolzen Frau nicht gemacht. — Auch sonst verrät „Wilhelm Wolfschild" noch die Arbeit eines Anfängers. Der zweite in Deutschland spielende Teil steht, was den Aufbau der Handlung anlangt, weit hinter dem ersten zurück, und in bezug auf die Form ist einzuwenden, daß die Art des Verfassers, die Vorgeschichte der Personen in breiter Ausführlichkeit in die Handlung einzuflechten, einen unbeholfenen Eindruck macht. Aber trotz seiner Mängel steht „Wilhelm Wolfschild" als ein vielversprechendes Erstlingswerk des damals erst 29jährigen Dichters da. Und dieser hat die auf ihn gesetzten Hoffnungen reichlich erfüllt, das bewies schon gleich sein 3 Jahre später (1875) erschienener Roman „Allein und Frei".

Die soeben gerügten Mängel des „Wilhelm Wolfschild" sind geschwunden. Der Roman, obgleich auch er zum Teil in Deutschland spielt, trägt ein ungleich einheitlicheres, geschlosseneres Gepräge; nicht mehr sind es zwei Helden, die unser Hauptinteresse fesseln, sondern eine Person hält das Ganze zusammen. Und wie vorteilhaft hebt sich dieser Heinz Eichenstamm von Wilhelm Wolfschild ab! Sympathisch mutet es uns schon an, daß der jugendliche Pessimismus des Verfassers, der in seinem ersten Romane einen tüchtig veranlagten Jüngling im Strome der Welt elend zugrunde gehen ließ, hier einem reiferen Idealismus Platz gemacht hat, und wir in Heinz Eichenstamm einen Mann kennen lernen, der „auf dem Grunde kurländischer Eigenart, kurländischer Erziehung und kurländischer Gesellschaft sich aus Selbstsucht, Selbstüberschätzung und Selbstverzagen zu Unterordnung, Klarheit und opferwilliger Liebe"*) hindurchkämpft. „Als ich

*) Rigasche Zeitung, 1875, Nr. 142.

jung war, da glaubte ich, ich sei ein Diamant, und ich war sehr unglücklich; jetzt, da ich weiß, daß ich nur eine Kohle bin unter den vielen anderen, und da ich zufrieden bin, gemeinsam mit den vielen beizutragen zur belebenden Wärme — jetzt bin ich glücklich, sehr glücklich." In diesen Worten des Helden liegt der wunderbar schöne, von tiefer Wahrheit erfüllte Grundgedanke des Romans. Und wie fein, bis in die kleinsten Verzweigungen lebenswahr ist dieser Charakter von seiner frühesten Jugend bis zum reifen Mannesalter gezeichnet! Gerade das, was dem ersten Roman von Pantenius fehlt, die folgerichtige Durchführung der Charaktere, hier liegt sie in einem nicht genug zu bewundernden Beispiele vor uns: die vom Vater ererbte trotzige Eigenart des Knaben, sein Ringen zwischen Selbstsucht und dem von der Mutter überkommenen Liebesbedürfnis, seine durch Mitmenschen genährte Herrschbegier, — bis ihn auf dem Gipfel seiner Macht, wo er glaubt, alles und alle unter sich geknechtet zu haben, die Schuld trifft. Und diese eigene Schuld, weil die schwerste Demütigung in dem trotzigen Jünglinge, sie ist die erste Stufe seiner Läuterung. Langsam aber sicher fällt nun Schleier auf Schleier. Demütigungen und Widerwärtigkeiten, Liebe und Feindschaft tun das ihre, und aus dem nutzlosen Menschenkinde ist ein wertvolles Glied der heimischen Gesellschaft geworden. Wahrlich ich wüßte nicht viel Romangestalten, die so packen, zwingen, erschüttern. Der Dichter aber hat durch diesen seinen Heinz Eichenstamm allein schon bewiesen, welch' tiefe Kenntnis des Menschenherzens er besitzt, die nur dem Zusammenwirken von scharfer Beobachtung und aufrichtiger Selbstprüfung entsprungen sein kann. Und neben diesem Helden wieder wie im „Wilhelm Wolfschild" ein Reichtum an mannigfachen, scharfumrissenen Gestalten. Es sei nur erinnert an den knorrigen alten Dr. Eichenstamm, den liebenswürdigen alten Rechberg, den gutmütigen und zugleich so namenlos leichtsinnigen alten Baron Schweinsberg; daneben seine starke Gattin, den braven tüchtigen Markhausen, die Charaktergestalt der Adelheid Eichenstamm, den prächtigen Diener Weinthal und endlich die farbenschillernde Figur Otto von Schweinsbergs, bei der, wie Eberhard Kraus

sagt, jeder Kurländer unwillkürlich ausruft: „Das ist Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein".

Und neben dieser Gestaltungskraft jene schon im „Wilhelm Wolfschild" bewunderte Darstellungskunst, wo es gilt Situationen zu malen oder die Natur zu zeichnen. Wie leuchtet hier die warme Liebe zur heimatlichen Erde aus jeder Zeile hervor, wenn das Leben des Knaben Heinz auf dem Flusse geschildert wird; wie fühlt man es, daß der Verfasser aufs engste mit dem Landleben verwachsen ist! Ja er hat recht, wenn er ausruft: „Unsere eigentliche, unsere liebe, grüne, luftige Heimat, die muß man auf dem Lande suchen, in Wald und Wiese, in Busch und Brache". Und dann die Situationsmalerei! Ob er uns die übrigens selbsterlebte reizende Geschichte mit der hübschen Martha aus der Elementarschule des Fräulein Berg erzählt (wie denn überhaupt gerade dieser Roman besonders viel Selbstbiographisches enthält) oder ob er mit feinem Humor die Frühschoppenkneipe bei „Torchiani" schildert, ob er uns mit markigem Griffel das Bild eines Waldbrandes vorführt oder endlich jene grausige Feuersbrunst, bei der der alte Eichenstamm umkommt, mit packender Realität darstellt, — es liegt in solchen Szenen ein so großartiger Zug, daß man darüber gerne manche Unwahrscheinlichkeit, manche romantische Häufung sensationeller Ereignisse vergißt.

Einem Fehler freilich, den wir schon am „Wilhelm Wolfschild" rügen mußten, ist Pantenius auch in seinem zweiten Romane verfallen. Er hat es nicht bei allen Personen verstanden, eine geschickte Lösung der sich verwirrenden Fäden zu finden, und daß er dabei vor Zufälligkeiten nicht zurückschreckt, dafür ist der über Otto v. Schweinsberg und seine Cousine Duding hereinbrechende entsetzliche Untergang zwischen brechenden Eisschollen das erste Beispiel. Es ist ja freilich harmlos gegenüber ähnlichen Katastrophen in seinen späteren Romanen.

Die baltische Kritik hat seiner Zeit gerade „Allein und Frei" mit sehr geteilten Gefühlen aufgenommen. Sie freute sich einerseits in gerechtfertigtem Stolze dessen, daß wiederum ein unzweifelhaftes literarisches Talent aus unserem kleinen Lande her-

vorgegangen sei und erkannte rückhaltslos die großen Vorzüge des Romans gerade gegenüber der Erstlingsschöpfung von Pantenius an. Andererseits aber erklärte sie fast einstimmig, das Bild, das der Dichter vom kurischen Lande und seinen Leuten entworfen, sei viel zu sehr grau in grau gemalt, es sei einseitig und hinterlasse daher einen falschen Gesamteindruck von den heimischen Verhältnissen. Ja ein Kritiker der „Rigaschen Zeitung" versteigt sich sogar zu dem Satze: „Fürwahr, Kurländer sind sie nicht, diese willkürlich veranlagten und gruppierten Gestalten, und nicht Kurland heißt die Bühne ihrer Komödie!" Nun muß freilich zugegeben werden, daß etwas mehr Licht neben dem vielen Schatten dem Romane nur zu gute gekommen wäre, und daß besonders die trotzige Sippe der Eichenstamms kein genügendes Gegenbild in anderen kurländischen Gebildeten, Ärzten, Juristen, Pastoren und Lehrern gefunden hat, und nicht viel besser geht es den Vertretern des Adels. Was aber den Vorwurf der Unwahrheit in der Zeichnung der kurländischen Gesellschaft anlangt, so wird er am besten durch die Worte eines geborenen Kurländers widerlegt, der da schreibt*): „Es gibt in Kurland solche Literatenclans wie den Eichenstammschen, in denen Eigendünkel, Unduldsamkeit, Herrschsucht, zänkischer Sinn, Mangel an Zartheit, an Poesie und Gemüt ebenso zu Hause sind wie durchschnittliche Tüchtigkeit, Sparsamkeit und Pflichttreue." Freilich Ausnahmegestalten sind sie immer gewesen. Aber ist es nicht egrade des Dichters gutes Recht, auch Ausnahmegestalten mit dem Griffel des Künstlers festzuhalten, menschlich wahr, psychologisch verständlich darzustellen? Und es muß gegenüber den oben erwähnten Angriffen auf Pantenius betont werden, daß, abgesehen von den durchweg vornehmen Gestalten eines Markhausen, einer Baronin Schweinsberg fast alle seine Personen neben ihren vielen und großen Fehlern auch tüchtige Eigenschaften aufweisen. Daß aber gerade diese bei dem unbefangenen, von keiner lokalpatriotischen Empfindlichkeit beeinflußten Leser ein

*) Heinrich Seesemann in der Petersburger Zeitung vom Jahre 1875 Nr. 209.

durchaus günstiges Gesamtbild unseres heimatlichen Lebens hinterlassen, beweist unter anderem der Kritiker des „Daheim", der sein Urteil über den Roman in die Worte zusammenfaßt*): „Der Roman ist eine dichterische Schöpfung ersten Ranges und zugleich ein Zeugnis von der Eigenartigkeit und Kraft des deutschen Lebens, das sich die baltischen Provinzen noch erhalten haben". Und kein Geringerer als Theodor Fontane schreibt**): „Ich kenne keinen deutschen Roman, — auch die W. Alexisschen, die den nächsten Rang einnehmen würden, nicht ausgeschlossen — in denen unsere norddeutschen Adelsgestalten so wahr, so frei von aller Schönfärberei und doch so hinreißend liebenswürdig geschildert worden wären". —

Wie schon erwähnt, siedelte Pantenius 1876 nach Leipzig über, und seine nächsten Romane und Novellen ließ er in der von ihm redigierten Zeitschrift „Daheim" erscheinen. Einen Teil derselben gab er dann in den Jahren 1880 und 1881 unter dem Titel „Im Gottesländchen" heraus. Die erste und bei weitem bedeutendste Erzählung dieser Sammlung heißt „Im Banne der Vergangenheit", ein Roman, um den der Kampf seinerzeit mit einer Leidenschaftlichkeit geführt wurde, wie ihn wohl bis jetzt keine in den baltischen Provinzen erschienene Dichtung erlebt hat.

„Im Banne der Vergangenheit" ist ein Roman mit einer ausgesprochenen Tendenz. „Wir sind unserer Eltern Erben im Guten und im Bösen, der Fluch und der Segen, den sie hervorriefen, fällt auf unsere Häupter." In diesen Worten des Helden der Erzählung, Werner von Hennematt, ließe sich ihr Grundgedanke zusammenfassen. Alle stehen „im Banne der Vergangenheit", der Edelmann, der noch immer mit Verachtung auf „das Volk" herabsieht, der heruntergekommene deutsche Domänenpächter, der sich gegen das Hereinbrechen einer neuen Zeit, der er keinerlei Zugeständnisse machen will, aufbäumt, der emporstrebende Lette, der nicht vergessen will, was einst an

*) „Daheim" 1876, Nr. 35, S. 552.
**) „Gegenwart" 1878, Nr. 27, S. 9.

seinem Volksstamme gefrevelt worden ist. Und welches Mittel kann nach Ansicht des Verfassers diesen Bann brechen? Pantenius teilt die deutschen Balten (er denkt dabei zunächst an Kurland) in „Kolonisten“ und „Patrioten“. Die ersteren fühlten sich noch immer nur als eingewanderte Fremdlinge, die die Herrschaft im Lande mit niemandem zu teilen bereit wären, die letzteren nur als Kinder ihrer Heimat, als Brüder aller Bewohner derselben ohne Unterschied der Nationalität. Nur wenn sich eine große Patriotenpartei bilde, die nichts sein wolle als Balten, die auch dem andersstämmigen Landsmanne die gleichen Rechte in jeder Beziehung einräume, dann könne neues Leben aus den Ruinen erblühen. In der Auseinandersetzung mit den Letten sieht Pantenius die weitaus wichtigste Aufgabe der deutschen Patrioten. Gelinge diese nicht, so sei alles mit Fug und Recht verloren, denn die deutsche Bevölkerung habe dann gezeigt, daß sie nicht im stande gewesen, das ungeheure Unrecht, das sie einst verübt habe, zu sühnen, dieses aber bestehe darin, daß sie die Unterworfenen nicht in ihr Volkstum aufgenommen habe. Wohl möglich, daß Pantenius zu solchen Gedanken, denen eine tiefe und ernste Wahrheit zugrunde liegt, zunächst durch seine lebhafte Sympathie für seine lettischen Landsleute veranlaßt worden ist. Das Mitleid „mit den Unterlegenen und überhaupt den Geringen“, das ihm, wie er selbst sagt, von seiner frühesten Jugend an eigen war, hat hierzu wohl den Grund gelegt. Der in Kurland spielende Roman von Heinrich Laube „Die Bandomire“, erweckte in dem Knaben sogar zeitweilig einen wilden Haß gegen den deutschen Adel. Das enge Zusammenleben mit dem lettischen Landvolke wird das Seinige hinzugetan haben, und so schimmert denn schon in den ersten Romanen des Dichters eine gewisse Parteinahme für die Letten und gegen die Deutschen gelegentlich hindurch. Das ist auch in der Erzählung „Im Banne der Vergangenheit“ der Fall, und Pantenius ist deshalb seiner Zeit in der Presse aufs heftigste angegriffen worden. Heute würde man in vielem vielleicht anders urteilen. Haben sich doch gerade in unseren Tagen gewichtige Stimmen in maßgebenden Kreisen dafür ausgesprochen,

den Letten und Esten gerade die Rechte einzuräumen, für die Pantenius damals so warm eintrat: den Zutritt zu den Landtagen und Gleichberechtigung der drei Landessprachen bei den Verhandlungen auf denselben; nicht nur lettische und estnische Bürgerschulen, sondern auch Unterricht in diesen Sprachen auf den Gymnasien. Freilich sind die Motive zu einer solchen Stellungnahme zunächst wohl Gerechtigkeitsgefühl und politische Klugheit und weniger, wie bei Pantenius, Sympathie mit dem Lettenvolke, das durch die starke radikale, in letzter Zeit revolutionäre Strömung, oder besser gesagt Unterströmung, diese Sympathie noch nicht ungetrübt aufkommen läßt. Und damit kommen wir auf das, was uns auch heute noch von der Panteniusschen Auffassung trennt. Die Gerechtigkeit hätte verlangt, daß der Verfasser zunächst neben den Patrioten und Kolonisten, von denen die letzteren doch wohl im Aussterben begriffen sind, auch der vielen wahrhaft konservativen Männer erwähnt hätte, „denen ihr Recht mit der Erfüllung ihrer Pflicht zusammenfällt, die des Landes Eigenart zu bewahren trachten, nicht weil sie eine Schutzmauer privilegierten Eigennutzes bedeuten, sondern weil sie das kostbare Gefäß ist, in welchem die heiligsten Güter, das unantastbare Erbe der Ahnen, Glaube, Sprache und Sitte ruhen.“*) Die Gerechtigkeit hätte sodann aber auch verlangt, daß die Schuld an den Gegensätzen nicht nur den Deutschen, sondern auch den Letten zugeschrieben und letzteren zugerufen worden wäre: „Wir wollen euch alles gewähren, was die Billigkeit fordert, wenn ihr zugleich unzweideutig beweist, daß ihr nur nach Gleichberechtigung, nicht aber nach der Herrschaft strebt, daß ihr uns Deutschen die Stellung lassen wollt, die uns nach der 700jährigen Kulturarbeit an uns und an euch gebührt.“ Solche Worte fehlen im Romane, und das läßt uns die Tendenz auch heute nur mit gemischten Empfindungen aufnehmen.

Um so ungetrübter können wir uns an dem Werke als Dichtung erfreuen. Welch' staunenswerte Gestaltungskraft in der Zeichnung der Charaktere hat der Verfasser wiederum bewiesen!

*) E. v. Ungern-Sternberg in der Balt. Monatsschrift. 1880, p. 666.

Wie lebendig stehen sie alle vor uns, die Hennematts und die Proßnitz, wie können wir sie bei allen ihren Fehlern verstehen, ja müssen sie lieben! Und dazwischen jene erfrischende Freude an der heimatlichen Erde. Wie strömt Pantenius die Rede, besonders wenn's gilt die Lust an Gottes freier Natur in Worte zu kleiden! So, wenn er den Jubel über Sonnenschein und Maienluft im Bilde des auftauenden Flusses schildert: „An einem Tage, wie dem heutigen soll man das Gewehr strecken und alle Sinne auftun, dazu auch jede Pore. Dann strömt und rieselt und rauscht und gurgelt die Wonne hinein, wie die Wasser zur Zeit der Schneeschmelze in den Fluß. Man fühlt ordentlich, wie das Eis, das einem das Alltagsleben auf die Brust gepackt hat, gehoben wird, wie es leise summend birst, wie es dann aneinander rumpelt und endlich mit Ach und Krach davongeht dem Meere zu, zugleich mit Nebel und Hagel, mit Schnupfen und Katarrh, mit Verstimmung und Haß. Nun schraubt man alle Ofentüren zu und stößt alle Fenster auf, und herein strömen eitel Sonnenschein und Maienluft, lauter Gesundheit und Lebensluft, ganz und gar nur Freude und Liebe."

Freilich eine Klippe hat der Dichter auch dieses Mal nicht glücklich umschifft, die Lösung des Konfliktes. Jene oft getadelte Windhose, die alles, was sich in den hinüber- und herüberlaufenden Fäden der Handlung verstrickt sah, gnädig unter einem Trümmerhaufen begräbt, sie bleibt ein bedauerlicher Fehler dieses sonst als Kunstwerk hoch zu bewertenden Romans. —

In der Sammlung „Im Gottesländchen" erschien zugleich mit dem Roman „Im Banne der Vergangenheit" außer der kleinen, rührenden Weihnachtsgeschichte „Der Korsar" die beiden längeren Erzählungen „Unser Graf" und „Um ein Ei". In der ersten Novelle hat sich Pantenius als feiner Seelenmaler ein geradezu glänzendes Zeugnis ausgestellt. Wie sich in dem liebenswürdigen Grafen Polderkamp aus dem anfänglichen Mitleid mit der neuen Gouvernante, genährt durch die wachsende Eifersucht der Gräfin, allmählich eine tiefe Leidenschaft entwickelt, die ein scheinbar unerschütterliches Eheglück vernichtet, das ist mit so feinem psychologischem Verständnis durchgeführt, daß wir

die Novelle als Charakterzeichnung zu dem besten zählen dürfen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Schade, daß Pantenius durch den nicht genügend vorbereiteten und daher völlig überraschend kommenden Selbstmord des Grafen den Knoten wiederum durchhauen anstatt gelöst hat. Die Wirkung seiner Dichtung hat er dadurch zum mindesten abgeschwächt. — Ein kleines Kunstwerk in seiner Art ist die Novelle „Um ein Ei". Vielleicht am ungetrübtesten können wir uns an dieser kleinen, sich durch eine besonders geschlossene Komposition auszeichnenden Erzählung erfreuen, denn der Verfasser erspart uns unerwartete Überraschungen. Besonders sympathisch berührt einen hier auch die Art, wie Pantenius Licht und Schatten bei seinen Personen gleichmäßig zu verteilen bemüht ist. Weder der Edelmann noch der Bauer sind Idealgestalten und doch liebenswerte Menschen, und neigt sich die Anteilnahme des Dichters wohl auch seinem Helden, der prächtigen Bauerngestalt des Wezwagar-Wirts und dessen Weibe zu, so hat er doch nicht unterlassen, uns in dem schlaffen Breede auch die Kehrseite des Lettenvolkes vorzuführen. Ein erwärmender, versöhnlicher Ton zieht sich durch die ganze Erzählung hin und findet seinen Abschluß in der endlichen freundlichen Aussprache zwischen Edelmann und Bauer. Man fühlt es heraus, wie dem Verfasser ein vertrauensvolles Zusammengehen der beiden Nationen wahre Herzenssache ist. —

Die bisher besprochenen Romane und Novellen von Pantenius spielen sämtlich, wenn man von der kleinen Erzählung „Der Korsar" absieht, in Kurland, der Heimat des Dichters. Der nächste Roman, „Das rote Gold", versetzt uns nach Riga, das der Dichter hier Hansaburg nennt. Ich stehe nicht an, dieses Werk für die schwächste Schöpfung von Pantenius zu erklären. Am wenigsten scheint mir freilich stichhaltig, was die inländische, besonders Rigische Kritik seinerzeit gegen den Roman ins Feld führte. Sie erklärte das Bild, das Pantenius von Riga entwerfe, für ein falsches, da die Gestalten der Dichtung durchaus nicht für Riga besonders charakteristisch seien, und man nach dem Roman einen weit ungünstigeren Eindruck vom Leben und Treiben der baltischen Großstadt empfange, als die Wirklichkeit ihn biete.

Also im wesentlichen derselbe Vorwurf, den die Kurländer Pantenius in bezug auf seinen Roman „Allein und Frei" machten. Wenn wir auch nicht so weit gehen werden und dem Romane jedes Lokalkolorit absprechen können, so muß allerdings zugegeben werden, daß die Dichtung ein im allgemeinen zu ungünstiges Bild von Riga gibt. Die Tüchtigkeit, die seine Bürger von jeher ausgezeichnet hat, und die ein Gemeinwesen geschaffen, wie es in seiner Art stolzer bei uns nicht lebt, kommt viel zu wenig zur Geltung gegenüber dem Hasten und Jagen nach dem „roten Golde". Aber darf Pantenius daraus ein Vorwurf gemacht werden? Ist der Dichter durchaus verpflichtet, ein nach allen Richtungen erschöpfendes Bild einer Gesellschaftsgruppe zu geben, wenn jede der herausgegriffenen Gestalten an sich nur lebenswahr ist? Nicht das also mache ich dem Verfasser zum Vorwurf, wohl aber muß bekannt werden, daß der Roman als Kunstwerk lange nicht die Höhe seiner früheren Werke erreicht. Nicht, daß es dem Romane an einzelnen Schönheiten fehlt. Riga mit seinem Strome, die Strandorte sind mit gewohnter Meisterschaft geschildert, aber gerade das, was vor allem Pantenius' Stärke war, die plastische Gestaltungskraft hat ihn bei der Zeichnung der meisten Personen verlassen. Ein Hasten im Gang der Handlung läßt ihn nicht mit jener behaglichen Breite seiner früheren Romane Land und Leute schildern. Daher die Flüchtigkeit der Charakterausführung; er scheint nicht für seine Gestalten, wenigstens nicht für alle, warm zu werden, und wir werden es natürlich noch weniger. Dafür machen sich aber gelegentliche Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung, über die wir sonst bei Pantenius durch die übrigen Vorzüge leicht hinweggehoben werden, peinlicher fühlbar, und zu alledem kommt ein Fehler der Komposition, der Mangel der Einheit der Hauptperson. Man hält anfangs Percy Herbeck, wohl die am besten gelungene Gestalt dafür, doch dieser stirbt in der Mitte des Romans, noch dazu ohne eine merkliche Spur zu hinterlassen, und die übrigen Hauptpersonen erwecken nicht das gleiche Interesse. Fragen wir nach den Ursachen solcher Mängel, so liegt die Antwort vielleicht nicht so gar weit. Den kurländischen Erzählungen von Pantenius merkte man die Ver-

trautheit des Dichters mit jedem Winkel seiner Heimat, die warme Liebe für die Scholle, da seine Wiege gestanden, an. Diese Liebe für den Ort, man liest sie aus dem „roten Golde“ nicht heraus. Ein Freund der Städte und städtischen Lebens ist ja der Dichter nie gewesen. Hier kam aber noch hinzu, daß „mit der Abwendung vom bisherigen Schauplatze seiner Romane die alte dichterische Kraft ihn verlassen zu haben schien“*). Oder sollte sie ihn, den erst 38jährigen Dichter überhaupt schon verlassen haben? Daß dem nicht so war, bewies der nächste 1885 erschienene Roman „Die von Kelles“.

Daß Pantenius von Kindheit auf ein lebhaftes Interesse für die Geschichte, und zwar besonders für die baltische gehabt, berichtet er uns selbst in seinen Erinnerungen. Wir wissen ferner, welch tiefen Eindruck auf ihn Walter Scott gemacht hat, und daß ihn alle die Jahre hindurch, da er Romane aus der Gegenwart schrieb, der Gedanke nicht losließ, selbst einmal aus dem Schachte der Geschichte sich seinen Stoff zu holen, beweisen die Worte, die er einer seiner Personen in dem Romane „Im Banne der Vergangenheit“ in den Mund legt: „Wozu uns das vorführen, was wir ohnehin alle kennen? Warum uns nicht jene Vergangenheit zeigen, in deren Banne wir stehen, und die wir doch so wenig begreifen? Erst wenn sie uns nahe gebracht, und verständlich geworden ist, können wir auch die Gegenwart recht begreifen.“ Diese Worte, sie könnten als Motto über „Die von Kelles“ stehen. Es ist dieser Roman nicht nur das reifste Werk des Verfassers, er ist auch der beste baltische historische Roman, den wir bis jetzt besitzen und einer der besten Romane, die die deutsche Literatur kennt.

Hatte Pantenius es schon in seinen kurländischen Erzählungen wunderbar verstanden, Zeitbilder der Gegenwart zu entrollen, die, mochte man auch eines oder das andere an ihnen auszusetzen haben, dem Einheimischen wie dem Fremden eine lebendige Vorstellung von Land und Leuten geben, so ist ihm hier auch die weit schwierigere Aufgabe in bezug auf die Vergangenheit

*) H. Diederichs in der balt. Monatsschrift, 1885, p. 562.

gelungen. Eine der traurigsten Episoden livländischer Geschichte hat Pantenius gewählt, die Zeit, da der Tatareneinfall von 1558 den morsch gewordenen Ordensstaat und die sich um ihn gruppierenden Gebilde in einem wuchtigen Ansturm niederwarf. Ein Zeit- und Kulturbild von gewaltiger, erschütternder Tragik entfaltet sich vor uns. Altlivlands privates wie öffentliches Leben, sein Gebahren in Krieg und Frieden, seine grenzenlose Leichtfertigkeit und Roheit, das wilde Durcheinander der politischen, konfessionellen, sozialen und persönlichen Gegensätze, das jenes alte, hier kann man wohl sagen, deutsche Erbübel, die Uneinigkeit, so furchtbar verderblich ins Kraut schießen läßt — all das ist mit einer Meisterschaft zu einem Bilde vereinigt, wie es packender wohl nur selten gezeichnet worden ist; dazu in einer Sprache, die, ohne gesucht zu sein, durch eine leicht altertümliche Färbung und besonders durch den für jene Zeit besonders charakteristischen Reichtum an bildlichen Wendungen als besonders glücklich gewählt erscheint. Und daß dieses Bild der Wahrheit entspricht, ist von kundiger Seite betont worden.*)

Aber auch alle sonstigen Vorzüge der Panteniusschen Muse kommen hier aufs neue zur schönsten Geltung. Die Befähigung, lebensvolle Gestalten zu schaffen, die im „roten Golde" zu versagen schien, hier ist sie wieder erwacht. Barbara Tiesenhausen oder Thedingsheim, wie der Dichter sie nennt, ihr wilder, roher Bruder Jürgen, Jürgen Nötken, Frau Katharina Kruse, der Pastor Westermann, um nur die nach meiner Ansicht am besten gelungenen Gestalten zu nennen, wie lebendig weiß der Dichter sie alle vor uns zu stellen in ihrem Handeln und Leiden, in ihrem Lieben und Hassen! Gegen manche der auftretenden Personen wird man Einwendungen erheben können. So ist mit Recht dem Dichter der Vorwurf gemacht worden, daß er den ewig an Kopfschmerzen leidenden jüngeren Eilhard Kruse zu einem der Hauptvertreter jener kräftigen, starken Naturen des

*) Von H. Diederichs (Balt. Monatsschrift, 1885 p. 560 ff.), dessen geistvollen Ausführungen in obiger Besprechung des Romans „Die von Kelles" mancher Gedanke entnommen ist.

16. Jahrhunderts macht. Auch Anna Nötken ist etwas farblos gehalten. Besonders aber wird die Zeichnung des Stiftsvogts Kruse Widerspruch wecken. Es ist ein gewagtes Ding, eine bekannte historische Persönlichkeit in dichterischer Verklärung vorzuführen. Jedem, der etwas von baltischer Geschichte kennt, hat ein festes Bild vom Verräter Kruse, das zu der Zeichnung, die Pantenius entwirft, nicht stimmt, und das verstimmt.

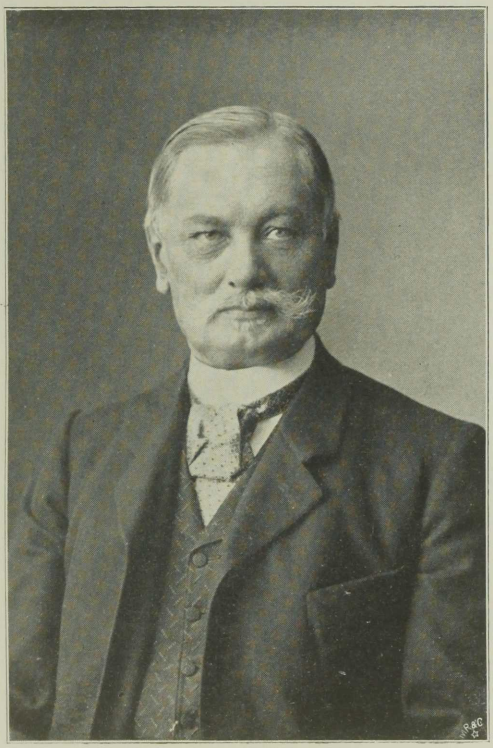
Man hat auch diesem Romane den Vorwurf gemacht, daß des Trüben zu viel geboten sei. Wohl möglich, daß der Dichter die dem Romane ja nicht fehlenden Lichtpunkte stärker hätte unterstreichen können, aber ob das Zeitbild dadurch wahrheitsgetreuer geworden wäre, ist doch gewiß sehr fraglich. Und das, worauf es ihm hier vor allem anderen ankam, ist Wahrheit. Und da durften auch, um vollständig zu sein, so vielgeschmähte Szenen wie die Episode von der „lebendiggebratenen Gans", Rentsch' Peinigung, Bonnius' ruhiges Warten, bis Jürgen Thedingsheims Leichnam von den Wölfen zerrissen wird und ähnliches nicht fehlen. Eben in dieser Wahrheitsliebe des Dichters bekundete sich seine Heimatsliebe. Nicht schön gefärbte Ausmalung einer stolzen Vergangenheit, ein herbes Gemälde einer durch eigene Schuld beschleunigten Katastrophe wollte er uns bieten, zu ernster Warnung und Belehrung. Sind die Verhältnisse auch andere geworden, vieles ist geblieben, und manches Erbübel unserer Altvorderen steckt auch in uns. Oder können nicht auch zu uns gerade in unseren Tagen gesprochen sein Worte wie: „Bleibt hier! Seht, der von Altenbokum, der doch ein landfremder Westfälinger ist, ist mit nichten, als alles zusammenbrach, in seine Heimat gezogen, sondern ist hier geblieben und tummelt sich wacker, ob wir hier nicht statt des eingefallenen ein anderes Haus aufrichten möchten, darinnen wir und unsere Kinder als Deutsche und Christen sollten wohnen und hausen können. Wollt Ihr nun, der Ihr doch in Livland geboren seid, eher das Schwert in die Scheide stecken als er? Bleibt hier, Junker, ich bitte Euch mit ganzer Seele." Oder: „Großer Gott, als es uns noch gut ging und wir wie in Rosen saßen, da war keiner dem anderen gut und vornehm genug, und wir wollten von

einander nichts wissen und wußten nichts von einander. Da hat uns der Herrgott alle in das gleiche Elend geraten lassen, damit wir sehen, daß nicht Rang und Stand, weder vornehme noch niederträchtige Geburt den Menschen edel macht oder unedel, sondern allein die Gesinnung."

Ein Wort noch über die Komposition und den Schluß des Romans. Es sind das ja, wie wir schon mehrfach gesehen, die schwachen Seiten unseres Romandichters, und auch in seinem bedeutendsten Werke ist er nicht ganz glücklich über dieselben hinweggekommen. Auch dieser Dichtung fehlt die für einen Roman nun einmal notwendige Einheit der Person. Unser ganzes Interesse nimmt im ersten Teil Barbara v. Thedingsheim in Anspruch. Mit atemloser Spannung folgen wir der Erzählung bis zu ihrem schmählichen Tode. Von da ab aber, besonders als Jürgen Thedingsheim die Rache erreicht hat, erlahmt es und kann in den Schicksalen des zweiten Helden der Dichtung, des Stiftsvogts Kruse keine genügende Nahrung finden. Das große Sterben aber, das am Schluß alle, schier alle hinwegrafft, für die wir warm geworden sind, ist doch, wenn es auch nicht so unmotiviert und plötzlich wie im „Banne der Vergangenheit" hereinbricht, immerhin ein gewaltsamer und auch nicht notwendiger Schluß. —

Man hat es wohl bedauert, daß Pantenius, der mit seinem Roman „Die von Kelles" die höchste Stufe seines dichterischen Könnens erreicht hatte, seitdem nicht mehr die Feder zu einem größeren Werke ergriffen hat und aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht mehr ergreifen wird. Vielleicht aber war es gut so. Wer steht einem dafür, daß es Pantenius nicht am Ende noch so gegangen wäre, wie so manchem deutschen Romanschriftsteller, der in seinen spät gereiften Früchten die Kraft und Fülle seiner früheren nicht mehr erreichen konnte und sich um seinen eigenen Ruhm geschrieben hat. Seien wir stolz auf das Große, was unser Landsmann uns geboten und freuen wir uns daneben der kleinen Blüten und Blätter, die er uns seitdem noch gelegentlich in den Schoß gestreut hat.

Es sind anspruchslose Novellen, fast alle auf baltischem Boden spielend, in der Einkleidung insofern eine gewisse Ähnlichkeit auf-



Theodor Hermann Pantenius.

weisend, als der größte Teil „Ich-Erzählungen" sind. Nicht die interessante Begebenheit tritt hier in den Vordergrund, sie ist außer in „Käthchen Hortensius" Nebensache oder fehlt fast ganz. Dafür müssen wir auch hier die feine Linienführung in der Zeichnung der Charaktere bewundern (es sei besonders an den „alten Jungherr und seine Liebe" erinnert), die den erfahrenen Menschenkenner und scharfen Beobachter der kleinen Züge des menschlichen Herzens bekunden*). Was Pantenius als Herausgeber zweier vielgelesener Zeitschriften und auf wissenschaftlichem Gebiete, besonders dem der russischen Geschichte, geleistet, es gehört nicht mehr in den Rahmen der Aufgabe, die diese Arbeit sich gestellt hat. Eine Beurteilung dieser Seite seines Wirkens würde gewiß zum weiteren Verständnis seiner Persönlichkeit manches beitragen, der Dichter Pantenius liegt in seinen Dichtungen umschlossen. Welches Gesamtbild, so fragen wir zum Schluß, geben sie von ihm?

Pantenius ist, wie einer seiner Kritiker, Fedor v. Zobeltitz, ihn schildert, „ein großer breitschulteriger Mann, ein „Eichenstamm", helläugig, mit kräftiger Stirn und charaktervollen Zügen, und bei vollendeter Höflichkeit sehr geradezu, vor allem bis zum Verletzen wahrheitsliebend"**). So steht er im Leben da, so tritt er auch in seinen Werken an uns heran, ein Mann der Wahrheit und der Wirklichkeit. So hält er mit seinem klaren Verstande und offenen Auge Umschau in der Welt, die ihn in seinem lieben Heimatlande umgibt, und es treibt ihn, festzuhalten die eigenartigen, kraftvollen Männer und holden, hingebenden Frauen, unter denen er erwuchs, ein tüchtiges Stück deutschen Lebens. Und da stehen sie nun vor uns die Gestalten des

*) Außer den 1892 zu einem Bändchen „kurländischer Geschichten" vereinigten Erzählungen: „Der alte Jungherr und seine Liebe", „Käthchen Hortensius", „Das Gut an sich", „Arent Claessens Neujahrsgeschenk" sind dem Verfasser dieses Aufsatzes folgende in Zeitschriften verstreute Novellen von Pantenius bekannt: „Die wahre Liebe", „Der Afrikareisende", „Die Prinzessin", „In Treuen", „Bremers Freund", „Das Gespenst des Herrn von Schwarzhoff".

**) Literarisches Echo I, 1, S. 12.

alten Kurland und Altlivlands, die Wolfschilds und Langerwalds, die Eichenstamms und Schweinsbergs, die Kruses und Thedingsheims, auch heute noch Fleisch und Blut, weil sie aus der lebendigen Wirklichkeit herausgeschaffen sind und die Wahrheit, die ungeschminkte, wenn auch bisweilen bittere Wahrheit ihrem Schöpfer die Feder geführt hat. Dabei ist dieser aber nicht einer jener fanatischen Wahrheitsapostel geworden, die den rohen Naturalismus auf ihre Fahne geschrieben und, mit Vorliebe im Sumpfe des Lebens wühlend, für das Edle und Schöne und Gute, das gottlob im Menschengeschlechte noch nicht erstorben, den Blick verloren zu haben scheinen. Mag man auch bisweilen wünschen, daß Pantenius in seinen Romanen Licht und Schatten gerechter verteilt hätte, ein hoher Idealismus leuchtet aus der realistischen Erscheinung seiner reifen Dichtungen stets hervor, ein felsenfester Glaube an den allendlichen Sieg sittlicher Ideen.

Man hat Pantenius wohl den „baltischen Spielhagen" genannt und Ähnlichkeiten zwischen ihm und Gustav Freytag herausgefunden. Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß Pantenius mit diesen beiden poetischen Realisten, besonders dem ersteren manches gemein hat. Wie weit er von ihm beeinflußt ist, wage ich nicht zu entscheiden. An Urwüchsigkeit der Charakteristik übertrifft er sie jedenfalls beide. Aber mögen auch einige Gestalten und Motive bei Pantenius gelegentlich an Freytag und Spielhagen erinnern, wer wird deshalb Pantenius die Originalität absprechen dürfen! Wer wird nicht auch im Leben gleichgearteten Menschen begegnen, und liegen die Verhältnisse in Kurland und Norddeutschland nicht vielfach ähnlich! Niemand aber wird leugnen können, daß von allem, was Pantenius geschaffen, der kräftige Erdgeruch baltischer Eigenart ausströmt.

Man hat ferner Pantenius den Vorwurf gemacht, daß bei ihm dieselben Menschen immer wiederkehrten: Der wilde, gewaltsame Junker, der blühende, kräftige aber Versuchungen jeder Art erliegende Literatensohn, daneben schwächliche, weichmütige Mannesseelen und endlich blumenhaft zarte Frauengestalten. Aber welchem Dichter ist nicht ähnliches nachgesagt worden! Man denke nur beispielsweise an die „unartigen Knaben", wie G. Freytag seine Fink, Bolz und ähnliche selbst genannt hat. Und findet eine

solche Familienähnlichkeit der Kinder der Muse eines und desselben Dichters nicht in dem Umstande seine natürliche Erklärung, daß jedes Land seine typischen Figuren hervorbringt, die dichterisch festzuhalten, besonders locken muß!

Wohl aber muß auf eine andere Ähnlichkeit zwischen den Panteniusschen Romanen hingewiesen werden. Der Dichter liebt es, ein besonders inniges Verhältnis zwischen Mutter und Sohn und zwischen Vater und Tochter darzustellen; andererseits läßt er sich oft Vater und Sohn und Mutter und Tochter unverstanden, ja feindlich gegenüberstehen. Was die erstgenannten herzlichen Beziehungen anlangt, so mögen persönliche Erfahrungen mitgewirkt haben; wie schon oben bemerkt, war das Verhältnis zwischen ihm und seiner Mutter ein ganz besonders herzliches. Sodann bekundet er aber durch solche von ihm mit Vorliebe gesuchten Beziehungen auch hier eine scharfe Beobachtung der Wirklichkeit, denn es ist Tatsache, daß die Verschiedenheit der Geschlechter auch in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sehr oft eine leichtere Annäherung, die Gleichheit eine leichtere Entfremdung herbeiführt. Daß aber Pantenius überhaupt den Schwerpunkt seiner Erzählungen gerne in die Familie verlegt, bezeugt, wie richtig er unsere heimische Eigenart erfaßt hat. Mehr noch als unter den Reichsdeutschen spielt sich unser baltisches Leben in der Familie ab. Geht's da auch naturgemäß nicht ohne Konflikte ab, sie ist der starke Hort unserer edelsten Güter, und sie soll es bleiben.

Das Fundament unserer Familien sind aber die Frauen, in ihnen, den Müttern der nächsten Generation, liegt die Zukunft eines jeden Landes. Pantenius muß in seiner Heimat viel edlen Frauen begegnet sein, denn meist überragen sie die Männer an scharfem Verstande, Edelmut und Hochsinn. Und dann ihre Keuschheit. Wenn wir von „Wilhelm Wolfschild" absehen, so treffen wir bei Pantenius nicht eine Frau, die fällt. Wahrlich ein schönes und im allgemeinen gewiß wahres Bild unserer baltischen deutschen Frauenwelt.

Ferner durchdringen „ein kräftiger, schlichter Gottesglaube, eine entschieden christliche Religiosität, ein konservativ-germanischer

Geist“ alle Pantenius'schen Hauptgestalten, ihr Empfinden und ihr Handeln. Und hieraus spricht gewiß nicht nur der Sohn und Enkel alteingesessener Pastorenfamilien, nein daraus spricht der Sohn des Baltenlandes, der wohl weiß, welch starkes Bollwerk gegen die Stürme von außen er in seinem Glauben hat.

Und dann endlich die Heimatsliebe des Dichters. Das ist nicht ein phrasenhafter Patriotismus, der, mit den Sporen rasselnd, mit überlegenem Stolze auf alles Nichtdeutsche sieht. Nein, wir haben gesehen, daß Pantenius mit warmer Liebe an seinen nichtdeutschen Heimatgenossen hängt. Das ist jene echte Treue zum Lande der Väter, die die Fehler wohl sieht, aber den Glauben an die Tüchtigkeit und Kraft seines Volkes, den Glauben an eine lichte Zukunft trotz all der Irrungen und Wirrungen nicht verloren hat. Im Bilde der ihm von Kindesbeinen an so innig vertrauten und lieben Natur sieht er seinen Volksstamm vor sich als Strom, der in den guten Tagen träge und behaglich dahinfließt und, statt Mühlen zu treiben und Maschinen zu bewegen, sich beschaulich seines Daseins freut. „Ist aber wirklich Not, stellt sich das Eis dir in den Weg, schwer und lastend dein Wasser hinabzudrücken, dann erwacht deine Kraft, dann sprengst du jedes Hindernis, wirfst spielend die mächtige, lästige Scholle ins Wasser und überschwemmst zum Überflusse noch weithin die Ufer. Noch hat kein Deich dich gelehrt, den Überfluß der Wasserfülle zurückzubehalten für die Zeit der Wassernot; aber sie werden errichtet werden diese heilsamen, unbequemen Dämme, sie werden dich einengen und die Bewohner deiner Ufer, und dann wird man freudig sehen, welche Kraft in euch beiden steckt.“

Zählen wir zu dem Gesagten noch das dem Kurländer angeborene Erzählertalent, die Kunst der Darstellung, so haben wir das wesentlichste beisammen, was Pantenius in die vorderste Reihe unserer neueren Romanschriftsteller gerückt, was ihm einen ehrenvollen Platz in jeder Literaturgeschichte erworben hat. Schon nach dem Erscheinen seiner beiden ersten Romane schrieb Theodor Fontane[1]): „Ich muß bis auf Copperfield und Vanity fair, also

[1]) Gegenwart, 1878, No. 27, S. 9.

beinahe 30 Jahre zurückgehen, um mich eines Romans zu erinnern, der ähnlich bedeutend auf mich gewirkt hätte. Auerbach in der Gestalt seiner Gräfin Irma, Heyse in seinen Malerfiguren, Spielhagen in seiner Kunst gesellschaftlicher Massenbewältigung mögen im einzelnen höher stehen, im ganzen nicht. Diese Panteniussche Vortragsweise erzwingt unsere Sympathien und bannt uns in ihren Zauber. Forschen wir aber nach, worin dieser Zauber liegt, so sind es: Kraft, Natürlichkeit, Humor." So urteilt das Ausland über ihn. Und wir? Nun wir wollen nicht blind sein gegen seine Fehler, besonders den Mangel an straffer Einheitlichkeit und Komposition, wie er in manchen seiner Erzählungen zutage tritt, und die meist nicht glückliche Lösung des Konfliktes am Schluß seiner Romane. Aber was bedeuten solche Mängel gegenüber den Vorzügen des Dichters. Darum ist er es wert, nicht verstaubt in den Bücherschränken zu stehen, sondern daß wir ihn immer wieder hervorholen und uns erquicken an der warmen Heimatsliebe, die sich paart mit offenem Sinn für die Wahrheit. Aber auch unserer reifen Jugend sollen wir ihn nicht vorenthalten, damit sie die Fehler und Tugenden unserer Altvorderen kennen lerne und sehe, wohin jene führen, und diesen nacheifere. —

Seitdem Pantenius seine ersten Romane veröffentlicht hat, ist mehr als ein Menschenalter verflossen. Das Kurland jener Tage, es ist dahin und wird in der Gestalt nie wiederkehren. Furchtbare Stürme sind über unser Land dahingebraust. Sie haben neben manchem bösen Reste aus alten, wilden Zeiten unendlich viel von unseren besten und teuersten Gütern geraubt. Wünschen und hoffen wir aber, daß wenigstens der Kern unseres Volksstammes derselbe geblieben ist, wie ihn Pantenius noch erlebt, so fest und treu, wie Egmont seine niederländischen Landsleute schildert: „Es sind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten, ein jeder rund für sich ein kleiner König, fest, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's ihr Zutrauen zu verdienen; leicht zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken!"

An der Aa.

Morgenstille. — Ein Klang
Zittert hin über den Fluss,
Wie verhallender Gruss
Aus feierlich altem Kirchengesang.

Von Schwalbenfittich gestreift,
Von Sonnengeflimmer geküsst,
Wallt der Nebel, wie schwer bereift,
Als ob er im Strom ertrinken müsst.
Taubengurren, Finkenschlag:
Das ist Leben, das ist der Tag.

Auf der alten Flossbrücke Gestampf
Von der Lastpferde plumpem Huf.
Dort vom Boote durch Qualm und Dampf
Flattert ein lettischer Ruf.
Wo die Welle ans Ufer schlug,
Spiegelt hier sich der Krug,
Dort des Schlosses rosa Mauern
In der Fluten glitzerndem Schauern.
Und dahinter erwachend die Stadt,
Davor das erste Rieseln des Staubes
Um Wagenspuren.
Am Waldrand matt
Kurzes Aufleuchten tauigen Laubes. —
Über dem allem ein wonniger Duft
Von Tannen und Schilf und Ackerbrodem,
Wie von Heimatfrieden ein Odem,
Kindheiterinnern in der Luft.
Ferienjubel, Geburtstagslachen,
Erster Jugendtorheit Erwachen, —
Heimlich knospende Träume,

Ungesungenes Lied —
Siehst du sie füllen sonnige Räume,
Hörst du sie flüstern im Ried?

Kennst du das Bild
Auf des Himmels strahlendem Schild?
Mag es dir sagen,
Was dir die Heimat gegeben:
Siegergedanken, Willen zum Leben,
Trotzig Wesen in Wetter und Strauss,
Auch in trüben, entbehrenden Tagen
In baltischer Landschaft ein sturmfest Haus.

Karl Worms-Mitau.

Pflanzenleben, Florengeschichte und Vegetationsbilder unserer Heimat.

Mit Illustrationen

Von

K. R. Kupffer,

Adj.-Professor am Polytechnikum zu Riga.

Wer wäre wohl so unerfahren, daß er nicht schon das Keimen und Sprießen, das Knospen, Blühen und Fruchten eines Pflänzleins beobachtet hätte; wer wäre in seiner Heimat so unbewandert, daß er nicht Wald und Wiese, Feld und Flur kennte. Nur zum Teil beabsichtigt daher dieser Aufsatz Neues, Unbekanntes zu bieten und will statt dessen vielfach bei Bildern verweilen, die jedermann schon gesehen hat und kennt. Vielleicht gelingt es so, dem Leser wissenswerte Tatsachen zum Bewußtsein zu bringen, an denen man meist sehenden Auges zwar, aber achtlos vorübergeht. Vielleicht glückt es Interesse anzufachen, wo es bereits glimmt, zu entzünden, wo es etwa noch fehlen sollte. Interesse für die All-Natur insgesamt, für die Pflanzenwelt insbesondere, für unsere baltische Heimat überhaupt.

Erforderlich ist es zum Verständnis folgender Dinge, einiges Allgemeine über Lebensbedingungen und Lebensverrichtungen der Pflanzen vorauszuschicken.

Erfahrung lehrt uns, daß fast jedes Lebewesen zu seiner Existenz des Lichtes bedarf. Insbesondere könnten die Pflanzen geradezu als Kinder der Sonne bezeichnet werden, da ohne

diese unsere Vegetation ganz undenkbar wäre. Sehr verschieden ist freilich die Intensität der Beleuchtung, welche jedem Kräutlein behagt, denn während der grellblühende Kaktus sich nur im sengenden Sonnenbrande der Wüste wohl fühlt, birgt sich das zierliche Leuchtmoos (Schistostega osmundacea)*) Fig. 1

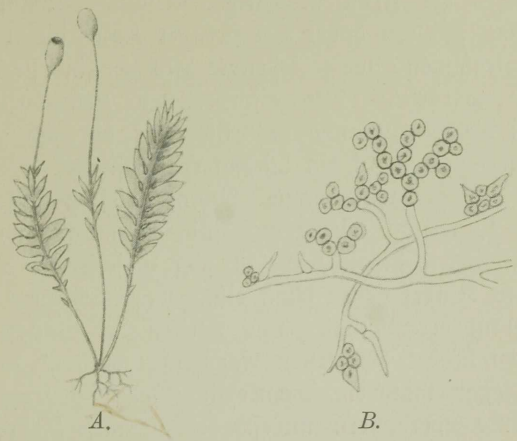


Fig. 1. Das Leuchtmoos (Schistostega osmundacea).

A. Ganzes Pflänzchen etwa 18 mal vergrößert.
B. Sogenannter „Vorkeim" mit den das Licht reflektierenden Kugelzellen, etwa 100 mal vergrössert. Nach Kerner, „Pflanzenleben."

(S. 193) lichtscheu in halbdunklen Höhlen und Felsenspalten, aus denen es gar mit seltsam schimmerndem Schein die kärglichen Strahlen zurückwirft.

Wärme ist eine fernere Grundbedingung alles Lebens. Wechselnd ist und unbestimmt, was man so im Hausgebrauche Wärme nennt, denn kalt finden wir in dem einen Falle dieselbe Temperatur, welche uns in dem anderen warm erscheint. Im Tier- und Pflanzenreich ist es ähnlich bestellt und unser Klima z. B., zu rauh für Affen und Palmen, ist unerträglich warm

*) In den Waldgebirgen Mitteleuropas nicht selten anzutreffen, in unserer Heimat bisher nur einmal von weiland Prof. Russow, und zwar bei Kasperwiek an der Nordküste Estlands gefunden.

für den Eisbären oder die Polarweide. Es gibt indessen sowohl eine obere als eine untere Wärmegrenze, jenseit deren dauernde Existenz von Lebewesen unmöglich ist. Für Pflanzen liegt die letztere nur wenige Grade unter Null, weil ja der Pflanzenkörper sehr viel Wasser enthält, jenes leichtbewegliche Naß, welches der Frost in harten Kristall verwandelt. Wie sprödes Glas splittern daher bei strenger Kälte die sonst so geschmeidig biegsamen Zweige lebender Bäume, sind sie doch durch und durch gefroren. Die erforderlichen Lebensverrichtungen können bei diesem Zustande natürlich nicht vor sich gehen und wenn er andauert so ist ein langsames Hinsterben gewiß. Eine Zeit lang erträgt zwar manche Pflanze diese Froststarre, taut bei milder Witterung wieder auf und lebt munter weiter, aber die Empfindlichkeit gegen Kälte ist sehr verschieden: Der heißen Tropensonne Kinder gehen schon ein, bevor noch die Temperatur den Nullpunkt erreicht hat. Das Welken der Georginen unserer Gärten kündet den ersten Nachtfrost, während der Astern Flor oft sogar manchem Schneefall erfolgreich trotzt. Unsere Waldbäume überdauern unbeschadet die kalte Jahreszeit und die Zwergbirke des Nordens hat sogar einen fast dreiviertel-jährigen Polarwinter zu bestehen. Die blutrote Schneealge endlich färbt die ewigen Eis- und Schneegefilde der höchsten Breiten, wo die frostfreie Zeit des Jahres nur nach Stunden zählt.

„Und er atmete lang und atmete tief", singt Schiller von dem aus Nacht und Grauen zum rosigen Licht wiedergekehrten Taucher, um seine Lebensfreude und Lebenskraft recht lebendig darzustellen, denn in der Tat ist Leben und Atmen unzertrennlich. Daher atmet auch die Pflanze grad' ebenso wie Mensch und Tier, indem sie aus der umgebenden Luft oder dem Wasser Sauerstoff aufnimmt, nur vollzieht sich der Atmungsprozeß nicht in besonderen Atmungsorganen, sondern überall im ganzen lebenden Pflanzenkörper; auch ist von rhythmischen Atembewegungen, welche beim Menschen und höhern Tieren zum Ein- und Auspumpen der Luft dienen, bei Pflanzen nichts zu bemerken, weil eben ihr ganzer Körper mehr oder weniger von Luft durch-

setzt ist, die mit der Außenluft in beständigem Austausch steht. Die Atmung dient dem sogenannten Stoffwechsel, welcher ein wesentliches Merkmal alles Lebens ist. Es werden nämlich durch den eingeatmeten Sauerstoff gewisse Leibesstoffe zersetzt, indem sich derselbe mit ihren zwei wesentlichsten chemischen Bestandteilen, dem Wasserstoff und dem Kohlenstoff zu Wasserdampf beziehungsweise zu Kohlensäure verbindet; die letztgenannten gasigen Substanzen werden alsdann aus dem Körper ausgeschieden, ausgehaucht.

Der Atmung entgegengesetzt und sie oftmals überwiegend verläuft indes bei den Pflanzen noch ein anderer Vorgang, die Assimilation, welche im Tierreiche nicht vorkommt. Es ist dieses eine Aufnahme von Kohlensäure aus der Luft und eine Zerlegung derselben in ihre chemischen Bestandteile, Kohlenstoff und Sauerstoff, von welchem der erstere sich mit dem durch die Wurzeln aufgesogenen Wasser zu Stärke, jenem im Haushalte wohlbekannten weißen Mehl, verbindet, während der überschüssige Sauerstoff wieder ausgeschieden wird. Die Assimilation erfolgt aber im Gegensatz zu der Atmung nicht in allen Pflanzenteilen, sondern ausschließlich nur in den grün gefärbten Blättern, Halmen, Stengeln usw. Die Farbe derselben rührt bekanntlich von mikroskopisch kleinen grünen sogenannten Chlorophyllkörnchen her, welche in den an sich meist farblosen Zellen des Pflanzenkörpers sehr zahlreich eingebettet liegen. Fig. 2 (S. 195). Diese unscheinbaren grünen Körnchen besitzen allein auf der ganzen Welt das Vermögen, aus Kohlensäure und Wasser Stärke zu bilden, und vergeblich sind bisher alle Bemühungen der Chemiker gewesen, diesen natürlichen Vorgang künstlich nachzuahmen. Die entstandene Stärke wird entweder an Ort

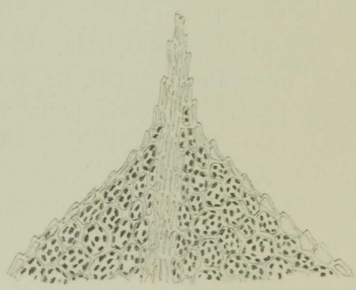


Fig. 2. Zellgewebe von der Spitze eines Moosblättchens, etwa 65 mal vergrößert. Die grünen Chlorophyllkörnchen sind hier schwarz gezeichnet.

und Stelle zur Bildung neuer Pflanzenzellen verbraucht oder zu gleichem Zwecke den Regionen besonders lebhaften Wachstums zugeführt, oder endlich in Früchten, Samen, Zwiebeln, Knollen oder anderen Reservemagazinen als Vorrat abgelagert, welcher der Entwickelung künftiger Generationen dienen soll. Oft wird hierbei die Stärke in Zucker, Öl oder andere Reservestoffe umgewandelt und diese Vorräte des pflanzlichen Haushaltes sind es eben, welche Brot, Gemüse, Früchte und andere Speisen vegetabilischer Herkunft für uns genießbar und nahrhaft machen.

Sehr bemerkenswert ist es, daß die Assimilationstätigkeit des Chlorophylls nur im Lichte und nie in der Dunkelheit vor sich geht. Es sind zum Beispiel Triebe der Kartoffelknolle, welche im finstern Keller hervorsprießen, eben deshalb kraftlos und bleich, weil sie in der Dunkelheit das Chlorophyll weder ausbilden noch verwerten können; sie pflegen übrigens nachträglich zu ergrünen, wenn man sie rechtzeitig ins Licht versetzt.

Es ist nicht ganz leicht, sich die schier unermeßliche Bedeutung des Assimilationsvorganges zum Bewußtsein zu bringen: Die Nahrung jedes Tieres, sowie des Menschen, ist im wesentlichen organischen Ursprungs, d. h. entstammt dem Tier- oder Pflanzenreich. Wennschon allerdings einige Stoffe der unbelebten Natur, wie Wasser, Kochsalz, Kalkverbindungen und manche andere zur Ernährung nötig oder nützlich sind, so vermag doch kein Tier oder Mensch von diesen allein zu leben. Man erkennt daher ohne Mühe, daß das gesamte Tierreich, mit Einschluß des Menschen auf Kosten der Pflanzenwelt sein Dasein fristet. Zwar ist beispielsweise der Löwe kein Vegetarianer, doch nährt er sich von anderen Tieren, die ihrerseits Grasfresser sind. Alles Pflanzen-, Tier- und Menschenleben unseres Planeten beruht somit vollständig auf der Tätigkeit jener winzigen Chlorophyllkörnchen.

Nicht die gesamte Nahrung einer Pflanze wird indessen durch die Blätter aus der Luft aufgenommen, sondern andere wichtige Bestandteile derselben saugen die Wurzeln aus dem Erdboden empor. Hierzu gehört das Wasser und einige Mine-

ralien, unter denen Kalk- und Phosphorverbindungen, Salpeter sowie einige Kalium-, Natrium- und Eisensalze die wichtigste Rolle spielen. Selbstverständlich vermögen die Wurzeln nicht die genannten Stoffe in ihrem natürlichen, festen Zustande aufzunehmen, sondern erst nachdem sie im Bodenwasser aufgelöst worden sind. Daraus ergibt sich, daß eine Pflanze nur in solch einem Boden gedeihen kann, der einerseits die geeigneten Nährstoffe, andrerseits aber auch Wasser in hinreichender Menge enthält. Nicht minder wichtig als die chemische Zusammensetzung ist aber auch die physikalische Beschaffenheit des Bodens, denn die Tätigkeit der Wurzeln ist sehr davon abhängig, ob die Erdkrume locker oder fest, grob- oder feinkörnig, tief oder flach, eben oder geneigt ist. In richtiger Erkenntnis und Würdigung dieser Tatsachen bearbeitet der Mensch schon seit Jahrtausenden seinen Acker mit Pflug und Egge, mit Dünger und Rieselwasser. Mit den angedeuteten normalen Ernährungsverhältnissen im Widerspruch stehen manche aus der Art geschlagene Kinder Floras, welche kein Chlorophyll besitzen, folglich nicht selbständig assimilieren können. Als Schmarotzer und Schlaraffen nähren sie sich vom Erwerbe anderer und werden daher als Parasiten oder Saprophyten bezeichnet, je nachdem, ob sie sich direkt dem Leibe einer anderen Pflanze anheften, um dieser ihren mühsam erworbenen Lebenssaft zu entziehen, oder ob sie bescheidener sich mit den abgestorbenen Resten anderer Lebewesen begnügen. Zu den Saprophyten gehören unter den Blütenpflanzen unserer Flora die sonderbare Nestwurz, (Neottia nidus avis) Fig. 3 (S. 197),

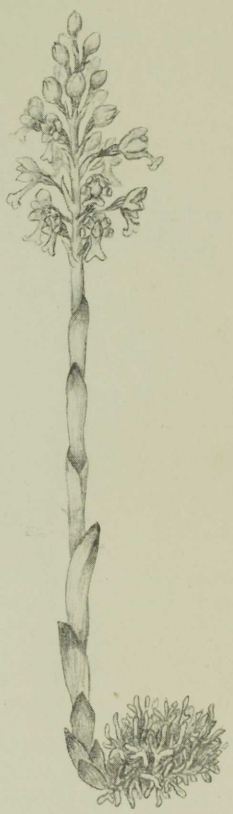


Fig. 3. Die Nestwurz (Neottia nidus avis.) Die ganze Pflanze ist fahlbraun. Auf die Hälfte verkleinert.

der bekannte Fichtenspargel (Monotropa hypopitys) unserer Nadelwälder, die seltene Corallenwurz (Coralliorhiza innata) und manche andere; als Parasiten dagegen sind namentlich den Landwirten die Kleeseide (Cuscuta epithymum) Fig. 4 (S. 198) und der Kleewürger (Orobanche minor) bekannt und verhaßt, deren erste auch bei uns die zweite aber nur in südlicheren Gegenden mitunter die ganze Kleeernte vernichtet. Die unnormale Lebensweise dieser Pflanzen verrät sich dem Kenner auf den ersten Blick durch ihre fahle oder bleiche Farbe; es fehlt das saftige Grün des Chlorophylls, denn Mutter Natur ist sparsam und verleiht Niemandem Gaben, die er nicht zu nützen weiß.



Fig. 4. Die Kleeseide (Cuscuta epithymum). Stengel und Blätter der Kleepflanze sind umwunden von den blaßgelblichen Ranken und Blütenknäueln des Schmarotzers, welcher durch besondere Saugwurzeln seinem „Wirt" die Nahrungssäfte entzieht. Auf $^1/_2$ verkleinert.

Andere Pflanzen besitzen zwar Chlorophyll und können daher selbständig assimilieren, verschmähen es aber doch nicht, nebenbei auch fertige Nahrungsstoffe aufzunehmen, weshalb man sie Halb-Parasiten oder Halb-Saprophyten genannt hat. Zu ersteren gehört die Mistel (Viscum album)*), Fig. 5 (S. 199), ein kleiner immer-

*) Kommt bei uns nur in den Kronsforsten bei Rutzau, Tauerkaln und Schlottenhof in Kurland, sowie in ausgedehnten Wäldern

grüner Strauch, welcher auf Bäumen schmarotzt, ferner manch verbreitetes Feld- und Wiesen-Kraut, wie der Klappertopf (Alectorolophus), der Augentrost (Euphrasia), Fig. 6 (S. 201) u. a. m. Als Halb-Saprophyten sind einige kleine Bewohner des humosen Waldbodens zu bezeichnen, wie z. B. die verschiedenen Arten von Wintergrün (Pirola), Fig. 7 (S. 203).

Auch solche Pflanzen gibt es, welche einen Teil ihrer Nahrung der Tierwelt entnehmen; es sind die bekannten insektenfressenden Kräuter, deren Blätter, zu eigentümlichen Fangapparaten geformt zersetzende Flüssigkeiten ausscheiden ähnlich dem Magensafte fleischfressender Tiere. Hier zu Lande sind solcher Art der Sonnentau (Drosera) unserer Moosmoore, das Fettkraut (Pinguicula), Fig. 8 und 9 (S. 204), auf kurzrasigen Wiesen, der Wasserschlauch (Utricularia) in nassen Gräben und Sumpflöchern. Weit zahlreicher, sonderbarer und mannigfaltiger sind aber Parasiten, Saprophyten und Insektenfresser in den tropischen Florengebieten vertreten.

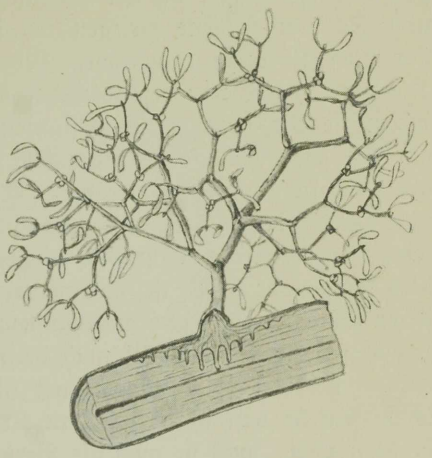


Fig. 5. Die Mistel (Viscum album) mit Beeren. 8 mal verkleinert nach Schmeil, Lehrbuch der Botanik. Man sieht die „Senker", mittelst deren dieser Schmarotzer einem Ast seines „Wirtsbaumes" den Nahrungssaft entzieht.

Ganz besonders merkwürdig ist es endlich, daß sämtliche Vertreter einer großen Pflanzenklasse auf solch unselbständige Lebensweise angewiesen sind, es ist die Klasse der Pilze. Zu ihnen gehören nicht nur alle jene teils eßbaren, teils giftigen Schwämme,

---

bei Arendol und Kolup in Polnisch-Livland vereinzelt auf Linden und Ahornbäumen vor.

welche zumal im Spätsommer und Herbst den feuchten Waldboden als Saprophyten bevölkern, sondern namentlich auch das unabsehbare Heer mikroskopisch kleiner Spaltpilze, Bakterien und Parasiten, die eine ganz ungeheure Rolle im Haushalte der Natur spielen. Als Krankheitserreger wüten die einen verheerend in Menschen-, Tier- und Pflanzenleibern, als Sanitätspolizei hausen andere in der Mundhöhle, wo sie jeden Bissen sorglich visitieren und präparieren, bevor er weiter befördert wird; diese dienen als Gärungserzeuger bei der Bereitung von Brot, Alkohol, Essig und Sauermilch, jene zerlegen als Fäulnisbewohner die abgestorbenen Überreste organischen Lebens in anorganische Stoffe. Die letzteren sind von besonders hervorragender Bedeutung, denn indem sie der durch grüne Pflanzen eingeleiteten Umwandlung anorganischer Materie in organische entgegenarbeiten, dienen sie als Regulatoren im Prozeß des natürlichen Stoffwechsels und sorgen dafür, daß auch künftige Pflanzengeschlechter immer wieder anorganische Nährstoffe in genügender Menge vorfinden. Das Hochmoor z. B. ist unfruchtbar eben weil ihm die Bakterien fehlen, welche den angehäuften Pflanzentorf in Ackerkrume umsetzen könnten. Es sei noch hervorgehoben, daß wir diesen kleinen Lebewesen im allgemeinen nicht gram sein dürfen, obschon manche von ihnen uns mit Krankheit und Tod bedrohen, sondern wenn man sie auch als Personifikation des vernichtenden und zerstörenden Prinzipes in der Natur auffassen will, so sind sie doch nur

. . . . . ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Nie und nimmer kann in der Natur neuer Stoff entstehen oder vorhandener schwinden, sondern was uns oftmals so erscheint, ist nur Stoffwechsel, nur chemische Umsetzung. Werden und Vergehen sind daher durch ein unlösliches Band verknüpft, indem jedes von beiden die Vorbedingung des anderen ist. Dieser Stoffwechsel aber, diese Daseinsfolge, beruht wesentlich auf der Tätigkeit jener oft verkannten und geschmähten kleinen Arbeiter, der Bakterien.

Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Fassen wir unsere bisherigen Betrachtungen kurz zusammen, so können wir sagen, daß Wärme, Licht, Luft, Feuchtigkeit, chemische und physikalische Beschaffenheit des Bodens die wesentlichsten Lebensbedingungen der Pflanzen sind, daß also diese Faktoren einen bestimmenden Einfluß auf die Art der Vegetation haben werden. Wärme, Luft und atmosphärische Niederschläge pflegen — abgesehen von Gebirgsgegenden — auf ausgedehnten Länderstrecken gleichmäßig beschaffen zu sein, sie bilden das sogenannte Klima eines Landes. Es sind die Vegetationsverhältnisse klimatisch verschiedener Gegenden stets ungleich. Andrerseits kann Bodenbeschaffenheit sowie Beleuchtung auch auf engbegrenztem Gebiet sich von Ort zu Ort erheblich ändern, daher ist die Pflanzendecke nicht immer auf großen Strecken gleichförmig, oft zeigt sie — je nach Umständen — abwechselnd den Charakter von Wald und Wiese, von Heide, Sumpf oder Moor usw. Diese und andere sogenannte Vegetationsformationen treten an den verschiedensten Punkten der Erdoberfläche auf und lassen eine auffallende Ähnlichkeit ihres landschaftlichen Charakters erkennen, wennschon sie von ganz verschiedenen Pflanzenarten zusammengesetzt sind. So besteht — um ein recht eklatantes Beispiel zu wählen — ein Wald bei uns und in den Tropen aus ganz verschiedenen Bäumen, dennoch wird niemand daran zweifeln, daß er es hier wie dort mit einem wesensähnlichen Dinge zu tun hat, dem daher auch die gleiche Bezeichnung „Wald" zukommt. Seit den Zeiten des großen



Fig. 6. Der Augentrost (Euphrasia officinalis). Blüten weißlich-lila. Auf die Hälfte verkleinert.

Alexander von Humboldt sind diese Vegetationstypen Gegenstand eifrigen Studiums gewesen. Man sucht zu ergründen, warum wohl hier eine Heide, dort ein Wald, hier ein Sumpf und dort ein Moor entstanden ist; man strebt zu erkennen, welche Pflanzen für diese oder jene Formation charakteristisch sind, inwiefern jede derselben den obwaltenden Verhältnissen angepaßt ist; man beobachtet endlich ob und wie sich der Vegetationscharakter einer Gegend ändert, warum manche Pflanzen von anderen verdrängt werden.

Es versteht sich von selbst, daß bei Beurteilung der Vegetation eines Landes nach genannten Gesichtspunkten nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die ehemaligen klimatischen geologischen und geographischen Verhältnisse maßgeblich sind; andrerseits werden durch Spuren vorgeschichtlichen Pflanzenlebens Rückschlüsse auf das damalige Klima und die damalige Länderbeschaffenheit ermöglicht.

Zu den ältesten Denkmälern einer Vegetation auf Erden gehören die Steinkohlenlager, längst versunkene, verschüttete und verkohlte Wälder von märchenhafter Üppigkeit und großem Formenreichtum. Von allergrößtem Interesse wäre es natürlich zu erkunden, wann diese großartige Vegetation unsren Planeten geschmückt hat, wie lange ihre Reste im Schooße der Erde zugebracht haben, bis sie in unsren Tagen wieder ans Licht gefördert wurden, indes vermag die Wissenschaft nicht eine bestimmte Antwort auf diese Frage zu geben. Wohl läßt sich durch Vergleich entscheiden, welches von zwei Steinkohlenlagern älter oder jünger ist, aber Jahreszahlen können nicht einmal näherungsweise angegeben werden. Nur soviel läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß die fraglichen Zeiträume nach Millionen von Jahren zählen, daß also Calvisius, der die Erschaffung der Welt auf das Jahr 3950 v. Chr. Geb. verlegt, sich mindestens um etliche Nullen verrechnet haben dürfte*).

*) Trotzdem prangt auch heute auf der ersten Seite fast jeden Kalenders die famose Angabe: „Dieses Jahr ist seit Erschaffung der Welt nach Calvisius das so-und-so-vielste."

So wenig wir uns über die Zeitperiode jener Vegetation Rechenschaft geben können, so genau ist uns ihre Zusammensetzung bekannt. Blatt-, Stengel- und Stammreste sind in den Steinkohlenschichten vielfach so naturgetreu erhalten, daß der kundige Botaniker Gattung und Art eines jeden zu bestimmen vermag. Es sind zumeist Pflanzen aus den Familien der Farne, Schachtelhalme und Bärlappgewächse, welche auch heute noch unsere Wälder besiedeln. Unsere Repräsentanten sind indessen kümmerliche Epigonen von den Riesen jener Urzeit, als manches Farnkraut einer Palme, mancher Schachtelhalm einem Maste, mancher Bärlapp einem Baume glich. Übrigens gibt es in den heißen Zonen noch verwandte Arten, welche an Größe die unsrigen vielfach übertreffen, aller-

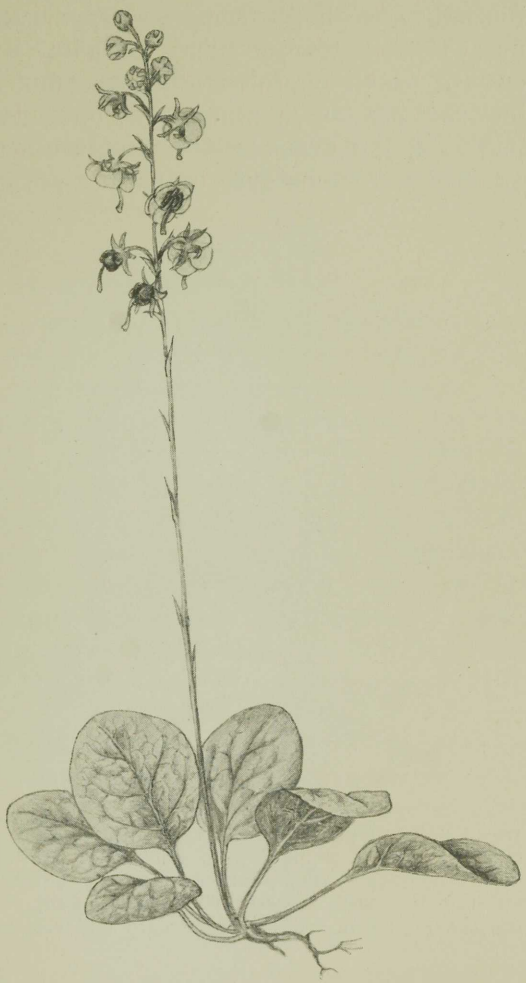


Fig. 7. Das rundblättrige Wintergrün (Pirola rotundifolia) auf $^1/_2$ verkleinert. Blüten weiss, Blätter dunkelgrün, glänzend, lederartig, überwinternd.

dings ohne die der Vorväter ganz zu erreichen. Daraus dürfen wir schließen, daß das Klima der Steinkohlenwälder etwa ebenso feuchtheiß gewesen sein muß, wie das unserer heutigen Tropen, und daß dieses tropische Klima wenigstens längere Zeit hindurch auch in solchen Gegenden geherrscht haben muß, welche heute kühl oder gar kalt zu nennen sind, denn nicht nur am Äquator finden sich jene stumm-beredten Zeugen vergangener Pracht und Herrlichkeit, sondern auch in unseren gemäßigten Zonen*), ja



Fig. 8 u. 9. Links das Fettkraut (Pinguicula vulgaris), blüht violett. Eines der Blätter ist im Begriff, durch Einrollen der Ränder zwei kleben gebliebene Insekten einzuschließen. Rechts der Sonnentau (Drosera rotundifolia), blüt weiß. Zwei Blätter haben durch Einwärtskrümmen ihrer Drüsenhaare kleine Insekten eingefangen und verdauen nunmehr dieselben.

*) Am bekanntesten sind bei uns wohl die riesigen Steinkohlenlager in West-Deutschland, Belgien und England. In unserer baltischen Heimat gibt es nur ein paar technisch unbedeutende „Braunkohlen"-Lager im südlichen Kurland, z. B. im Tale des Leetisch-Baches beim Gute Meldsern unweit des Windau-Flusses.

sogar auf dem unwirtlichen Spitzbergen und Nordost-Grönland, wo sich heutzutage nur an sonnenbeschienenen Berglehnen während des mehrmonatlichen Sommertages eine bescheidene Vegetation entfaltet.

Millionen von Jahren vergingen. —

Manche Pflanzenarten starben aus, andere erstanden neu, formenreicher und mannigfaltiger wurde das grüngewirkte Kleid der Erde, Nadelhölzer und die höchstentwickelten Blütenpflanzen traten auf, aber

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.

Es folgte — wenigstens im nördlichen und mittleren Europa, sowie auf einem großen Teile Nordamerikas — eine Periode des Rückschrittes, der Vernichtung. Infolge von noch nicht endgiltig geklärten Gründen begann das Klima genannter Gegenden sich mehr und mehr zu verschlechtern, die üppige subtropische Vegetation jener Länder zog sich daher in wärmere Gegenden zurück, wo sich ihre direkten Nachkommen zum Teil noch bis heute erhalten haben. Neue besser abgehärtete Pflanzenarten entsproßten den kühler werdenden nördlichen und südlichen Breiten, an den Polen aber entstand eine Vegetation, welche der heutigen arktischen Flora ähnlich war. — Aber tiefer und tiefer sank die Wärme; bald vermochte die Sonne nicht mehr im Laufe des Sommers die winterlichen Schnee- und Eismassen der Pole zu schmelzen, dieselben bedeckten sich mit ewigem Schnee und Eise, dessen Grenzen weiter und weiter gegen den Äquator vorrückten, alle Vegetation vor sich herdrängend. Unermeßliche Zeiten dauerte dieser Vorgang und fast die ganze Nordhälfte Europas bot endlich ein Bild, wie Grönland es jetzt aufweist: Im Winter und Sommer war es von zusammenhängenden gigantischen Gletschermassen bedeckt, welche teils von Norden her, teils von den Alpen herab einander entgegenrückten*). Schließlich gab es nur einen schmalen Streifen,

*) Es ist dieses die bekannte „große Eiszeit" der Geologen, von welcher es allerdings noch nicht überall ganz feststeht, ob sie nur eine

welcher wenigstens im Sommer eisfrei war, derselbe erstreckte sich vom heutigen Frankreich über Süd-Deutschland nach Mittel-Rußland und hier gedieh eine kümmerliche arktische Flora, deren dürftige Spuren, zum Teil bis auf unsere Tage erhalten, eine frappante Übereinstimmung mit unserer heutigen Polar-Vegetation aufweisen. Diese Übereinstimmung erklärt sich leicht durch die ferneren Schicksale der Erdoberfläche.

Ursachen, welche gleichfalls noch nicht völlig aufgeklärt sind, bewirkten von jetzt ab eine allmähliche Wärmezunahme des Klimas, infolge deren das Inlandeis sich teils nach Norden, teils auf höhere Gebirge zurückzuziehen begann, bis es — wieder im Laufe vieler Jahrtausende — sich auf die heutigen Grenzen des ewigen Schnees beschränkte.

Aus dieser Periode stammt der Ursprung unserer heutigen mittel- und nordeuropäischen Pflanzenwelt, denn wo immer Schnee und Eis während der Sommermonate wegschmolzen, da ward der Boden sofort von jenen Pionieren der Vegetation eingenommen, welche sich dem rauhen Klima angepaßt hatten. Doch sie, die allen Unbilden erfolgreich Trotz geboten hatten, konnten bei fernerer Wärmezunahme die Konkurrenz mit anderen neuen pflanzlichen Einwanderern nicht bestehen, sondern wurden von diesen immer und immer wieder bis an die Kanten des langsam weichenden Gletschereises zurückgedrängt. So schob sich in die mitteleuropäische Hügellandschaft, als das wärmste Gebiet, eine Vegetationsform nach der anderen keilartig hinein, indem sie all ihre Vorgänger nach Norden und auf die Alpengipfel auseinandertrieb. Dadurch erklärt sich's, daß noch heute innerhalb des Polarkreises und auf den höchsten Gebirgen Mitteleuropas vielfach die gleichen Kräuter wachsen, welche doch im

---

lange, oder mehrere, durch wärmere Zwischenzeiten getrennte Perioden angedauert hat. Alle die bekannten „erratischen Blöcke" (meist finnischer und schwedischer Granit), die Moränen, Geschiebe, der Blocklehm, kurz die Hauptmasse der Erdoberfläche unserer Heimat sind Überbleibsel, Produkte oder Zeugen jener beispiellos großartigen Gletscherbewegung, welche von so einschneidender Bedeutung für die weitere Entwicklung unserer Tier- und Pflanzenwelt gewesen ist.

Zwischengebiet vollständig fehlen; danach versteht man, weshalb speziell in unserer Flora sich manche Alpenkräuter wiederfinden, worauf schon die Benennungen einiger unter unseren Pflanzen, wie Saussurea alpina, Pinguicula alpina, Cerastium alpinum, Juncus alpinus u. a. m. hindeuten. Vollkommen bewiesen wird endlich die Richtigkeit dieser Hypothese dadurch, daß von den heutigen arktischen und hochalpinen Pflanzen, welche also das Zwischengebiet durchwandert haben sollen, hierselbst tatsächlich leicht kenntliche Überreste in den ältesten Quartärschichten des Erdbodens gefunden worden sind. Dieses gilt zum Beispiel von der Dryade (Dryas octopetala), der Polarweide (Salix polaris) und anderen Pflanzen, die insbesondere auch in den untersten nacheiszeitlichen Land- und Lehmschichten unserer baltischen Heimat fossil gefunden worden sind, obwohl sie lebend nur noch auf Hochgebirgen, beziehungsweise im hohen Norden vorkommen*).

*) Bisher sind folgende Lagerstätten arktischer Pflanzenreste in unserer Heimat gefunden worden: In Estland bei Kunda; in Livland bei Samhof und Kinzli unweit Hellenorm, bei Pingo und Wieratz unweit Fellin sowie im Olaischen Forst unweit Riga; in Polnisch-Livland (d. i. der westliche Teil des Gouvernements Witebsk) bei Rositten (= Rjeshiza) und Stutschewo sowie bei Kraslau (= Kreslawka); in Kurland in den Lehmgruben der Ziegeleien des Gutes Tittelmünde sowie des Kaufmannes Krutelew unweit Mitau. Das reichhaltigste dieser Lager ist das bei Tittelmünde, welches schon 1897 von dem nachmals auf den Neusibirischen Inseln verunglückten Geologen, Baron E. v. Toll, entdeckt und 1903 vom Verfasser ergänzend untersucht worden ist. (Vergl. Korresp.-Bl. d. Naturf.-Ver. Riga Bd. XLVI, S. 41—48, 1903). Hier fanden sich nicht weniger als 32 arktische Pflanzenarten, dazu Reste verschiedener nordischer Käfer. Sehr interessant ist ferner der erwähnte Fundort im Olaischen Forst, wo im Jahre 1903 beim Graben eines Entwässerungskanals das Geweih eines Riesen-Renntieres und in den dasselbe einschließenden Sandschichten Reste arktischer Pflanzen gefunden wurden. Außerordentlich lehrreich ist endlich der Fundort bei Kunda, weil hier im Erdboden in einiger Höhe über dem arktischen Pflanzenlager menschliche Steinwerkzeuge aus der „neolithischen" Periode zutage gefördert wurden, was beweist, daß jene primitiven Urbewohner unser Land erst geraume Zeit nach der „arktischen" Vegetationsperiode bevölkert haben.

Bekanntlich besteht ja die oberflächliche Erdkruste im allgemeinen aus zahlreichen dickeren und dünneren Schichten, die im einfachsten Falle etwa wie die Blätter eines Buches übereinanderliegen. In diese Blätter sind gewisse Episoden aus der Geschichte der Vegetation eines Landes mit schier unvergänglichen Hieroglyphen eingegraben und wer sie zu entziffern weiß, kann Kunde geben von Zeiten, die weit älter sind, als das ganze Menschengeschlecht. Zwar ist dieses Buch in unseren Provinzen sozusagen eben erst aufgeschnitten worden, eifrig

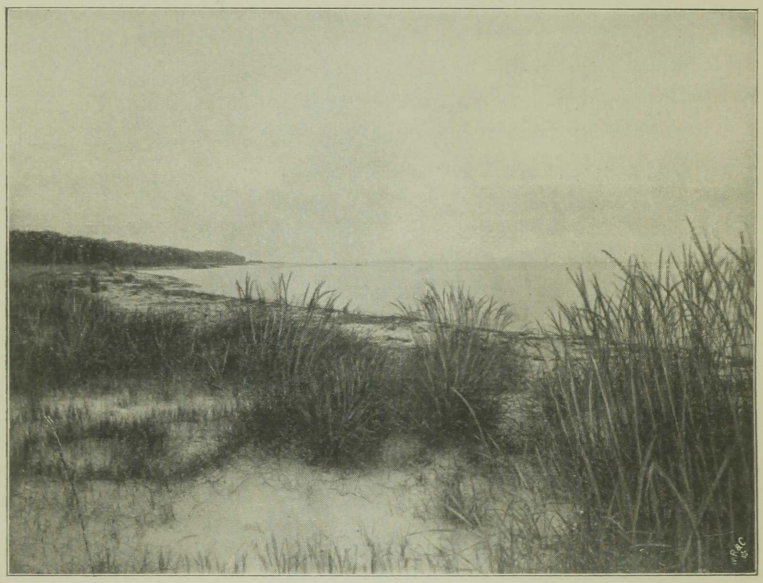


Fig. 10. Sandstrand. Im Vordergrunde Dünengräser, im Mittelgrunde nahe der Uferlinie verschiedene sparrige Strandkräuter. Phot. K. R. Kupffer.

studiert hat man es aber bereits im benachbarten Schweden, dessen Klima und Flora dem unsrigen so ähnlich sind, daß wir ohne Scheu die gewonnenen Hauptresultate auch auf unsere Heimat beziehen können.

Man hat die aufeinander folgenden Vegetationsperioden nach ihren charakteristischsten Repräsentanten bezeichnet, wozu sich natürlich die auffallendsten Pflanzen, nämlich die vorherrschenden Waldbäume am besten eignen. Man spricht daher von einer Periode der Birkenflora, Kiefernflora usw. Natürlich sind diese Zeitabschnitte niemals scharf gegeneinander abgegrenzt gewesen, sondern im Laufe ungezählter Jahrtausende ineinander übergegangen. Auch ist zu beachten, daß, wennschon eine Pflanzenart die andere aus ihrer herrschenden Stellung verdrängte, die letztere doch nicht ganz auszusterben brauchte, sondern — namentlich an Standorten, die dem neuen Eindringling nicht zusagten — unbehelligt weiter gedeihen konnte. Es ist nun — speziell für Schweden — die nachstehende Aufeinanderfolge von Vegetationsformen aufgestellt worden:

1. Gleich nach dem Schmelzen des Inlandeises erwachte die schon mehrfach erwähnte arktische Flora. Bäume und höhere Sträucher oder Stauden vermochten sich in dem rauhen Klima noch nicht zu entwickeln, sondern nur winzige Kräuter und krüppelhafte Zwergsträucher schmückten hier und da den Boden, ohne ihn indessen ganz zu bedecken. Mit steigender Wärme nahm die Pflanzenwelt an Artenreichtum und Üppigkeit zu, es entwickelten sich dichtbewachsene Zwergstrauchheiden, wie sie heute noch jenseits der Baumgrenze anzutreffen sind. Die Krähenbeere (Empetrum nigrum), Bärentraube (Arctostaphylus uva ursi), Rosmarinheide (Andromeda poliifolia) sind Repräsentanten dieser Vegetation, welche sich bis heute in unserem Gebiet erhalten haben*).

2. Nun folgen die ersten Bäume; zunächst zwar klein und verkrüppelt, nach und nach aber erwachsend und erstarkend. Birken waren es, welche diese ersten Wälder bildeten, gleichwie in Lappland und Nord-Rußland auch heute die Birke unter

*) Diese Periode ist es, aus der die in der Anmerkung zu Seite 207 aufgezählten baltischen nacheiszeitlichen Pflanzenreste stammen. Über dem diese Reste enthaltenden „Dryassande" bei Titelmünde konstatierte Verfasser die stark verrotteten Reste eines Birkenbruches, welcher wohl aus der Periode 2. stammen dürfte.

allen Bäumen am weiteſten polwärts reicht. Auch manch andere Pflanzen wanderten während dieſer Periode von Süden her ein, ſo von Holzgewächſen die Eſpe oder Zitterpappel, der Wacholder oder Kaddik, einige Weiden, die Schwarzbeere, ferner manche Kräuter und Gräſer. Sie alle gehören auch heute noch zu den gewöhnlichſten Bewohnern unſeres Nordens.

3. „Und wieder in der Zeiten Lauf
Verſtrich ſo manch Jahrtauſend."

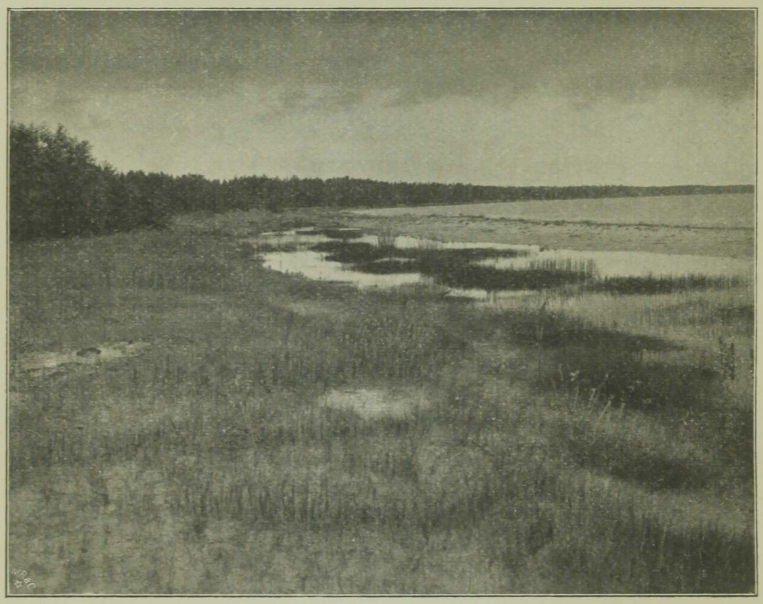


Fig. 11. Verſchiedene Formationen der Strand-Vegetation: im Hintergrunde Strandwald, davor rechts Meeresbucht, vor dieſer vegetationsarmer Sandſtrand, davor Mündungsarm eines Bächleins. Im Vordergrunde undicht bewachsene Sandflur, dieſelbe links nach dem Mittelgrunde zu in geſchloſſene Strandwieſe übergehend. Phot. K. R. Kupffer.

Ein erfolgreicher Konkurrent erſtand der alleinherrſchenden Birke in Geſtalt der Kiefer, welche auch zur Zeit noch ein weit verbreiteter Waldbaum iſt.

Ich kann nicht umhin, hier auf einen unverantwortlichen Mißbrauch hinzuweisen, der bei uns zu Lande mit den Bezeichnungen „Kiefer", „Fichte" und „Tanne" getrieben wird: Der Baum mit rotbrauner, im Alter borkiger Rinde, unregelmäßig ausgebreiteter Krone und langen meist bläulichgrünen Nadeln, welcher auf Sandboden die Hauptmasse der Wälder bildet, ist nicht die Fichte, sondern die Kiefer oder Föhre (Pinus silvestris L.). Fichte dagegen (Picea excelsa Lmk., früher weniger passend Pinus Abies L. genannt) heißt jener Baum mit pyramidaler Krone, schlanken Ästen und kurzen, dunkelgrünen Nadeln, dessen junge Exemplare wir als „Weihnachtsbäume" benutzen und der meist total falsch als „Tanne" bezeichnet wird. Die echten Tannen endlich, welche sich von der Fichte durch flache, unterseits meist weißliche Nadeln, nicht hängende, sondern auch in der Reife aufrechtstehende Zapfen unterscheiden, kommen in unseren Wäldern nie vor, sondern werden höchstens in Parks und Gärten als künstlich gepflanzte Zierbäume angetroffen. Man glaubt bei uns zu Lande in der Regel diesen Baum als „Edeltanne" vom fälschlich „Tanne" genannten Weihnachtsbaum hinlänglich unterscheiden zu können, jedoch irrt man darin, weil „Tanne" ein Gattungsname ist, der mehrere Arten umfaßt, welche teils in Mittel- und Süd-Europa, teils in Ost-Rußland und Sibirien, teils endlich in Nordamerika zu Hause sind. Zu diesen echten Tannen-Arten gehört unser Weihnachtsbaum nicht, wohl aber außer der schon genannten Weiß- oder Edeltanne (Abies alba Mill.) die griechische (A. cephalonica Loud.), die sibirische (A. sibirica Led.), die Balsam-Tanne (A. balsamea Mill.) u. a. mehr.

Das fatalste an dieser Namensverwechselung ist, daß sie in unseren drei Provinzen nicht einmal in gleichem Sinne herrscht. In Kurland und Süd-Livland wird die Kiefer allgemein, auch von ungebildeten Förstern, Holzhändlern und Tischlern als „Fichte", die wirkliche Fichte aber als „Tanne" bezeichnet.

In Estland aber wird stellenweise gar die Kiefer „Tanne", die Fichte dagegen „Gräne" (nach dem schwedischen „grane") genannt. Letztere Bezeichnung, die sich immer weiter einzubürgern scheint, ist nicht falsch, aber unnütz. Wozu sollen wir ein schwedisches Wort gebrauchen, wo es die gut deutsche Bezeichnung „Fichte" gibt? Eine andere oft gebräuchliche Benennung für die Fichte ist „Rottanne", dieselbe ist aber auch nicht zu empfehlen, denn erstens ist der betreffende Baum nie und nimmer rot, zweitens wird durch dieses Wort stets die falsche Vorstellung erweckt werden, daß die Fichte eben auch eine Art Tanne sei, gleichwie Weißtanne, Balsamtanne usw.

Diese Namensverwechselungen haben sich so tief in unserer Gesellschaft eingewurzelt, daß ich von kostspieligen Gerichtsprozessen berichten könnte, welche durch dieselben zwischen estländischen Holzkonsumenten und ihren aus Kurland gebürtigen Lieferanten entstanden sind. Welche

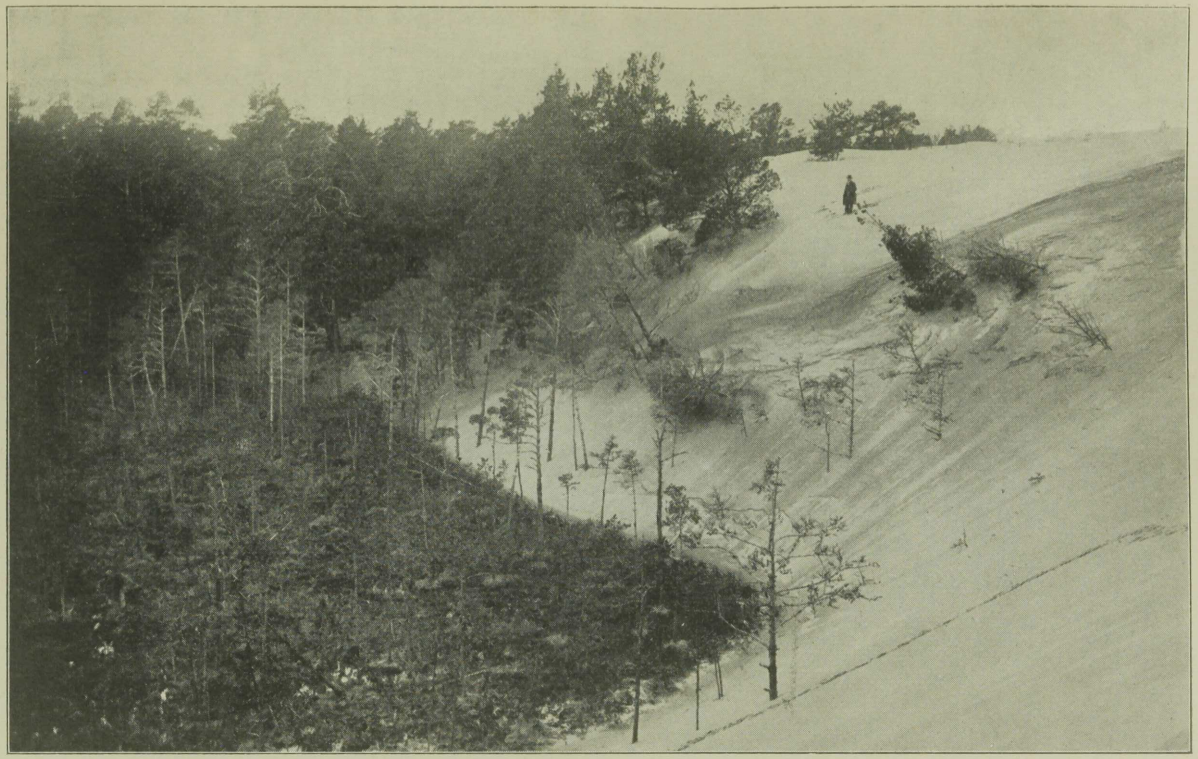


Fig. 12. Absturz einer Wanderdüne bei Langaszeem, südlich von Zarnikau, in Wald und Moor vordringend. Aus den Sandmassen, von deren Größe die sichtbare menschliche Figur einen Begriff gibt, ragen gebeugte und geknickte Gipfel schon teilweise überschütteter hoher Bäume hervor. Phot. K. R. Kupffer.

Schmach für unsere schöne, reiche, deutsche Sprache! Welche Schande für die Gebildeten, welche täglich Verwechselungen begehen, die dem kleinsten Bauernjungen in seiner Muttersprache nicht passieren.

Bemerkt sei noch, daß in unserer Flora wildwachsend außer Kiefer und Fichte nur noch zwei Nadelhölzer vorkommen, das sind der allgemein verbreitete Wacholder (Juniperus communis) und die nur längs unserer Westküste hie und da anzutreffende Eibe (Taxus baccata). Das von Laien immer wieder aufgetischte Gerede über verschiedene Fichten- (oder, wie leider gewöhnlich gesagt wird, Tannen-) Arten ist ganz müßig. Es handelt sich dabei höchstens um Spielarten der gewöhnlichen Fichte, manchmal auch nur um verschiedene Entwicklungsstadien eines und desselben Baumes. So sind die auf unseren Weihnachtsmärkten beliebten „Doppeltannen", durch kräftigere, dichtere, dunklere Nadeln ausgezeichnet, nichts weiter als die Spitzen älterer, gewöhnlicher Fichtenbäume.

Um also hier, sowie im folgenden Mißverständnissen vorzubeugen, sei ein für allemal betont: Der Baum unserer Sandwälder ist die Kiefer, unser Weihnachtsbaum ist die Fichte und Tannen gibt's in unserer einheimischen Flora überhaupt nicht.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Erforschung der Vegetationsperioden zurück, so finden wir, daß zur Zeit der Kiefernflora auch zahlreiche neue Kräuter, sowie einige Holzgewächse einwanderten. Unter den letzteren wären hervorzuheben die Eberesche oder der Pielbeerbaum (Sorbus aucuparia) die Ulme, Linde, Schwarzerle, der Haselstrauch, die Trauben- oder Ahlkirsche (Prunus padus), welcher bei uns fälschlich „Faulbaum" genannt wird, obgleich dieser Name einem ganz anderen Strauch (Frangula alnus) zukommt, der bei uns ebenfalls häufig vorkommt und sich auch ungefähr zugleich mit der Kiefer eingebürgert haben soll.

4. Auf diese Periode folgte in Schweden die der Eichenflora. Die gleichfalls aus Süden eingewanderten Sommer- und Wintereichen*) vermochten zwar Kiefer und Birke nicht ganz zu verdrängen, da diese, anspruchsloser geartet, mit einem

*) Entgegen einer weit verbreiteten Meinung ist hier festzustellen, daß in unserer Heimat ausschließlich nur die Stiel- oder Sommereiche (Quercus pedunculata Ehrh.) vorkommt, die mehr westeuropäische Stein- oder Wintereiche (Qu. sessiliflora Sm.) dagegen völlig fehlt. Daß einzelne unserer Eichen auch im Winter ihr verdorrtes Laub beibehalten ist eine belanglose individuelle Eigentümlichkeit, welche nicht berechtigt, diese Exemplare einer besonderen Art zuzuzählen.

Boden fürlieb nehmen, welcher für die Eiche zu unfruchtbar ist, wohl aber scheint damals die Hauptmasse der Wälder Süd- und Mittelschwedens aus Eichen bestanden zu haben. Ob dieses für unsere Heimat in gleichem Maße gilt, ist noch nicht mit Sicherheit bekannt, gewiß ist aber, daß auch hier die Eichen ehemals weit häufiger waren als heutzutage. Dieses beweisen die zahlreichen uralten Eichenstämme, welche man tief in den



Fig. 13. „Baum-Friedhof" auf dem Kamme der Wanderdüne bei Tahkona an der Nordküste Dagös. Man sieht die verdorrten und zum Teil umgestürzten Wipfel überschütteter hoher Kiefern. Im Hintergrunde rechts die Strandlinie, links die ansteigende Böschung der Fortsetzung desselben Dünenzuges. Phot. K. R. Kupffer.

Flußbetten so mancher Ströme und Bäche, z. B. der livländischen Aa, findet, dieses bezeugen die mächtigen versunkenen Eichenwälder, welche mitunter auf dem Grunde von Seen oder Mooren entdeckt werden.

Sehr bemerkenswert ist, daß das Klima zur Zeit der Eichenperiode wärmer gewesen ist, als heutzutage. Solches beweisen zahlreiche fossile, jener Periode angehörige Funde aus Schweden und Finnland, aus denen hervorgeht, daß viele Pflanzen damals eine nördlichere Verbreitung besaßen als jetzt. Durch Vergleichung der heutigen nördlichen Verbreitungsgrenze des Haselstrauches mit der durch einige hundert fossile Funde ermittelten ehemaligen vermochte der schwedische Botaniker Gunnar Anderson festzustellen, daß die Vegetationsperiode (April bis Oktober) damals durchschnittlich um etwa $2^1/_2{}^0$ Celsius wärmer gewesen sein müsse, als heute. Auch der Verfasser hat sich von der Existenz einer solchen wärmeren Periode nach der Eiszeit dadurch überzeugen können, daß er in einem Torfstich der Umgebung Rigas fossile Früchte einer Art von Igellock (nämlich Ceratophyllum submersum) fand, welche heute nur in südlicheren Gegenden vorkommt. (Alle bisherigen Angaben dieser Pflanze für unsere Flora beruhen auf Verwechselung mit dem gewöhnlichen C. demersum).

5. Die Eichenflora gehört nun auch schon der Vergangenheit an; ihr folgten in Schweden die Buchenwälder, welche dort auch gegenwärtig immer mehr Terrain gewinnen. Bei uns hingegen hat die Buche nicht heimisch zu werden vermocht*), dagegen ist hier ein anderer Eindringling, wohl von Osten her eingewandert, welcher gegen alle unsere Waldbäume einen erbitterten Konkurrenzkampf eröffnet hat. Es ist das die Fichte (Picea excelsa)**). Forstleute wie Botaniker haben schon längst

*) In Parks und Gärten gedeiht die Buche (Fagus silvatica) in Kurland und Süd-Livland noch recht gut. Auf dem Gute Kalleten im südwestlichen Kurland wurden dem Verfasser in einem alten Wildpark einige mehrhundertjährige Exemplare gezeigt, welche sogar alljährlich ihre „Eckern" reifen und jungen Nachwuchs erzeugen, indessen sind dieses zweifellos nicht urwüchsige sondern durch Menschenhand angepflanzte Bäume. Die als „Blutbuche" bekannte rotblättrige Spielart gilt als noch winterhärter und kommt auch in Nord-Livland und Estland bei gehöriger Pflege noch fort.

**) Diese Aufeinanderfolge der Waldbäume ist speziell für Schweden festgestellt worden, wohin die Fichte zuletzt und zwar über Lappland,

konstatiert, daß die Fichte von Jahr zu Jahr an Verbreitung zunimmt, indem sie andere, forstwirtschaftlich wertvollere Bäume zurückdrängt. Nur auf den dürren Dünensand oder auf das nasse Hochmoor vermag die Fichte der genügsameren Kiefer nicht zu folgen. Die auffallende Überlegenheit der Fichte in diesem „Kampf ums Dasein" beruht darauf, daß sie — und namentlich ihre jungen Keimlinge — von allen Waldbäumen am wenigsten lichtbedürftig ist. Während deshalb im dichten Walde junge Sämlinge anderer Bäume nicht gedeihen, entwickeln sich die Fichten aus zufällig angeflogenen Samen ganz vortrefflich, wachsen schnell heran, vermehren das Dickicht und ersticken endlich die ortsansässigen Sträucher und Bäume in ihrem Schatten.

Bisher haben wir die Wanderungen der Pflanzen, ihre kolonisatorische Tätigkeit insofern betrachtet, als dieselbe bloß von den Einflüssen der übrigen Natur, namentlich vom Klima und von der Bodenbeschaffenheit abhängt; es erübrigt noch einen anderen Faktor in Erwägung zu ziehen; welcher in der Vegetationsgeschichte unserer Lande eine gewaltige Rolle gespielt hat. Dieser Faktor ist der Mensch.

Durch ineinander greifende paläontologische nnd archäologische Forschungen hat man in Schweden festgestellt, daß die ältesten Menschenspuren, nämlich roh behauene Feuersteingeräte, aus der Zeit der Eichenflora stammen; wir werden daher gewiß keinen großen Fehler begehen, wenn wir das Gleiche auch für unsere Heimat annehmen*). Die ersten Menschen sind wohl allerorts vorzugsweise Fischer- und Jägervölker gewesen, welche weder Interesse noch Grund hatten, die Vegetation ihrer Umgebung wesentlich zu beeinflussen. Man hat aber bestimmte Anzeichen dafür, daß der Mensch schon während der ältesten

---

also von Nordosten her gelangt ist. In unserer Heimat hingegen hat die Fichte schon früher, sicher schon in der vorhergehenden warmen Periode existiert, da der Verfasser die leicht kenntlichen Pollenkörner dieses Baumes zusammen mit den oben (S. 215) erwähnten Früchten des Igellocks (Ceratophyllum submersum) gefunden hat.

*) Vergl. hiermit die Anmerkung zu Seite 207.

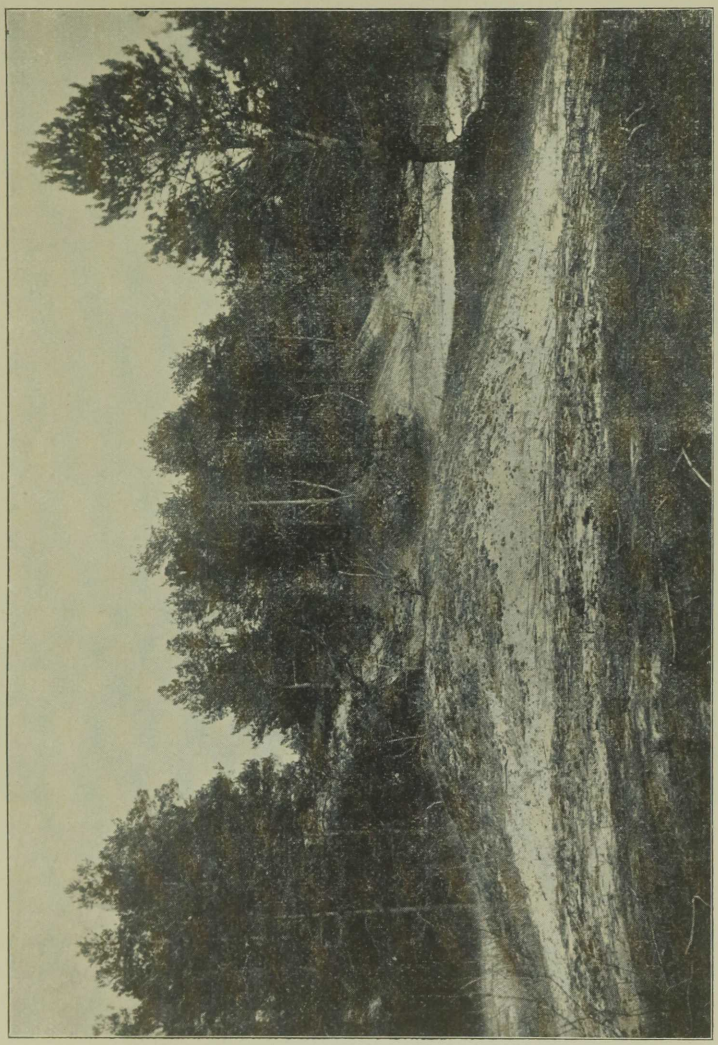


Fig. 14. Dünenwald bei Bullenhof am Rigaschen Strande. Im Vordergrunde vereinzelte Krusten und Polster von Flechten und Moosen, dazwischen Grashalme und (wegen früher Jahreszeit unbeblätterte) Weidenruten; erst im Hintergrunde beginnt geschlossener Kiefernwald. Phot. K. R. Kupffer.

Kulturperiode, der Steinzeit, begann Ackerbauer und Viehzüchter zu werden und mit der allgemeineren Verbreitung dieser Beschäftigung begann eine beständige Umgestaltung der Flora

durch Menschenhand: Die Wälder wurden ausgebrannt, teils um als Viehweiden zu dienen, teils um gerodet, beackert und besäet für den Menschen selbst Frucht zu tragen. Sowohl Äcker und Felder, als auch Wiesen und Heuschläge sind somit Produkte der Kultur, ohne welche der Acker bald zur Wiese, diese zum Walde werden würde*). Man versuche nur alle



Fig. 15. Sturmgebeugter Krüppel-Strandwald bei Ristna an der Westspitze der Insel Dagö. Phot. K. R. Kupffer.

Wiesen und Weiden, alle Gärten und Felder sich aus einer Landschaft fortzudenken, um sich zu vergegenwärtigen, welch ungeheuren Einfluß der Mensch auf die Vegetation ausübt.

Übrigens hat der Mensch nicht allein den floristischen Landschaftscharakter von Grund aus umgestaltet, sondern auch neue

*) Diese Rückkehr zum Urzustande findet tatsächlich statt, sobald ein Acker einige Jahrzehnte unbebaut daliegt, wovon Verfasser sich wiederholentlich durch den Augenschein hat überzeugen können.

Bürger hat er der Flora zugeführt. Nur wenige Kulturpflanzen sind Eingeborene unserer Heimat, oder könnten es wenigstens sein, da die Stammeltern hier wild wachsen; man



Fig. 16. Kiefernhochwald mit Heidelbeergestrüppe am Boden.
Phot. K. K. Kupffer.

könnte als solche wohl nur den Apfelbaum, den roten und schwarzen Johannis- sowie den Himbeerstrauch anführen, aber auch diese sind durch den Menschen mehr oder weniger verändert, wie wir es nennen „veredelt" worden; die allermeisten Kulturpflanzen, und unter ihnen insbesondere die Ge-

treide-Arten, als die weitaus wichtigsten, stammen aus Zentral-Asien, der mutmaßlichen Wiege des Ackerbaus.

Zahlreich und mannigfach sind Art und Bestimmung der Kulturgewächse. Neben denen, die dem Menschen unentbehrliche Nahrung liefern, gibt es solche, die er mehr als Genußmittel benutzt, wie z. B. Obst und Gewürz, wieder andere, deren Heilkräfte er schätzt, endlich solche, die ihn blos durch Farbenpracht, Formenschönheit und Wohlgeruch erfreuen. Wird nun eine Pflanze durch Menschenhand aus ihrer Heimat in eine Gegend verpflanzt, deren Klima ihr zusagt, so kann es geschehen, daß sie sich aus der Vormundschaft ihres Pflegers emanzipiert und sich in der örtlichen Flora vollkommen einbürgert. Neben einheimischen Pflanzen einerseits und solchen, die der unmittelbaren Pflege durch den Menschen nicht entbehren können, andrerseits weist daher auch unsere Flora ehemalige Kulturpflanzen in allen Stadien der Verwilderung auf; ich nenne nur den Senf (Sinapis alba und arvensis) Raps, (Brassica napus) Rübsen (B. rapa) und Meerrettig (Cochlearia armoracia). Interessant und schwierig ist für den Botaniker oft die Frage ob er es in einem gegebenen Falle mit einem einheimischen oder eingebürgerten Gewächs zu tun habe, denn nicht selten sind alle Anhaltspunkte verwischt. Manche Pflanzen erweisen sich dadurch als Fremdlinge, daß sie nur in unmittelbarer Nähe von Ruinen, Burgbergen oder ähnlichen alten Kulturstätten vorkommen; so die Rosenmalve (Malva alcea) und der Osterluzei (Aristolochia clematitis)*); meist sind dieses ehemalige Zierblumen oder Arzeneikräuter.

Aber nicht nur in dieser, mehr oder weniger beabsichtigten Weise bereichert der Mensch die Vegetation seiner Umgebung sondern vielfach auch ohne, oft sogar direkt gegen seinen Willen. Solches geschieht mit den sogenannten Unkräutern, welche sich den durch fortgesetzte Bodenkultur geschaffenen Lebensbedingungen so trefflich angepaßt haben, daß sie dem Menschen überallhin

*) Die erstere ist z. B. häufig bei den Ruinen von Kokenhusen, Dondangen und Grobin, letzterer bei derjenigen von Doblen.

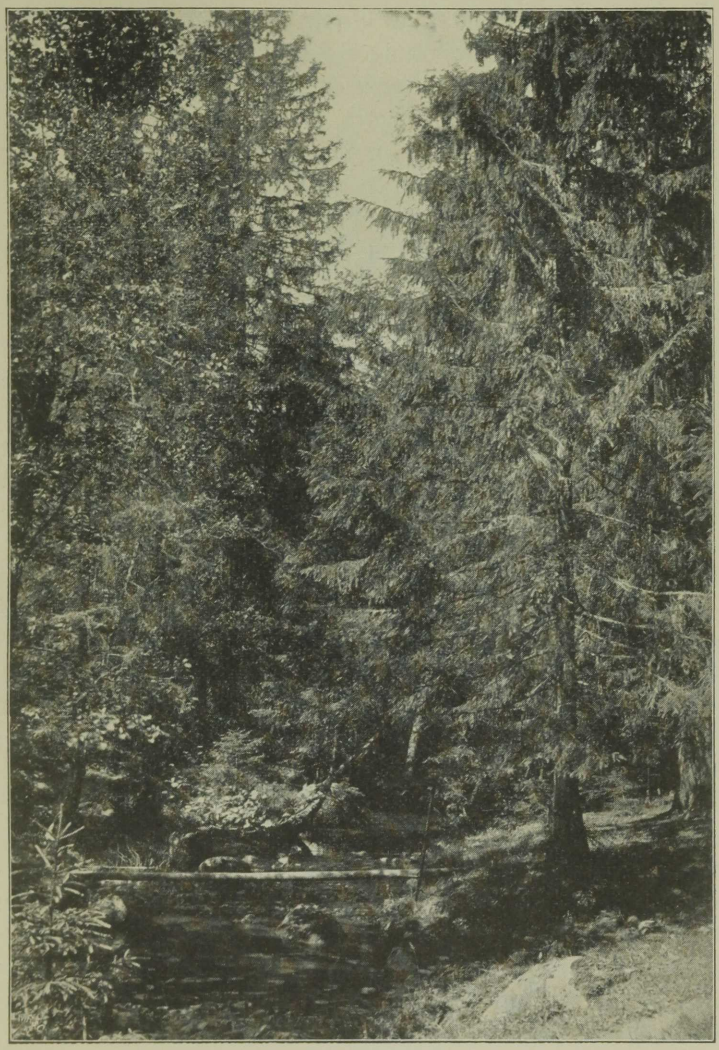


Fig. 17. Schattiger Fichtenwald bei Rudbahren in Kurland.

Phot. Ed. Kupffer.

zu folgen vermögen, wo er mit Pflug, und Düngerfuhre neues Ackerland schafft, welche also gleichwie der Mensch und seine Getreidearten mehr oder weniger Kosmopoliten geworden sind. Von mehrjährigen, ausdauernden Pflanzen können nur solche als Feldunkräuter in Frage kommen, welche vermöge tief reichender Wurzeln das alljährliche Mähen und Umpflügen ertragen, indem sie aus der Tiefe immer wieder neue Sproßen treiben. Dieser Art sind z. B. der Acker-Schachtelhalm (Equisetum arvense), die Quecke (Triticum repens) und die Ackerdistel (Cirsium arvense). Die allermeisten Unkräuter sind dagegen einjährig, d. h. sie keimen, blühen, fruchten und vergehen im Laufe eines einzigen Jahres oder gar Sommers. Im geschlossenen Bestande mehrjähriger Pflanzen, wie ihn jeder Heuschlag, jede Wiese und jeder Rasenplatz darstellen, können einjährige Kräuter schwer bestehen, denn infolge überwinterter Wurzeln und Knollen entwickeln jene sich im Frühling rascher und zeitiger als die Sämlinge dieser und ersticken sie daher vor erlangter Fruchtreife.

„Des Einen Tod — des Andren Brod"

heißt es eben auch im Pflanzenreiche.

Um so besser gedeihen einjährige Kräuter in der alljährlich sorgfältig gelockerten und gedüngten Ackerkrume oder Gartenerde, zumal da hier eine Konkurrenz von Seiten der perennierenden Gewächse ausgeschlossen ist. Von Ort zu Ort, von Jahr zu Jahr pflanzen diese Feld- und Gartenunkräuter sich durch ihre Samen fort, welche teils direkt auf den Boden niederfallen, teils durch unreine Saat im nächsten Jahre ausgestreut werden.

Nur für sehr wenige Unkräuter läßt sich die ursprüngliche Heimat angeben, es soll z. B. die beliebte Kornblume (Centaurea cyanus) aus Sizilien stammen, die meisten anderen haben schon seit dem graueſten Altertum den Menschen überallhin begleitet. So ist z. B. nachgewiesen worden, daß schon zur Zeit der Pfahlbauten die Kornrade, (Agrostemma githago) die Ackertrespe (Bromus secalinus) Ackerwinde, (Convolvulus arvensis) Klette, (Arten von Lappa) Melde (Chenepodium-Arten) der Lolch (Lolium) und viele andere als Unkräuter existierten.

Außer diesen Unkräutern hat sich aber noch manches andere Gewächs an die Fersen des Menschen geheftet. Es gibt eine ganze Anzahl von Pflanzen, die sich stets auf Dorfstraßen, Schutt- und Kehrichthaufen ansiedeln, ohne doch zum Haus-

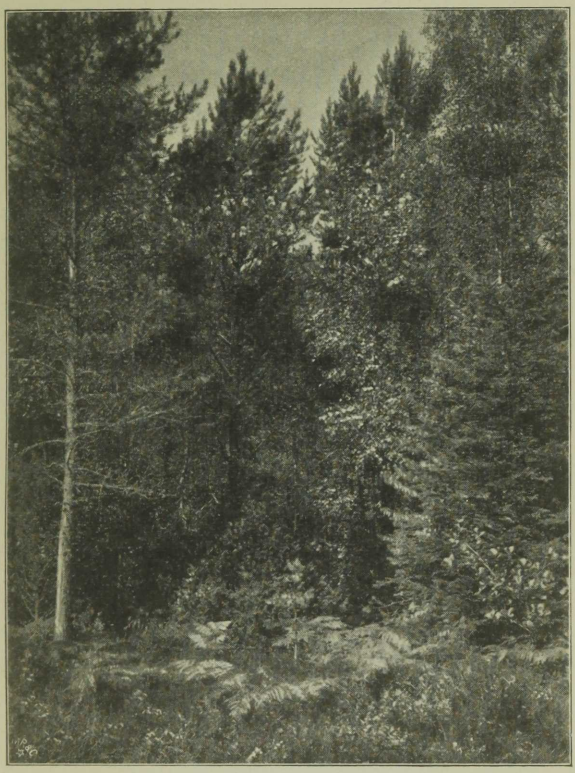


Fig. 18. Gemischter Jungwald. Links Kiefern, rechts eine Sumpfbirke, davor ein Fichtenbäumchen, ganz im Vordergrunde von rechts her ein Schwarzerlenzweig hineinragend; Unterholz aus Wacholder. Am Boden Wedel des Adlerfarn. Phot. K. R. Kupffer.

halte des Menschen in direkter Beziehung zu stehen, solche sind die Schuttkresse (Lepidium ruderale), die Spitzklette (Xan-

thium strumarium), die rundblättrige Malve (Malva rotundifolia) und so weiter.

Noch andere Pflanzen sind mehr gelegentlich und zufällig durch Menschen verschleppt worden: So ist durch Getreidewaggons, die bekannte Schleierblume (Gypsophila paniculata) aus dem Innern Rußlands an unsere Hafenorte in Mühlgraben und Dünamünde gelangt; mit Rohwolle fand sich wohl die Stachelklette (Xanthium spinosum) aus den südrussischen Steppen in Ilgezeem bei Riga ein; durch Schiffe ward die sogenannte Wasserpest (Elodea canadensis) aus Amerika nach Europa und zu uns gebracht; durch Ballastsand wurden ehemals viele Fremdlinge zu uns verschleppt, welche sich auf den Ballastplätzen unserer Hafenorte ausbreiteten; neuerdings hat übrigens die letztgenannte Art des Importes aufgehört, weil die modernen Dampfschiffe Wasser statt Erde als Ballast aufzunehmen pflegen.

Alle diese Pflanzen, welche durch Vermittelung des Menschen verbreitet werden, faßt man als synanthrope Gewächse zusammen und stellt sie den einheimischen oder indigenen Florenelementen gegenüber.

Nachdem wir nun einige der wichtigsten Faktoren kennen gelernt haben, welche bei der Entstehung der Vegetation eines Landes maßgebend sind, nachdem wir ferner einen Blick auf den mutmaßlichen Entwickelungsgang unserer Flora geworfen haben, wollen wir zum Schluß unsere Pflanzenwelt, wie sie jetzt ist, mit ein paar Streiflichtern beleuchten. Doch will ich aus den folgenden Betrachtungen diejenigen Vegetationstypen ausschließen, welche der Kultur ihr Dasein verdanken. Zwar sind auch Feld und Kunstwiese botanisch interessant, Park und Garten meist künstlerisch schöner als manche natürliche Landschaft, aber dennoch sind diese Kunstprodukte dem Naturfreunde weniger lieb und wert. Sie verhalten sich zur unverfälschten Natur etwa wie die formvollendete Marmorstatue des Apoll von Belvedere zur schlichten Person eines lieben Freundes.

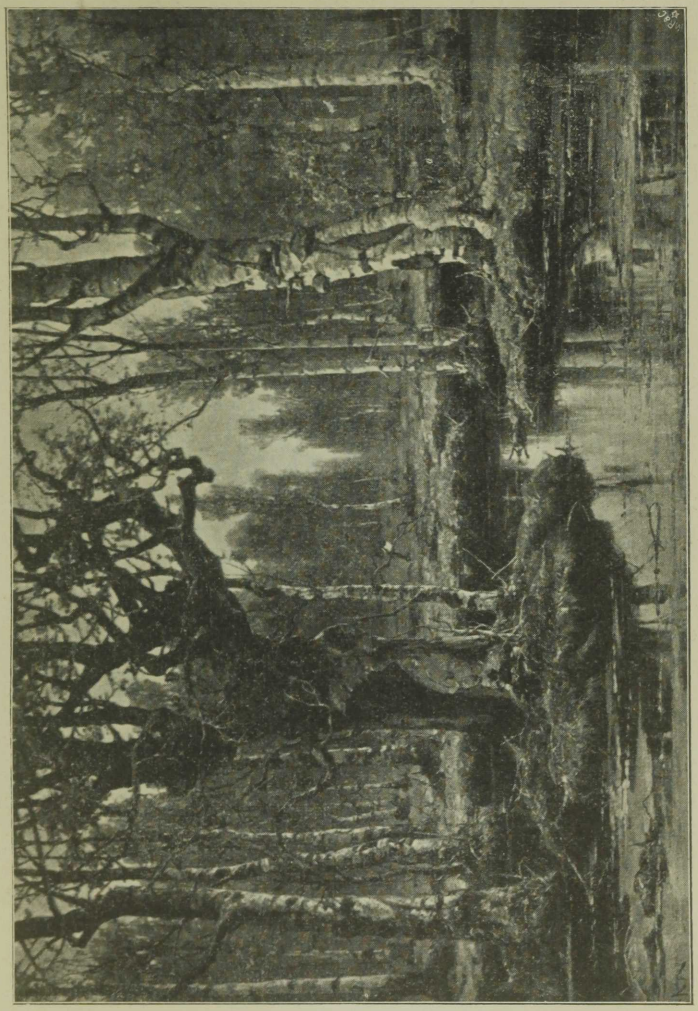


Fig. 19. Julius Klever, Birkenbruch im Frühling.

Ich fordere dich also auf, verehrter Leser, mich in Gedanken auf einer Exkursion in unsere heimatliche Pflanzenwelt zu begleiten. Weit hinter uns lassen wir die dumpfe Stadt mit ihrem Menschengewimmel auf engen Straßen, mit ihrem Kohlenrauch

und Fabrikgetöse, mit ihrer Kleinlichkeit, ihrer Klatschsucht und beginnen unsere Wanderung etwa an einem frühen Juni-Morgen beim Meeresgestade. Glatt und glänzend gleißt vor uns die unendliche See, weiß und weich wölbt sich zu unseren Füßen der lockere Sand. Hin und wieder huscht ein munterer Strandläufer schnellfüßig dahin, sein graugelbes Gefieder ist an Farbe von dem feuchten Küstensande kaum zu unterscheiden. Die äußerste Uferlinie ist kahl und vegetationslos, erst in einiger Entfernung, wo die spielenden Meereswogen nicht hinreichen, herrscht die eigentümliche, spärliche Strandflora. Hie und da bloß wächst eine Staude, halb begraben unter dem pulvertrockenen Sande. Niedrige, sparrig verästelte Kräuter begegnen uns zumeist, derbstengelig und dickblätterig, mit kleinen, unscheinbaren Blüten: Strandmiere (Honkenya peploides), Salzkraut (Salsola kali), Meersenf (Cakile maritima) und wie sie alle heißen. Fig. 10 (S. 208).

Der feine Sand, von den Wellen ans Ufer gespült, ward hier durch die Sonne getrocknet und dann vom Winde landeinwärts getrieben. Traf er auf ein Hindernis, so türmte er sich auf; immer höher und breiter wurde der anfänglich kleine Hümpel, es entstand eine Düne. Bevor wir aber diese betreten, wenden wir uns der Niederung zu, die an der Mündung eines Bächleins zwischen den Dünen gelegen ist. Fig. 11 (S. 210). Durch Schlammablagerungen aus dem süßen Wasserlauf auf der einen und aus dem Meere auf der anderen Seite hat sich hier über dem sterilen Sande eine fruchtbare Erdschicht gebildet, auf welcher eine Strandwiese entstanden ist. Zahlreiche niedrige Kräuter und Gräser wachsen so dicht gedrängt, daß sie den Erdboden völlig bekleiden. Die rosenroten Sternchen des Tausendgüldenkrautes (Erythraea linariifolia) wechseln ab mit den wunderlichen Köpfchen des Erdbeerklees (Trifolium fragiferum), dazwischen sprießen Strandwegerich (Plantago maritima), Dreizack, (Triglochin maritimum) und wohl gar die stattliche Meerstrands-Aster (Aster tripolium).

Nun ersteigen wir die Düne. Dürftig und kümmerlich ist ihre Vegetation. Kein Wunder auch, da die Pflanzen nicht

nur Mühe haben dem mageren Boden ihr bischen Nahrung abzuringen, sondern außerdem immer und immer wieder vom herangewehten Sande überschüttet werden. Nur solche Pflanzen mögen hier gedeihen, welche den aufgelagerten Streusand immer wieder durchwachsen können, die also mit der Höhenzunahme der Düne Schritt zu halten vermögen. Dieses sind einige hochhalmige Grasarten. Fig. 10 (S. 208), die graublaue Strandgerste (Hordeum arenarium), das steifblättrige Sandrohr (Ammophila arenaria), das dürre Reitgras (Calamagrostis epigeios). Eine immense Bedeutung haben diese schmucklosen Pflanzen für unsere Strandgegenden, denn indem sie die Dünen von unten bis oben durchwachsen, „binden" sie dieselben, d. h. verhindern sie mit dem Winde weiterzuwandern. Wehe, wenn dieses Binden nicht gelingt; lawinenartig schwillt die Düne im

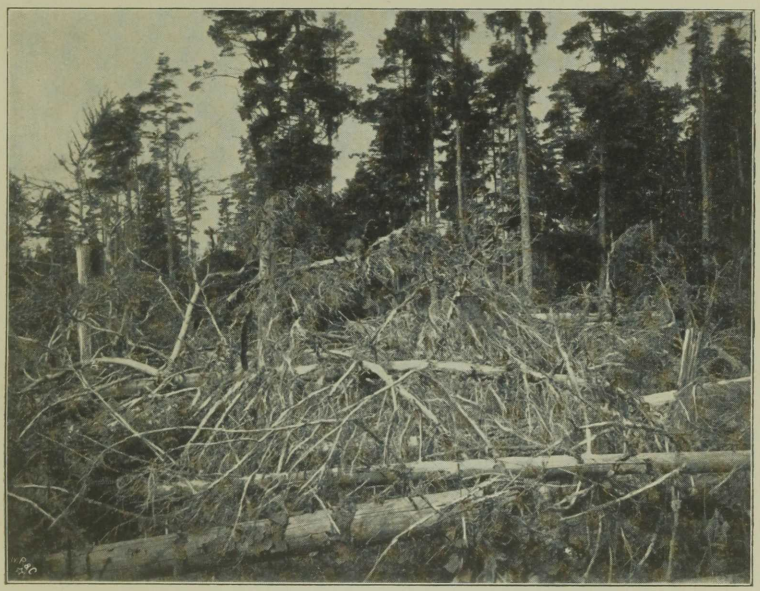


Fig. 20. Undurchdringlicher Wald bei Köppo auf der Insel Dagö.
Phot. K. R. Kupffer.

Laufe der Jahre an, unaufhörlich bläst der herrschende Seewind Sandkörnchen um Sandkörnchen den einen Abhang hinauf und läßt es auf der Landseite bergab kollern. Langsam aber unaufhaltsam wandert die Düne auf diese Weise landeinwärts, alles begrabend, was sich ihr in den Weg stellt; Felder und Wiesen, Sümpfe und Seen, ja sogar Häuser und Wälder verschwinden mit der Zeit. Solche Wanderdünen gibt es in



Fig. 21. Ein „bodenloser" Moortümpel, im Hintergrunde verheidendes Moor und Wald. Phot. K. R. Kupffer.

unserer Heimat hie und da am kurischen und livländischen Strande, namentlich bei Bullen, Magnushof, Zarnikau und Peterskapelle unweit Riga sowie zwischen Tackerort und Gutmannsbach südlich von Pernau. Fig. 12 u. 13 (S. 212 u. 214).

Haben aber die genannten Gräser festen Fuß gefaßt und die Düne gebunden, so können sich in ihrem Schutz andere Pflanzen ansiedeln, zunächst Flechten und Moose, späterhin

Weidengestrüpp. Den Strandgräsern wird es bald zu eng und sie gehen aus, an ihrer Stelle treten Kiefernbäume auf. Fig. 14 (S. 217). Knorrig und krumm stehen, liegen sie da, von Schnee und Hagel gepeitscht, von wütenden Stürmen zerzaust; aber fest

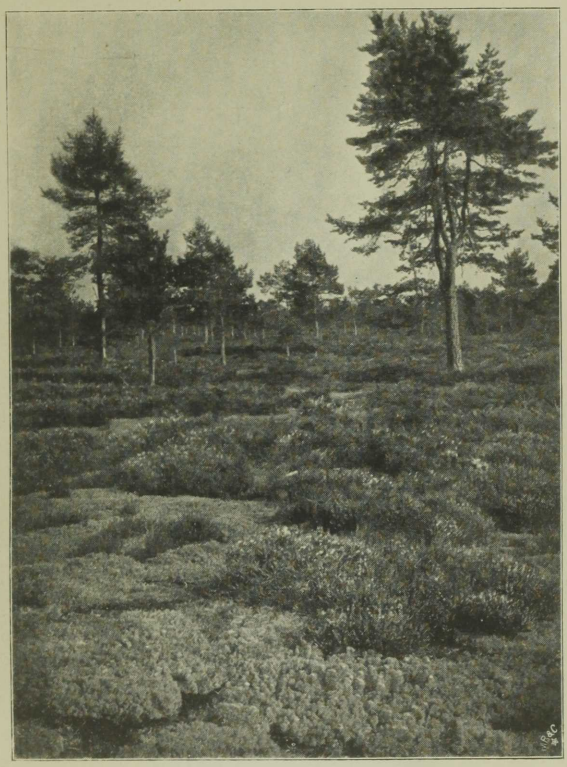


Fig. 22. Die Heide. Im Vordergrunde dichte Polster der Rentierflechte (Flechtenheide), dazwischen blühende Gestrüppe des Heidekrautes (Strauchheide), im Hintergrunde vereinzelte kümmerliche Kiefern (Kiefernheide).
Phot. K. R. Kupffer.

und stark erfüllen sie ihre schwere Aufgabe den landeinwärts sich anschließenden Hochwald vor Unwetter zu schützen. Fig. 15 (S. 218).

Der Hochwald auf Sandboden besteht hierzulande stets aus Kiefern. Fig. 16 (S. 219). Am Boden wachsen zwischen Moosen und Flechten massenhaft Strick-, Schwarz- und Blaubeersträuchlein, (Vaccinium vitis idaea, V. myrtillus u. V. uliginosum); hie und da erfreuen uns die weißen Sterne des zierlichen Siebenstrahls (Trientalis europaea) oder die zarten Blüten des wohlriechenden Schattenblümchens (Majanthemum bifolium). Auch Wintergrün Fig. 7 (S. 203) (Arten von Pirola) finden wir, Wachtelweizen (Melampyrum silvaticum und pratense) und manch anderes Kraut. Schön ist es in unserem Kiefernwalde, solange er nicht durch fortgeworfene Papyrosschachteln und Bonbonhüllen entweiht worden ist. Welch würziger Harzgeruch, welch himmelanstrebendes Gefüge der hochragenden Stämme; wie markig erschallt gerade hier der fröhlich schmetternde Schlag des Finken. Kräftig und grad, herrlich und hoch ist alles ringsum, es erhebt uns Herz und Mut.

Feuchter und fruchtbarer wird weiterhin der Erdboden; die genügsame Kiefer ist hier von der anspruchsvolleren Fichte verdrängt. Düstrer und dunkler wird dementsprechend das Dickicht und nur dicke weiche Moosteppiche können auf dem schattigen Waldboden gedeihen. Köstlich erscheint der majestätische Fichtenwald an einem taufrischen Sommermorgen, wenn an jeder Nadelspitze ein Edelstein funkelt, wenn zitternde Lichtstrahlen schwellende Moospolster smaragden beleuchten. Fig. 17 (S. 221). Lauschig und träumerisch ist's hier im Waldesschatten, lauschig und träumerisch ist auch das trauliche Lied des Rotkehlchens, der sehnsüchtige Sang der Singdrossel. Hie und da, wo eine Lichtung das Waldesdüster unterbricht, labt sich das Auge am Kontrast zwischen goldgrünem Rasen und schwärzlichem Fichtenlaub. Ist's aber um die Zeit, da junge Triebe aus den Winterknospen hervorbrechen, so glaubst du den Wald aus eitel Weihnachtsbäumen zusammengepflanzt, denn wie Kerzen leuchten die gelbgrünen Sproße an den Zweigspitzen.

Bald finden wir mehr und mehr Laubbäume eingesprengt, meist Birken, Schwarzerlen und Espen. Fig. 18 (S. 223). Welche Farbenpracht weisen solche Partien während der herbstlichen

Laubverfärbung! Grün, Rot und Gold sind in allen Schattierungen vertreten. Wie fein und zierlich ist aber erst der Birkenhain, Fig. 19 (S. 225), welchen wir jetzt betreten, namentlich zu Ende April, wenn die Knospen sprießen: schwarz und weiß gescheckt sind die Stämme, schlank und graziös wiegen sich die Zweige, über die Kronen aber ist es ausgebreitet wie ein zarter grüner Schleier; noch steht Frühlingswasser zwischen den Bäumen, in dem die ganze Pracht sich wiederspiegelt. Aus

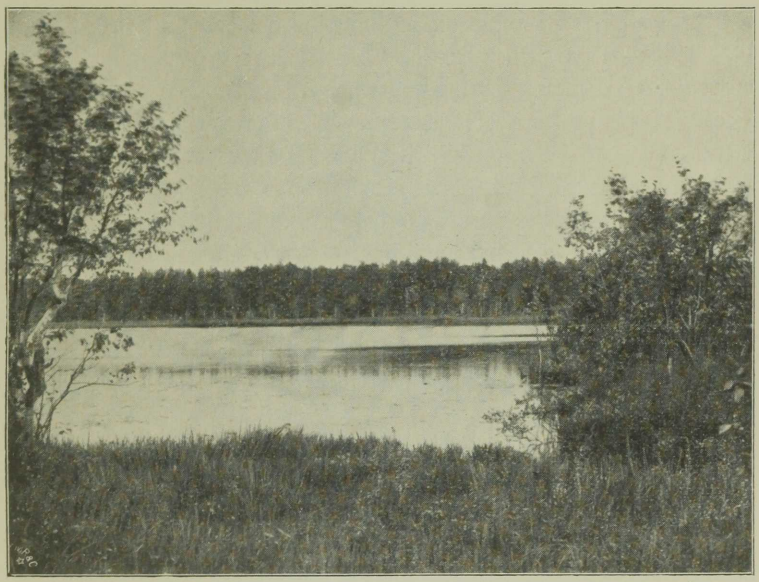


Fig. 23. Seeufer. Phot. K. R. Kupffer.

den Wipfeln aber tönt sanft der weiche Moll-Akkord des Fitis-Laubvogels als musikalischer Ausdruck der Frühlingsstimmung.

Weiterhin ist der Birkenbestand mit anderen Laubbäumen untermischt. Eichen und Eschen, Linden und Ahorn treten auf, dazwischen immer wieder schlanke Fichten; als Unterholz treffen wir Schneeball (Viburnum opulus), die duftende Traubenkirsche (Prunus padus, vergl. Seite 213), zähes

Striesenholz (Lonicera xylosteum) und andere Sträucher, den Boden aber bevölkert eine üppige Flora von seltenen Gräsern und Kräutern. Dicht und dichter wird der Wald, das Gehen gestaltet sich zu mühsamen Vorwärtskämpfen. Hier versperrt wirres Gezweig den Weg, dort liegt ein gestürzter Baumstamm quer vor, trittst du darauf, so zerfällt er in Moder und Mulm, aus dem zahllose Ameisen hervorwimmeln. Fig. 20 (S. 227). Eben turnst du mühsam auf einen Hümpel hinauf, um mit dem nächsten Schritt bis übers Knie in ein Sumpfloch zu versinken. Drückend brennt bereits die Mittagssonne, kein Windhauch regt sich in der feuchtheißen Luft. Das ist die rechte Zeit für all die Fliegen, Mücken, Bremsen und Schnaken, die unter jedem Blatt auf das seltene Opfer lauern. Zu Hunderten und Tausenden fallen sie über den schweißtriefenden Wanderer her; in Mund und Nase, Augen und Ohren dringt das widerliche Geschmeiß. Keine Abwehr hilft, denn schlügest du auch „sieben auf einmal tot", gleich wären sieben mal sieben zur Stelle. Ja! es gehört die ganze Kraft und Ausdauer eines rüstigen Fußgängers dazu, um einige Werst weit durch solch einen Urwald vorzudringen. Dennoch freut es einen, so unmittelbar zu empfinden, daß solche Wildnis auch in unserer Heimat wirklich noch hie und da vorkommt.

Endlich lichtet sich der Wald und jetzt liegt es vor uns, das unheimliche baumlose Hochmoor, aus schwammig-nassem Torfmoos gebildet; schwankend und schwappend versinkt der Boden unter jedem Tritt, nur der Erfahrene kann aus Art und Wuchs der Pflanzendecke die Stellen erkennen, welche gefahrlos zu betreten sind. Fig. 21 (S. 228). Zierlich blühende Kranzbeerranken (Oxycoccus palustris) breiten sich über das Moos, hie und da ist wohl auch die wohlschmeckende Schellbeere (Rubus chamaemorus) eingestreut. Seltsam erklingt hier der eintönige Ruf der Pfuhlschnepfe, unheimlich dröhnt das dumpfe Brüllen der Rohrdommel aus dem nahen Geschilf.

Je weiter je trockener wird das Moor, denn die emporwachsenden Moose ziehen zunächst das Regen- und Schneewasser wie ein Schwamm nach sich, endlich aber ist die maximale Höhe

erreicht, die Moose sterben ab, das Moor trocknet und geht in eine Heide über, auf welcher sich alsbald Zwergsträucher ansiedeln. Porsch (Ledum palustre) und Heidekraut (Calluna vulgaris, früher Erica vulgaris genannt), Krähenbeere (Empetrum nigrum) und Bärentraube (Arctostaphylus uva ursi) sind die bekanntesten Vertreter dieser Vegetation. Unendlich einförmig und trostlos wird die Landschaft; wohin du blickst, nichts als graubraunes, niedriges Gestrüpp oder weißgraue Flechtenpolster, kaum daß das suchende Auge an einigen Krüppelkiefern Ruhpunkte findet. Fig. 22 (S. 229). Tief melancholisch tönt der Gesang der Heidelerche herüber, es ist wahrlich als ob die Heide selbst eine Stimme gefunden hätte, um ihre eigene Schwermut zu klagen.

Endlich Abwechselung: ein breiter See blinkt uns freundlich entgegen. Fig. 23 (S. 231). Gelbe und weiße Seerosen (Nuphar luteum und Nymphaea alba) schwimmen auf der flimmernden Fläche, ihre breiten, lederartigen Schwimmblätter dienen den Wasserhühnern als lebendige Floßbrücken. Nixkraut (Arten von Potamogeton) und Wasserschere (Stratiotes aloides) füllen die Zwischenräume, Froschlöffel (Alisma plantago), Pfeilkraut (Sagittaria sagittaefolia) und andere Pflanzen wachsen an seichteren Stellen, am Ufer entlang aber wispert und zischelt das Röhricht (Phragmites communis) unaufhörlich im Winde. Ebenso unermüdlich und eilig knarrt und schnurrt, flötet und trillert der Chor der Schilfsänger und Rohrsperlinge. Das ist ein Geschnatter und ein Geschwätz, daß einem schier Hören und Sehen vergeht.

In den See mündet ein Flüßchen, an dessen Talsenkung üppige Wiesen sich ausdehnen. Saftig grün sprießt dichtes Gras empor, reichlich blühen darin bunte Wiesenblumen. Fig. 24 (S. 234). Hier hat Mutter Natur aus dem Vollen geschöpft, leuchtend und satt sind alle Farbentöne, würzig und süß die Wohlgerüche. — — Horch, da stimmt sie an, die Künstlerin unter den Sängern, die gepriesene Nachtigal. Leise zagend schwebt der erste Ton dahin, zitternd vor Sehnsucht folgt ihm der zweite, dann aber bricht brünstige Leidenschaft sich Bahn:



Fig. 24. Bächlein zwischen Wiesen und Ufergebüsch.
Phot. K. R. Kupffer.

Bald schmelzend und zart, bald volltönend laut perlen die Akkorde hervor; jetzt schmeichlerisch rufend und lockend, dann jauchzend

in feuriger Luft. Eine Tiefe, eine Glut der Empfindung spricht sich in diesem Naturliede aus, welche selbst unter den Menschen nur das gottbegnadete Genie wiederzugeben vermag. Nicht treffender kann das Lied der Nachtigal charakterisiert werden, als durch Altmeister Goethes ihm gewidmete Strophen:

„Dich hat Amor, gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
„Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
„So, durchdrungen von Gift die harmlos atmende Kehle,
„Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz."

Mittlerweile hat sich die Sonne gesenkt, kaum gedämpft durch fahles Mondlicht, verbreiten sich die Schatten der Dämmerung, feuchte Nebel entsteigen den Gewässern; eins nach dem andren verstummen die Vögelein; die Natur begibt sich zur Nachtruhe. Da erklingt aus jenem Weidengebüsch am Ufersaum eine sonderbare Weise: schnurrende Töne begleiten die krause Melodie, fast scheint es als ob der Sänger sich selbst auf dem Dudelsack akkompagniere. Das Blaukehlchen ist's, das sein Nachtgebet hält. Traulich plätschert das kleine Liedchen dahin, doch fehlt es ihm nicht an Tiefe und Innigkeit. Singend erhebt sich das Vöglein oft von seinem Sitz um mit erregten Flügelschlägen durch die Luft zu schwirren und gegen Ende des Verschens im Bogen auf seinen Ast zurückzukehren. Allmählich werden die Strophen seltner und kürzer, der Klang leiser und schwächer, kaum hörbar verhallen endlich die letzten Töne in der stillen Sommernacht, welt-vergessen — traumverloren.

Viktor Günther-St. Petersburg.

Sehnsucht.

Nächtens tritt sie bei mir ein,
Der ich tags die Tür verschlossen
Als bei Sang und süssem Wein
Ich geschwelgt mit den Genossen,

Setzt sich an des Bettes Rand,
Nestelt an der Seidendecke
Mit der bleichen dürren Hand,
Bis ich auf vom Schlummer schrecke,

Spricht dann leise: schämtest dich
Meiner wohl im Freundeskreise,
Nun der letzte von dir wich
Klopft' an deine Tür ich leise;

Bist doch mein und hast mich gern,
Wolltest's nur nicht offen sagen —
Unter all' die heitern Herr'n
Passt' ich nicht mit meinen Klagen,

Aber nun, wo alles stumm,
Sanft nur weht des Traumes Flügel,
Geh ich heimlich mit dir um
Führ dich über Tal und Hügel . . . .

Komm! Es blüht des Mondes Licht,
Süsse Düfte haucht die Weite —
Deine Sehnsucht lässt dich nicht,
Wandelt nächtens dir zur Seite.

Heimwärts.

Immer, wenn ich heimwärts fuhr
Aus der Grossstadt Lärmgewüte,
Fand ich noch die wehe Spur
Alter Sehnsucht im Gemüte.
Gähnend streckt mein vis à vis
Auf dem Sopha sich zum Schlafen,
In der Ecke der Kommis
Spricht von Waren, Kurs und Hafen;

Ich nur schleiche still hinaus
In den Korridor zum Fenster,
Blicke lange stumm hinaus
Auf des Mondes Lichtgespenster
Und ich seh wie heller Rauch
Niederfliesst auf Feld und Wiesen,
Wie der Schatten dort vom Strauch
Wächst zu einem dunklen Riesen,

Späh', wo fern am Waldessaum
Lichtlein funkeln aus den Hütten,
Hör' das laute Stampfen kaum
Von des Zuges eilgen Schritten . . . .
Geb mich ganz der Einsamkeit
Wieder hin und all dem Frieden,
Den Natur zu jeder Zeit
Irrem Seelenschmerz beschieden.

Achtlos von den Eltern fort
Ging ich einst in eitlem Drange,
Komm ich jetzt zum trauten Ort,
Greift's zum Herzen mir so bange —
Kindheitstraum und Jugendlust
Ruhen hinter Kirchhofsmauern,
Erste Liebe, kaum bewusst,
Schaut mich an in mildem Trauern;
Glühend kommt ein Tränlein her,
Brennt mir auf den kalten Wangen —
Heimat, wär ich nimmermehr
Doch den Weg von dir gegangen! — —

Und ich gehe sacht zurück
Zu den Reisenden im Wagen,
Niemand merkt's an meinem Blick,
Dass ich bittres Weh getragen,
In der Ecke der Kommis
Schwatzt vom Geld und von Betrügen,
Und mein gähnend' vis à vis
Schnarcht mit tierischem Vergnügen.

Ausgenutzte Augenblicke.

Von

Geh. Hofrat Professor Dr. **Wilh. Ostwald**-Leipzig.

Unvergeßlich ist mir noch heute nach fast einem Menschenalter der Eindruck, den ich erlebte, als ich zum ersten Male in der Bibliothek eines chemischen Universitätslaboratoriums unbeschränkt herumstöbern durfte. Es war an der damals blühenden Universität Dorpat, wo wir Jünger der chemischen Wissenschaften unter der geistvollen und liebenswürdigen Leitung Carl Schmidts in die Geheimnisse der Analyse eingeweiht wurden. Mir waren während meiner Schülerzeit nur wenige chemische Werke und niemals Originalveröffentlichungen unserer Meister vor Augen gekommen; auch das chemische Laboratorium und somit die Institutsbibliothek war dem Studenten in den ersten Semestern noch verschlossen; er mußte zuerst eine Prüfung in der anorganischen Chemie bestanden haben, ehe er zum Praktikum Zutritt erhielt. So kann man sich vorstellen, mit welchem Wolfshunger der von seiner Wissenschaft begeisterte Jüngling sich an den reich besetzten Tisch setzte und zunächst natürlich ziemlich wahllos alles verschlang, was ihm in die Hände fiel.

Anfangs waren es Lehrbücher und Monographien, die man im Anschluß an vorhandene Gewohnheiten in die Hand nahm. Dann aber ließ mich mein Lehrer, als ich Präparate anzufertigen hatte, nicht etwa ausgearbeitete Vorschriften ausführen, sondern er gab mir Anweisung, in den älteren Bänden der chemischen Zeitschriften die Beschreibungen nachzusehen, welche die Entdecker

der herzustellenden Stoffe von ihren Versuchen gegeben hatten. So hatte ich mich durch die Untersuchungen O. L. Erdmanns, Laurents, v. Baeyers u. a. über die Oxydationsprodukte des Indigos durchzuarbeiten, um darnach die entsprechenden Präparate herzustellen.

Der erste Eindruck war betäubend, und als ich nach einigen Tagen alles durchgelesen hatte, was vorlag, hatte ich das Mühlrad im Kopfe, das der Schüler im Faust so schön beschreibt. Dann aber ging ich frisch an das Experimentieren und Präparieren; während der langen Pausen, die eine solche Arbeit notwendig mit sich bringt, las ich immer wieder eine Arbeit nach der anderen, und allmählich klärte sich das Bild, so daß ich noch jetzt eine ziemlich vollständige Erinnerung von der ganzen Angelegenheit behalten habe.

Vor allen Dingen aber habe ich außer der Herstellung des Isatins und anderer Stoffe noch eine viel wichtigere Sache gelernt, und zwar ein Ding, für welches ich meinem unvergeßlichen Lehrer ganz besonders dankbar bin. Ich hatte gelernt, daß eine jede wissenschaftliche Entdeckung das Ergebnis eines natürlichen Entwicklungsprozesses ist, der durch mehr oder weniger zahlreiche Irrtümer und nicht lebensfähige Gestalten erst zu einem dauernden Ergebnis führt. Bis dahin war mir die Tatsache, daß eine wissenschaftliche Wahrheit durch Menschen entdeckt wird, nur theoretisch bekannt gewesen; meine Vorstellung von diesem Vorgang streifte sehr nahe an die eines Wunders. Daß ich etwa selbst jemals Entdeckungen würde machen können, war mir überhaupt nicht in den Sinn gekommen; mein ganzer Ehrgeiz beschränkte sich darauf, alles das einmal wiederholen zu können, wovon ich in den Büchern gelesen hatte.

Diese Vorstellungen wurden nun vollständig revolutioniert, als ich jene Arbeiten gelesen und endlich verstanden hatte. Ich hatte den Eindruck, daß das Entdecken eigentlich eine ganz einfache Sache war. Man nahm eben nur zwei oder mehr Stoffe, die bis dahin noch nicht miteinander zur Reaktion gebracht worden waren, ließ sie aufeinander wirken und sah hernach zu, was daraus geworden war.

Dieser zunächst eingetretene Überschwang wurde allerdings sehr bald wieder gedämpft, als mir die mannigfaltigen experimentellen Schwierigkeiten entgegentraten, die mit solchem „Nachsehen" verbunden sind, selbst wenn man den Weg mit einem Führer macht. Aber die Freude an dem Studium der Originalliteratur wurde hierdurch nicht geringer, sondern größer. Erschien das Entdecken als eine innerhalb menschlicher Kräfte gelegene Sache, so sah ich doch auch ein, daß es doch außergewöhnliche Kräfte sind, durch deren Betätigung allein solche Resultate entstehen. In das Geheimnis der Wirkungskreise dieser Kräfte einzudringen, war nun eine neue reizvolle Aufgabe geworden, für welche der Eifer durch meinen Lehrer genährt und gesteigert wurde.

Carl Schmidt war ein Schüler Liebigs und hatte in seinen jungen Jahren bahnbrechende Arbeiten gemacht. Seine mit dem Mediziner Bidder zusammen veröffentlichten Arbeiten über Verdauungssäfte und Stoffwechsel, welche die Entdeckung der freien Salzsäure im Magensafte brachten, sind ein dauerndes Zeugnis seiner weitreichenden wissenschaftlichen Gedankenbildung und seiner ungeheuren Arbeitskraft. In seinem „Entwurf einer allgemeinen Untersuchungsmethode der Säfte und Sekrete des tierischen Organismus" hat er die mikroskopische Analyse begründet. Doch gehörte er zu den Männern, die ihre gesamte Fähigkeit zu originaler Gedankenbildung bereits in verhältnismäßig frühem Alter ausgeben, und zwar zweifellos durch Überarbeitung. Ich habe es aus Schmidts eigenem Munde, daß er während seiner physiologischen Untersuchungen, um dem Stoffwechsel seiner Versuchstiere analytisch nachzukommen, von den vierundzwanzig Stunden des Tages zwanzig am Laboratoriumstische und die übrigen vier auf einem im Laboratorium errichteten Feldbett zugebracht hat. Übrig geblieben war ihm zu meiner Zeit seine staunenswerte analytische Geschicklichkeit, sein unermüdlicher Fleiß (den er auf Wasseranalysen richtete) und eine geradezu märchenhafte Literaturkenntnis. Wenn man ihn nach irgend einer älteren Arbeit fragte, so wußte er nicht nur Autor und Zeitschrift zu nennen, sondern er griff einfach in die Reihen seiner Bibliothek

(die gleichzeitig Studierzimmer und Laboratorium war) und holte den Band heraus, welcher die gewünschte Abhandlung enthielt.

Man kann sich denken, wie dies dem strebsamen Jünger imponierte. Aber es hätte dieser und der in Schmidts Vorlesnngen über Geschichte der Chemie (beiläufig die einzige Vorlesung, welche ich als Student wirklich zu Ende gehört habe) enthaltenen Anregungen nicht bedurft, denn mit dem oben geschilderten Wolfshunger nach wissenschaftlichem Lesestoff vereinigte sich damals ein Straußenmagen, der alles vertrug, indem er, was er nicht verdauen konnte, auf sich beruhen ließ. Ich begann einfach, Liebigs Annalen der Chemie, Grens, Gilberts und Poggendorffs Annalen der Physik, das Journal für praktische Chemie nebst seinen Vorläufern und später auch die französischen und englischen Zeitschriftreihen Band für Band durchzulesen. Das meiste allerdings nur flüchtig, wie man eben ein unterhaltendes Buch liest; große Strecken mußte ich auch überschlagen, wenn sie mir ganz unzugänglich schienen. Aber insgesamt habe ich durch dieses jahrelang fortgesetzte Verfahren einen so lebendigen Eindruck von der Entwicklung der Wissenschaft bekommen, daß sich für die meisten meiner späteren Werke eine geschichtliche Darstellung von selbst ergab.

Wenn ich hier so lange von mir und meinen Erlebnissen gehandelt habe, so ist es geschehen, weil es sich um die Beschreibung einer typischen Erscheinung handelt. Es ist wohlbekannt, in welchem Maße die in der Jugend aufgenommenen Eindrücke im weiteren Leben nachwirken; der zu jener Zeit aufgelegte Einschlag zieht sich durch das ganze geistige Gewebe des späteren Menschen hindurch. So ist die Verfügung über Quellenliteratur mir seitdem ein unentbehrliches Bedürfnis geworden; an allen Stellen, an denen ich später zu wirken hatte, war es eine meiner ersten Sorgen, meinen Arbeitsgenossen und mir jenes unentbehrliche Hilfsmittel zu freiester Verfügung zu halten. Ich habe damals gelernt, daß die Neigung und Fähigkeit, eine Frage in ihrer geschichtlichen Entwicklung aufzufassen, für die wissenschaftliche Ausbildung des Chemikers (und jedes anderen

Forschers) ähnlich wichtig ist, wie die Neigung und Fähigkeit zu sauberer und gewissenhafter manueller Arbeit.

Im Laufe der Zeit ist mir dann noch eine andere Eigenschaft entgegengetreten, die einer derartig ausgestatteten Bibliothek zukommt. Die früh erworbene Neigung, die ältere Zeitschriftliteratur im Original zu lesen, auch wenn es sich nicht um bestimmte Fragen handelte, mit anderen Worten, das Herumschmökern in jenen alten Bänden hatte mich von jeher zu allerlei nicht eben naheliegenden Gedanken und Versuchen angeregt. Als nun im Laufe der Zeit die Anzahl der Mitarbeiter und damit auch der Bedarf und Verbrauch von Themen für die wissenschaftliche Arbeit wuchs, erwies sich jene Gewohnheit als überaus hilfreich. Wieviel Themen für künftige Arbeiten sind mir nicht bei jener scheinbar nutzlosen Tätigkeit in die Hände gefallen! Hieraus ergab sich eine entsprechende Mannigfaltigkeit der Arbeiten, die im Laboratorium ausgeführt wurden, und damit ein Vorteil für die Studenten, den ich nicht gering anschlage.

Bei der Ausbildung zu selbständiger wissenschaftlicher Tätigkeit, welche jetzt (im Gegensatze zu der früher üblichen Ausbildung in der bloßen Beherrschung des Vorhandenen) die eigentliche Aufgabe der Universität ist, ist das Nächstliegende, daß der Lehrer den Schüler an seinen eigenen wissenschaftlichen Arbeiten beteiligt und ihn so an einem Punkte in die Forschertätigkeit einführt, den er selbst eben ganz beherrscht und der ihn mit dem lebhaftesten Interesse erfüllt. Hieraus ergibt sich ein psychologisches Moment, das für den Einfluß des Lehrers von größter Bedeutung ist, denn nichts teilt sich dem empfänglichen Gemüte des Jüngers leichter mit, als ehrliche Begeisterung des Lehrers für seine Sache. Ja wir sehen oft, daß dessen Ansichten von den Schülern viel leidenschaftlicher und rücksichtsloser vertreten werden, als von ihm selbst. Neben großen Vorzügen hat aber dies Verfahren den Nachteil, daß es die Gefahr einer gewissen Einseitigkeit für den Schüler mit sich bringt. Nun gehöre ich allerdings zu den wohl noch wenig zahlreichen Leuten, denen die Redensart von der „abgeschlossenen Bildung" eine mit Abscheu gemischte Verachtung einflößt. Bildung ist ihrer Natur nach nie

abgeschlossen, denn die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Wirklichkeit ist überall unendlich, und so müßte es auch eine Bildung sein. Eine jede Bildung, die mit dem Anspruche der Abgeschlossenheit auftritt, kennzeichnet sich dadurch von vornherein als eine Scheinbildung. Der Anschein, daß es eine abgeschlossene Bildung geben könne, entsteht daher nur dann, wenn man sie auf ein eng begrenztes Gebiet beschränkt und alles andere willkürlich als nicht zur Bildung gehörig ausschließt. Die Anwendung dieses Satzes auf konkrete Fälle mag dem Leser überlassen bleiben.

Aber wenn auch eine vollständige wirkliche Bildung nie erreichbar ist, so ist doch ein genügendes Maß von Mannigfaltigkeit in ihr sehr wünschenswert. Sind Zeit und Mittel beschränkt, so ist eine bewußte Einschränkung des Kreises der Bildung notwendig, und man kommt zu solideren und brauchbaren Ergebnissen, wenn man diese zunächst mehr nach der Tiefe als nach der Breite anstrebt. Denn jedes genau und sicher erkannte Stückchen Wahrheit ist hernach ein untrüglich strenger Maßstab für alles andere Wissen, denn was damit in ersichtlichem Widerspruch steht, ist sicher falsch, wenn man auch den vorhandenen Fehler nicht einzeln nachweisen kann. Diesen Zustand muß der Wissenschaftler vor allen Dingen zu erreichen suchen; von da ab aber muß er weiter gehen und muß seinen Kreis erweitern mit dem Bewußtsein, daß seine Aufgabe eine unendliche und daher nie vollständig ausführbare ist.

Und damit kommen wir auf unseren Gedankenweg wieder zurück. Hat der Schüler nur den Ideenkreis kennen gelernt, in dem sich soeben die Forschungen seines Lehrers bewegen, so kommt er nur zu leicht zu der Vorstellung, daß es außerhalb desselben Beachtenswertes nicht viel gibt; er gewinnt eine „abgeschlossene Bildung“ im borniertesten Sinne. Fügt man die allgemeine psychologische Tatsache hinzu, daß von solchen eifrigen Schülern gerade die schwächsten Seiten des Lehrers mit dem größten Eifer übernommen zu werden pflegen, so ergeben sich anschaulich die sehr großen Gefahren, welche die oben geschilderte natürliche Methode in der wissenschaftlichen Erziehung mit sich bringt.

Das Gegenmittel liegt auf der Hand: es besteht darin, daß man die nebeneinander arbeitenden Schüler mit möglichst verschiedenartigen Aufgaben aus dem großen Gebiete der Wissenschaft beschäftigt. Ein jeder gewinnt dann die anschauliche Überzeugung, wie groß die Wissenschaft ist, und wie viele Probleme außer dem seinen es in ihr gibt. Daneben lernt jeder einzelne nicht nur die Mittel und Methoden seines eigenen Problems kennen, sondern auch mehr oder weniger die seiner Nachbarn und Arbeitsgenossen. Dies ergibt einen weiteren Zuwachs an Allgemeinheit der Bildung. Und so ließen sich noch einige Punkte anführen, welche in gleichem Sinne zugunsten der Mannigfaltigkeit sprechen.

Wie ermöglicht es nun der Lehrer, diese Mannigfaltigkeit von Problemen zu gewinnen? Es gibt mancherlei Mittel dazu; eines der wirksamsten und gleichzeitig zugänglichsten ist das „Herumschmökern" in der Bibliothek, das ich vorher beschrieben habe. Ich habe mir, da ich nicht Tabak rauche, zur Ausfüllung verlorener Viertelstunden (z. B. der Zeit zwischen dem Augenblicke, wo zum Essen gerufen wird, bis zu dem, wo man zu essen bekommt) diesen Zeitvertreib angewöhnt, und nachträglich kann ich die Fälle nicht zählen, in denen ich so Gedanken gefunden habe, die in irgend einer Weise mich über Hindernisse befördert haben, welche ich lange Zeit nicht hatte überwinden können. Und Themen zu „Arbeiten" habe ich auf diese Weise immer in reichlichem Vorrat gehabt, trotzdem zuzeiten sehr erhebliche Ansprüche nach dieser Richtung zu befriedigen waren.

Aber es sind nicht nur die Bedürfnisse des Professors, die durch solches Herumstöbern in alter Literatur befriedigt werden. Durch das Verfolgen vergangener wissenschaftlicher Streitigkeiten, die ja nie ausgeblieben sind, gewinnt man unwillkürlich eine Art persönlicher Kenntnis vom Charakter und der Denkweise der Beteiligten sowie eine Art praktischer Erfahrung über die Klippen des wissenschaftlichen Denkens: beides Bereicherungen der eigenen Bildung, deren Wert man sehr hoch einschätzen muß. Man gewinnt ein lebhaftes Gefühl für den wissenschaftlichen und persönlichen Stil, ärgert sich gelegentlich über die Breite und

Verwaschenheit in der Gedankenführung des einen, erfreut sich an der knappen Klarheit des anderen und versucht bei seinen eigenen Arbeiten das zu erreichen, was uns so erfreulich am anderen berührt hatte. Kurz: ein guter Teil des Gewinnes, den ein regelmäßiger Umgang mit geistvollen und kenntnisreichen Leuten mit sich bringt, läßt sich aus einem solchen vertrauten Verhältnis mit der Sammlung alter Zeitschriftenreihen entnehmen.

Hierbei macht sich allerdings einiger Unterschied in den verschiedenen Wissenschaften geltend. In den Naturwissenschaften ist so gut wie der ganze unmittelbare Fortschritt der Forschung in den Zeitschriften enthalten. Nur verhältnismäßig selten vertraut man neue Tatsachen und Gedanken zuerst den Blättern eines Buches an. Gewohnheitsmäßig sucht der Naturforscher, wenn er die Literatur irgend einer Frage studieren will, ausschließlich die Zeitschriftenliteratur ab und benutzt Bücher nur insofern, als er in ihnen einen kleineren oder größeren Teil dieser Sammelarbeit bereits getan zu finden hofft. Ähnlich ist es auch in der Medizin, wenn auch dort bereits nicht selten Originalunterſuchungen in Buchform oder doch als selbständige Hefte erscheinen. Die anderen Wissenschaften stufen sich mehr und mehr nach der Seite des Buches ab, und in der Philosophie pflegt das letztere vorzuherrschen. Doch scheint mir überall eine Wendung auf den anfangs geschilderten Zustand im Gange zu sein. Sie wird vor allen Dingen dadurch hervorgerufen, daß heute viel mehr als früher der einzelne angesichts der regen Mitarbeit auf seinem Gebiete das Bedürfnis empfindet, seine Ergebnisse rechtzeitig durch Veröffentlichung in Sicherheit zu bringen. Dies geschieht aber am leichtesten in einem kürzeren Zeitschriftaufsatz. Hierdurch erklärt sich gleichzeitig die außerordentliche Breite, welche die gesamte wissenschaftliche Literatur unserer Tage angenommen hat. Sie enthält neben den vollwichtigen Goldkörnern, aus denen später wertvolle Münzen geprägt oder schöne Geräte gefertigt werden, die den geistigen Schatz der Menschheit vermehren, noch massenhaft taubes Gestein, welches vom Strome der Zeit davon geführt wird, während die Goldkörner liegen bleiben.

Solches Gestein ist in jenen alten Bänden auch enthalten und gibt dem nachdenklichen Leser eine Anschauung von der Lagerstätte, in welcher sich die Goldkörner ursprünglich befunden hatten, und somit eine Anschauung von den Formationen der Wissenschaft, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den geologischen Formationen erkennen lassen. Während aber in der zusammenfassenden und Lehrbuchsliteratur die aus der Geologie wohlbekannten Verwerfungen, Faltungen und anderen Störungen in der ursprünglichen Lage der Schichtungen fast unvermeidlich eintreten, die hernach deren Beurteilung unter Umständen fast unmöglich machen, gewährt die alte Zeitschriftliteratur uns einen Einblick in die ursprüngliche Schichtbildung, der durch nichts gestört und getrübt ist. Dies ist ein sehr großer Vorzug, denn wir können hier am unbehindertsten alles lernen, was aus solcher Kenntnis gelernt werden kann, und das ist nicht wenig.

So erweisen sich die langen und äußerlich langweilig aussehenden Reihen uniformer Bände der Zeitschriften, in denen unsere wissenschaftliche Literatur zum größten Teile in ihrer unberührtesten Form niedergelegt ist, als eines der erfolgreichsten und gleichzeitig unterhaltendsten Hilfsmittel für Betätigungen aller Art, die mit der Wissenschaft irgendwie zusammenhängen. In unserer Zeit, die sich so energisch vom engen Spezialistentum wieder ab- und erweiterten Auffassungen aller Arbeit zuwendet, wird die Benutzung dieses Hilfsmittels sich auch notwendig mehr und mehr verbreiten, und was bisher ein Leckerbissen für einige wenige war, wird allgemeine Nahrung werden. Wie der Riese der Wissenschaft nur durch Berührung mit der mütterlichen Erde der Erfahrung seine Kräfte behält und machtlos wird, wenn er in die luftigen Regionen der reinen Spekulation erhoben wird, so behält die Kenntnis der Wissenschaft ihr eigentliches Leben im Geiste des einzelnen nur, wenn sie durch unmittelbare Berührung mit den Werken ihrer großen Meister fortdauernd belebt wird.

Das gläserne Fräulein.

Es war ein feines Mägdelein,
Das hatte gläserne Gliederlein.
Das hatte einen gläsernen Zopf
Und eine Krone aus Glas auf dem Kopf.

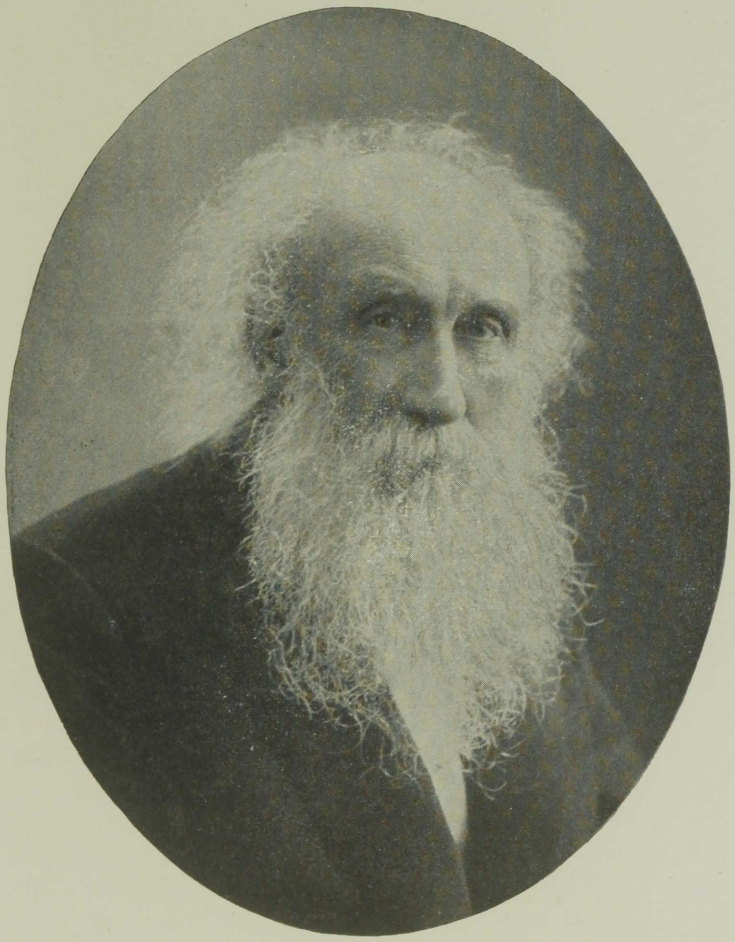
Und das war natürlich wunderschön
Und alle Leute kamen's zu sehn,
Die staunten und sagten Wunder was
Und wünschten, sie wären auch aus Glas.

Da kam einmal ein Jung-Gesell,
Der hatte Augen keck und hell.
Der frug nicht lange aus und ein
Und hat geküsst das Mägdelein.

Doch wie sich küssten alle zwei,
War's mit dem Mägdelein vorbei.
Es hat geknackt, das Glas zerbrach
Und es blieb ganz und gar nichts nach.

Drum, wer zerbricht und wer nicht hält,
Taugt nichts für unsre heut'ge Welt.
Und wenn man freit ein Mägdelein,
Darf's nicht aus sprödem Glase sein.

Karl Manfred Kyber-Charlottenburg.



Julius O. Grimm.

Julius Otto Grimm.

(Geb. 6. März 1827 in Pernau, † 7. Dezember 1903 in Münster.)

Ein Künstlerleben und -Schaffen.

Von

Carl Hunnius.

Unsere Heimat ist keineswegs arm an Kompositionstalenten, aber es liegt an der Enge unserer Verhältnisse, wenn wir sie meist nur auf dem Gebiete der Klavier- oder Gesangskomposition sich betätigen sehen. Es gehört schon zu den Seltenheiten, bei einem Balten musikalisches Talent, Neigung und gründliches Studium derart vereinigt zu finden, daß sein Schaffen sich den höchsten und schwierigsten Gebieten der Tonkunst zuzuwenden vermag. Wo das der Fall ist, wird meist ein glücklicher Stern über dem Leben des Künstlers gestanden haben, so daß er früher oder später von reichsdeutschem Geist- und Kunstleben befruchtet, — oft den größten Teil seines Lebens jenseits der Grenze zugebracht haben wird, wo die Bedingungen für das Reifen und Werden eines Talentes in der Weite eines so anregungsreichen Geisteslebens ungleich günstigere sind. — — Es ist das Jahr 1848. Ein lauer Sommerabend liegt über dem alten Dorpat. Aus den Fenstern eines Gasthauses, wo die akademische Liedertafel ihre wöchentlichen Übungen hält, ertönen die zarten Klänge des Schumannschen Chorliedes aus op. 36 „Der träumende See". Als die begeisterte Stimmung für den Komponisten des Liedes ihren Höhepunkt erreicht hat, dessen Ruhm damals gerade im Aufsteigen begriffen war, überrascht ein eintretender Student

die Anwesenden mit der Nachricht, daß soeben Robert und Klara Schumann auf einer Konzertreise nach St. Petersburg hier eingetroffen seien. Sofort taucht der Vorschlag auf, dem verehrten Meister ein Ständchen zu bringen. Man begibt sich zum Absteigequartier des Künstlerpaares, und unter der kunstsinnigen Leitung eines jungen stud. phil. ertönen alsobald der „träumende See" und die „Minnesänger" von Schumann und Mendelssohns „schöner Wald" vor dem Fenster der freudig überraschten Ankömmlinge, die es sich nicht nehmen lassen, den so echt musikalischen und feinsinnigen Interpreten ihrer Lieder persönlich kennen zu lernen. Schumann drückt dem jungen Studenten dankbar die Hand und bittet ihn, seinen vielversprechenden musikalischen Bestrebungen treu zu bleiben.

Julius Otto Grimm, der damals dem berühmten Meister gegenüberstand, ahnte es noch nicht, daß diese Begegnung entscheidend für seine Lebensentwicklung werden sollte, beiden wurde dieses erste flüchtige Zusammentreffen zum Anfang eines Freundschaftsverhältnisses, das erst der Tod des Älteren lösen sollte*).

Grimm ist 1827 in Pernau geboren. Der Vater Otto Jul. Franz war daselbst Militärapotheker und starb schon 1830. Die Mutter Amalie, eine geborene Reddelin, folgte ihm bereits das Jahr darauf, so daß der früh verwaiste Knabe seine weitere Erziehung einer Tante und Cousine verdankt. Da die Verhältnisse zur Beschränkung nötigten, mußte auch der bereits früh sich offenbarende Drang zur Musik auf eine entsprechende Befriedigung verzichten. Sein sehr verehrter Lehrer am Pernauschen Gymnasium, Viktor Hehn, war ihm der verständnisvolle Führer durch die oberen Klassen. 1844—1848 studierte er in Dorpat Philologie, doch zog ihn nach seinem eigenen Geständnis „Polyhymnia mehr als Clio" an und übte der akademische Musikdirektor Friedr. Brenner einen wichtigeren Einfluß auf den Jüngling als die übrigen Professoren**). Daß er während

*) Dr. August Preising, Jul. Otto Grimm. Ein Gedenkblatt zu seinem 70. Geburtstage. Münsterer Anzeiger 1897 Nr. 62 und später wiederholt zitiert.

**) Ich entnehme die meisten Notizen über Gr.s Lebenslauf seinen

seines Studiums auch für Pflege des Chorgesangs unter den Kommilitonen Zeit gefunden, beweist seine Bemerkung: „Den Männerchor unter meinen Korpsbrüdern der Fraternitas Rigensis hatte ich stramm im Zuge". Dennoch besteht der 21jährige im Jahre 1848 in Ehren sein Oberlehrerexamen. Die musikalische Ausbildung dieses Lebensabschnitts beschränkt sich eigentlich nur auf den gediegenen Klavierunterricht seiner Cousine, Fräulein Wilhelmine Grimm, einer ebenso musikalisch wie geistig hochgebildeten Dame, in deren Händen das ungewöhnliche Talent des Knaben die beste erste Ausbildung erhielt.

In der Zwischenzeit, wo er bereits für die Universität als reif erklärt war, ohne noch das gesetzliche Alter zur Aufnahme erlangt zu haben, beschäftigte er sich als Autodidakt mit der Harmonielehre nach Anleitung eines Buches, da er in Pernau keinen Lehrer dafür fand. Ohne auch in Dorpat eigentlichen systematisch-theoretischen Unterricht empfangen zu haben, verdankt er doch dem Umgange und Rat Brenners manchen vorteilhaften Einfluß auf seine theoretische und praktische Weiterbildung. Es beginnen nun die drei Jahre seiner Hauslehrerstellung beim Kommerzienrat Tunder in Petersburg. Die kunstsinnige Frau vom Hause und ihre dichterisch begabte Tochter Marie*), die Bekanntschaft mit dem genialen Pianisten Adolf Henselt machten ihm auch hier trotz des gewissenhaft betriebenen Sprachunterrichts dennoch alle der Musik gewidmeten Stunden zu Freudenzeiten und Höhepunkten seines Petersburger Lebens. Nach Abschluß des Triennums bedankt sich der Vater seiner Schülerin bei ihm für die schönen Erfolge seines Unterrichts. „Aber", sagt er, „ich habe doch eingesehen, daß Ihr ganzes Sinnen und Trachten nur auf die Musik gerichtet ist, gehen Sie daher nach Leipzig zum Kon-

eigenen Aufzeichnungen, die ich mit manchem anderen literarischen Material der Güte seiner Tochter Marie in Münster verdanke. Sie finden sich in den „Erinnerungen aus meinem Musikleben", die der Meister auf Wunsch des Musikvereins-Vorstandes in Münster dem Berichte über das Konzertjahr 1900/01 als Nachtrag beigegeben hatte.

*) Von der 15jährigen stammen die Liedertexte op. I Nr. 2 und 6, die ohne Namensnennung geblieben sind. Sie war Grimms damalige Schülerin und ihr ist auch dieses sein erstes Liederopus gewidmet.

servatorium. Ich gewähre Ihnen die Mittel zum sorgenfreien Leben, bis Sie sich selbst Ihren Unterhalt erwerben können*)." Ad. Henselts Ansehen war hier mit in die Wagschale gefallen. Er empfiehlt Grimm seinem Freunde Krägen in Dresden und bewirkt so die wichtige Wendung im Leben des 24jährigen von der ihm freudlosen Wissenschaft zur holden Kunst. So zieht Grimm denn 1851 nach Leipzig, wo gerade — gewiß nicht ohne Bedeutung für den späteren verdienstvollen Interpreten der großen protestantischen Kirchenmusikklassiker im katholischen Münster! — in diesem Jahre die „Bachgesellschaft" ins Leben tritt, der bald auch die „Deutsche Händelgesellschaft" folgen sollte. Der schon damals weltbekannte Ferd. David wird sein Lehrer in der Direktion, Moscheles und Rietz in der Komposition, unter Richter wird Harmonie, unter Mor. Hauptmann Kontrapunkt studiert. Der erste stramme Klavierunterricht am Konservatorium, wo auch Niels Gade sein Lehrer ist, wird ihm von Plaidy erteilt, und Brendel unterrichtet in der Musikgeschichte. Den jüngsten Lehrer, den kaum 20jährigen Geiger Jos. Joachim hatte Liszt kurz vorher als Konzertmeister für Weimar gewonnen.

Die Gegensätze der kommenden Dezennien begannen schon damals in Weimar, wo bereits 1851 das Wort „Zukunftsmusik" auftaucht, und in Leipzig zu keimen. Franz Liszt regt durch seine Erstaufführung Rich. Wagnerscher und Berliozscher Werke in Weimar ein lebhaftes Für und Wider des musikalischen Meinungsaustausches zwischen Leipzig und Weimar an. Bekanntlich hat Grimm in seinem mehr klassizistisch gerichteten Schaffen sich größtenteils ablehnend zu den Bestrebungen der neudeutschen Schule verhalten. Ein neuer anregender Kreis erschloß sich unserem Landsmann im Hause des Professors Moscheles und anderer Leipziger Familien, wie Frege, Preußer, Salomon und Seeburg. Ersterer zog ihn in sein Haus und übertrug ihm einige Unterrichtsstunden bei seinen Töchtern, wogegen er Grimms bedeutendes Klaviertalent noch weiter ausbildete. Rob. und Klara Schumann kamen zuweilen aus Düssel-

*) Dr. Aug. Preising. Am angef. Ort. — 1897.

dorf herüber, in Weimar glänzten Liszt, Joachim und Hans von Bülow; Berlioz erregte großes Aufsehen in den Musikerkreisen. Schumanns traten bald in ein immer näheres Verhältnis zu Grimm. In dem letzten Briefe Rob. Schumanns an Joachim vom 1. Februar 1854 heißt es unter anderem: „Grimm scheint seinem Namen nicht zu entsprechen". 1853 ist das Jahr, wo der junge Brahms, von Schumann aufs wärmste empfohlen, in Leipzig erscheint und von allen Kollegen Grimms mit Spannung erwartet wird. Wir nennen unter ihnen einige Namen, die später in der Musikgeschichte einen mehr oder weniger bedeutenden Klang erhalten haben, wie z. B. Theod. Kirchner, Wold. Bargiel, R. Radecke, C. Riedel, Franz von Holstein, Fr. Gernsheim u. a. Brahms zog zu Grimm, der eine ihm künstlerisch verwandte Natur war, und bald wurde zwischen beiden ein Freundschaftsbund fürs Leben geschlossen. Neben Schumann hat wohl Joh. Brahms von allen Zeitgenossen auf Grimms musikalische Entwicklung den nachhaltigsten und bestimmendsten Einfluß nach der Leipziger Studienzeit ausgeübt. „Da gab's viel Besuch bei uns von Alt und Jung," heißt's in den „Erinnerungen aus meinem Musikerleben". Liszt kam mit H. v. Bülow, Hans v. Bronsart, Klindworth u. a. von Weimar, der alte Wieck mit seiner Tochter Marie (die uns Händels Blacksmith-Variationen vorspielte). Liszt spielte Brahms E-moll Scherzo op. 4 aus dem keineswegs deutlich geschriebenen Manuskript vom Blatt mit erstaunlicher Virtuosität dem Komponisten vor. Professor Jul. Smend*) allein unter allen mir zu Gebote stehenden Quellen erwähnt die für die Leipziger Zeit und ihren musikalischen Widerstreit gegen Weimar charakteristische „Erklärung" von Brahms, Grimm, Joachim und Bernh. Scholz, die als ein „Manifest gegen die neudeutsche Richtung" aus Indiskretion vorzeitig später der Öffentlichkeit preisgegeben wurde und als ein Dokument für die bezeichnende musikalisch konservative Gesinnung unseres Lands-

*) Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. Märzheft 1904. Zu Julius O. Grimms Gedächtnis.

mannes gelten darf, der übrigens sich hier eigentlich mehr gegen Liszt als Rich. Wagner wendet.

Grimm verließ Leipzig 1853 und ging nach Hannover, wo mittlerweile Joachim einen Wirkungskreis gefunden hatte. Hier traf er mit dem kürzlich verstorbenen Franz Wüllner zum ersten Male zusammen. Die drei Freunde, Grimm, Joachim und Brahms, stellen dem jungen Künstler für die Leipziger ein im Polizeistil abgefaßtes Signalement aus, wo es unter der Rubrik „besondere Kennzeichen" von ihm heißt: „spielt auch op. 106 mit Schlußfuge auswendig". Der Vortrag dieser schwierigen Beethovenschen Sonate, die Wüllner ihnen zu ihrer großen Freude vorgespielt hatte, gehörte damals noch zu den Seltenheiten. In den „Erinnerungen" berichtet dann Grimm über manches gemütliche Beisammensein zu vieren (Schumann war auch dabei) — „am Bahnhof zu Hannover gab's einen gemütlichen Tisch mit vier Stühlen und gutem Bier. . . . . Nach einem verplauderten Stündchen pflegten wir wieder auseinanderzugehen. Der Verkehr mit diesen drei Großen, dazu mit Frau Clara Schumann, der edlen Frau und hohen Künstlerin, hat mich nicht nur damals beglückt, sondern meiner ferneren Entwicklung Richtung und Gepräge gegeben. Leider flog die hannoversche Zeit gar zu schnell vorüber." — Begreiflicherweise wird diesem freundschaftlichen Verkehre mit den berühmten Musikern auch ein Briefwechsel entstammt sein. Leider ist es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen von der Tochter des Verstorbenen irgend welche Briefe zu erhalten. Sie schreibt mir u. a., daß ihr in dieser Richtung die Hände gebunden seien. „Der Inhalt der Briefe Brahms-Grimm darf einer gerichtlichen Bestimmung nach nicht benutzt werden. Bei den noch Lebenden sprechen andere Rücksichten mit. In 20—30 Jahren steht man dieser Frage ja vielleicht schon anders gegenüber. Der Briefwechsel umfaßt ungefähr 60 Briefe Brahms-Grimm, ebensoviele etwa Joachim-Grimm und eine noch größere Zahl Clara Schumann-Grimm. Die Briefe datieren bis zum Tode der Beteiligten. Natürlich war die Korrespondenz besonders eifrig in den Jahren von 1854 bis in die 60er Jahre hinein. Original-

Manuskripte besaß mein Vater von Brahms, Joachim und Frau Schumann. — — — Die Briefe der Letzteren sind nicht mehr in meinen Händen. Ich habe sie der ältesten Tochter Marie Schumann geschickt, die mit bewährter Hilfe an der Hand von Tagebüchern und Briefen ein Lebensbild der Mutter herausgibt, von dem bereits seit drei Jahren der erste Band erschienen ist. Der zweite läßt noch immer auf sich warten." — — Ende Februar 1854 erkrankte Schumann — im Sommer 1856 erlag er seinem Leiden. Hans Schmidt*) berichtet, ohne daß ich dafür in meinen Quellen eine weitere Bestätigung finde, auch von einer „Bonner Periode", in der Grimm mit Brahms „zu den Lieblingsjüngern des bereits schwer erkrankten Meisters gehörend, ihm auch mit jenem zusammen den schmerzlichen Liebesdienst erweisen durfte, Schumann, als er sich in einem Augenblicke tiefster Umnachtung in den Rhein gestürzt hatte, dem Leben — wenn auch nur noch einem traurigen Siechtum — zurückzuretten".

1855 sehen wir Grimm als Musiklehrer und Chorleiter in Göttingen, wo meist mit Kräften aus akademischen Kreisen Haydns Schöpfung, Händels Samson und Bachs Weihnachtsoratorium zur Aufführung gelangen. An der Orgel saß stud. phil. Philipp Spitta. 1856 verheiratete sich der junge Meister mit der Tochter des Pianoforte-Fabrikanten Philippine Ritmüller. Es war, wie er scherzend bemerkt, das einzige Mal, daß er im Leben Glück hatte. Sie war seine Klavierschülerin und zeichnete sich durch reizenden Anschlag aus. Sie hat in zahllosen Konzerten des Mannes noch bis in die 80er Jahre solistisch mitgewirkt, aber auch als vortreffliche Hausfrau ihm ein behagliches Künstlerheim zu schaffen verstanden. 1857 weilten die Freunde Brahms, Joachim und Clara Schumann mit ihren Kindern, die sich beim jungen Ehepaar einquartiert hatte, in Göttingen. Es war eine der glücklichsten Zeiten in Grimms Leben, der hier seine geistvollen 4händigen Klavierscherzos op.

*) Illustrierte Beilage der Rigaschen Rundschau, Dezember 1903, S. 97 unten.

4 und 5 schuf, die trotz ihrer starken Beeinflussung vom Geiste Schumanns — doch zu den bedeutendsten seiner Klavier-Kompositionen gehören. Brahms komponierte damals seine Serenaden. Hanslick urteilte über die Scherzis mit richtigem Instinkt 1862: „Ich lasse mir's nicht nehmen, daß er sie in poetischer Umgebung, in weicher glücklicher Stimmung geschrieben hat." 1860 beginnt seine lange, 40jährige, verdienstvolle musikpädagogische und Dirigententätigkeit in der Hauptstadt Westfalens. Er wurde zum Leiter des Musikvereins nach Münster berufen, der sich in der Aufführung von Symphonien, Oratorien, Vokal- und Instrumentalmusik aller Art hohe Aufgaben setzte. Später kam noch die Stellung eines Theorie- und Gesanglehrers an der Akademie und die des Dirigenten der „Liedertafel" und des akademischen Gesangvereins hinzu. Bei dieser seiner überaus glücklichen Lebensarbeit war ihm vor allem seine tiefe und gründliche allgemeine Bildung von Nutzen. Es war seinem hohen künstlerischen Ernst, seiner genialen Eigenart und Direktionsbegabung, seiner liebenswürdig anregenden, hochgebildeten Persönlichkeit zu danken, die auch Widerstrebende zu einmütigen Zusammenwirken zwingt, — daß der Ruf Münsters, namentlich durch die von Grimm geschaffenen Cäcilien-Musikfeste, zu einer Musikstadt ersten Ranges in Deutschland geworden ist. Er hinterließ seinen Nachfolgern Preising und Nießen geordnete und wohleingeführte Musikverhältnisse. Alle Beurteiler sind darin einig, daß seine für einen Musiker ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung, die er ja dem alten Dorpat verdankte, — ihn über seine Berufsgenossen erhob, so daß er alle Fragen seiner Kunst aus höheren Gesichtspunkten erfassen und aus einem reichen Schatze fester, durchdachter Grundsätze zu beantworten wußte. Ihm gehörte auch die musikalisch schöne Form unbedingt zu einem wahren Kunstwerk, das gibt seinem ganzen tondichterischen Schaffen das Gepräge edler Klassicität.*) Als Komponist der konservativen Richtung huldigend, kam er als Dirigent, so manches junge aufstrebende Talent fördernd, doch auch den modernen

*) Dr. Aug. Preising, in der Münsterer Zeitung.

Bestrebungen nach Möglichkeit entgegen. Man hat oft die Frage aufgeworfen, welche wichtigste Eigenschaft den Dirigenten mache. Er hat etwas mit dem geborenen Pädagogen gemein. Nicht allein das scharfe Auge und Ohr, das nie fehlende Gedächtnis, die umfassenden Kenntnisse allein machen beide. Es gehören auch vor allem die ideale Begeisterung und der Charakter dazu — mit einem Wort — die Macht der Persönlichkeit. Diese besaß der eher klein gewachsene, impulsive und von echter Begeisterung durchglühte Mann, der alle zu elektrisieren verstand, und dem auch die wichtige Gabe des Humors in kritischen Augenblicken gegeben war, wo oft ein launiges Wort mehr wert ist als lange Auseinandersetzungen. Es will was sagen, wenn seine Tüchtigkeit, Energie und Beharrlichkeit große Resultate endlich auch trotz bescheidener Mittel zu erreichen vermocht hat, und bei so langer Tätigkeit in engen Verhältnissen die Gefahr des sich völlig Aus- und Überlebens vermieden wurde. Denn als Grimm „den Musikthron in Münster bestieg, waren die Verhältnisse dort noch recht kleinlich." Schließlich war er aber zu der allgemein anerkannten Autorität geworden, und das Wort des „alten Grimm" galt als stets zutreffend und unfehlbar in allen Kunstsachen. Wertvoll sind uns in diesem Zusammenhang die treffenden Bemerkungen eines Augenzeugen seiner Tätigkeit, der die letzten 14 Jahre der Lebensarbeit Grimms aufmerksam verfolgt hat.*) „Der zähe und verschlossene Volkscharakter des Westfalen ist nicht leicht zu nehmen. Wer als Künstler auch auf die Seelen wirken will, muß die Volksseele gut kennen lernen und studieren." Unseren Landsmann befähigte dazu seine scharfe Menschenkenntnis, und das Erbe seiner livländischen Heimat, die humoristische Ader. Schreibt doch die Tochter einmal an den Verfasser: „Es gibt vielleicht nicht viele Familien, deren Leben durch Arbeit, durch gesunden, deutschen Humor so sonnig erhellt und erwärmt wurde, wie in meinem Elternhause." Lassen wir im folgenden weiter Max Puchat zu Worte kommen: „Ich kann die Richtig-

*) Max Puchat, Musikalische Plaudereien in der Sonntagspost der Milwaukeer „Germania" vom Januar 1904: „Julius Otto Grimm. Ein Gedenkblatt." —

keit dieser Worte bezeugen. Hatte ich doch oft das Glück genossen, in dem schmucken, epheuumrankten Hause an der historischen Kreuzschanze zu weilen, — ein trauliches Musikerheim, dessen Pforten gastlich allen Künstlern offenstanden. — — — Es hätte nicht so gewichtiger Empfehlungen bedurft, wie ich sie der Fürsprache von Max Bruch und Jos. Joachim verdankte, — um hier eines herzlichen Empfanges sicher zu sein. Grimm war damals 59 Jahre alt, aber schon umwallte Silberhaar den Denkerkopf, der ein prächtiges Modell für die bildliche Darstellung eines biblischen Patriarchen abgegeben hätte. Seine Gestalt war klein und schmächtig, aber von großer Beweglichkeit. Daß hohe Figur und bedeutender Leibesumfang keineswegs unumgängliche Attribute für einen Dirigenten sind, das beweisen außer Grimm z. B. auch Rich. Wagner und Hans v. Bülow. — Die Anstellung von Virtuosen als Sologeiger im Orchester war ein weiteres Verdienst der Energie Grimms. Die so geschaffene Stelle eines Konzertmeisters kam auch der Pflege der Kammermusik zu gute. Jahre hindurch veranstaltete er jeden Winter hindurch drei Kammermusik-Soiréen. Der genial veranlagte Linkshandspieler und Schüler Joachims, Richard Barth, wirkt 14 Jahre in dieser Stelle neben Grimm und wird ihm so teuer wie ein Sohn. Er rühmt ihm bestrickende Anmut und Innigkeit des Tones, eminente Technik und hohe Intelligenz nach. Eine Verstümmlung der rechten Hand nötigte ihn die Linke auszubilden. — 1874 unternahmen beide eine Reise nach Italien. Der mittlerweile auch als Dirigent der philharmonischen Konzerte in Hamburg und als Komponist zu immer größerer Anerkennung gelangte Freund war auch noch zur Bestattung Grimms nach Münster geeilt und beteiligte sich an der erhebenden Trauerfeier am Sarge des Verstorbenen mit dem ergreifenden Violin-Vortrage eines Bachschen Satzes. Theod. Grawert folgt nach dem Abgange Barths in der Stellung eines Konzertmeisters. Unvergessen bleibt ihm nach Grimms Geständnis, „sein Eingehen auf Bach und Brahms und auf alles Hohe in unserer Kunst, das mitunter nur mit Kampf und gegen Widerstand errungen werden kann.“ — Das sorgfältig gesammelte Programm-

Material aller unter ihm aufgeführten Werke von 1860—1900 ermöglicht uns einen Überblick über die Leistungen Münsterer Musikpflege und die musikalischen Ideale und Geschmacksrichtungen des Dirigenten. Nur selten treten Kompositionen von ihm selbst auf. Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, — vor allem aber Schumann und Brahms sind die Leitsterne, denen er folgt. Namentlich die Chorwerke von Brahms werden hier früh aufgeführt (auch das deutsche Requiem, das Schicksals- und Triumphlied), aber die größten Verdienste im katholischen Münster erwirbt sich der Protestant durch die hingebungsvollste und verständnistiefe Pflege der Musik Bachs und Händels. Er ermöglicht durch die Orchesterbearbeitung zahlreicher Kantaten und des Weihnachtsoratoriums Bachs und vieler Händelscher Oratorien (Israel in Aegypten, Samson, Josua, Athalia, Cäcilienode, Theodora, Acis und Galathea u. a.) ihre Aufführung auch ohne Orgel, da aus konfessionellen Gründen eine Aufführung in der Kirche ausgeschlossen war. Wie sehr diese seine Ausgaben geschätzt wurden, beweist auch schon der Umstand, daß sie von vielen anderen Vereinen benutzt wurden und noch immer im Gebrauch sind. Sein ganzes künstlerisches und persönliches Leben wurzelte in Bachs Musik. Wir können die Charakteristik des Bachdirigenten nicht besser wiedergeben, als es Prof. Jul. Smend getan hat,*) der diesen erzieherischen Eindrücken aus seiner Jugendzeit, welche er den gigantischen Werken verdankt, schöne, von warmer Pietät eingegebene Worte widmet. Wie oft hat hier schon der heranwachsende Knabe unzähligen Klavierproben im kleinen Rathaussaal, vor der Tür stehend, beigewohnt und seine junge Seele an diesen herrlichen Tonwerken gesättigt. Und wenn es sich dann um die Aufführungen der Matthäuspassion in dem berühmten Rathaussaale mit seiner stimmungsvollen spätgothischen Holzarchitektur handelte, — der Straßburger Professor der Theologie muß es, ohne im eigentlichen Sinne Grimms Schüler gewesen zu sein, doch noch

*) Monatsschrift für Gottesdienst und kirchl. Kunst. Märzheft 1904, Seite 82.

nach Jahren gestehen, daß er später wohl manche glanzvollere Aufführung des Bachschen Meisterwerks erlebt habe, „aber frommer und feierlicher wurde nirgend gesungen als unter dem Anschauen von Grimms bewegtem, stillen Antlitz. Und Sänger und Hörer standen nirgend wie hier unter einer heiligenden Zucht. Was viele Hunderte in solchen Stunden wahrer Andacht empfingen, wird nicht vergehen." Ich kann es mir hier nicht versagen, die wertvollen, weil aus persönlicher Tradition stammenden Bemerkungen Dr. Jul. Smends über Grimm weiter anzuführen, die ich dem autoritativen Fachmanne verdanke. Sie sind teils seinem vortrefflichen Aufsatze über die verschiedenen Aufführungen der Matthäuspassion*), teils brieflichen Äußerungen an mich entnommen.

„Ich kann mich noch gut in das Hochgefühl zurückversetzen, das mich überkam, wenn soviel erzkatholische Männer und Frauen unsre evangelischen Choräle und die Knaben des Domchores das „O Lamm Gottes" anstimmten. Die im Publikum zahlreich vorhandenen Priester schienen mir ungeduldig zu werden, wenn die unbehagliche Szene von Petri Verleugnung in ganzer Breite zur Verhandlung kam oder wenn auf die Worte „Trinket alle daraus!" die bekannte, gewiß nicht zufällig eingefügte lange Tonreihe erklang. Dann und wann machte sich die konfessionelle Stellung eines gebildet sein wollenden Sängers in ungebildeten Bemerkungen über einen der Liederterte Luft. Auch sang in einer der ersten Proben der Chor regelmäßig: „Wie wunderbarlich ist doch diese Straße" — statt Strafe. Was jedoch in den Aufführungen alle, Sänger und Hörer — solistisch waren die Leistungen stets auf der Höhe (J. Stockhausen, Schneider, Frau Joachim, Amalie Kling usw.) — in tiefer Andacht vereinigte, war Grimms, des Protestanten, feinfühlige Persönlichkeit. Wie sich die Stille und Ergriffenheit seiner Seele auf alle Anwesenden übertrug, wie durch die peinlichste Anordnung des Aufstehens und Sichsetzens der Chorsänger, das möglichst geräuschlose Einstimmen der Instrumente, die Vermeidung aller nicht gebotenen Pausen usw. jede Art von Störung ausgeschlossen war, — mancher Kirchenchor hätte davon lernen können! Grimm brachte es auch nicht übers Herz, einen der 15 Choräle zu streichen. Kurz, man war nicht in der Kirche und glaubte doch, im Gottesdienste zu sein. Man empfing selbst als bloßer Zuhörer ein Stück Erziehung, das für alle Zukunft andächtig und empfänglich machte und unwillkürlich zu der Überzeugung führte, so könne nur ein evangelischer Christ das Werk dirigieren."

*) Monatsschrift für Gottesdienst und kirchl. Kunst, B. IV. S. 140 ff.

Der Vater von Jul. Smend, der Konsistorialrat und reformierter Pfarrer in Münster war, fand namentlich bei der Veranstaltung liturgischer Feiern in Grimm einen treuen und selbstvergessenen Helfer. Smend erwähnt Andachten am Karfreitag, Totenfest und Silvesterabend, zu denen Grimm einen Kirchenchor zu Stande brachte, der an seine Geduld und Hingabe große Anforderungen stellte. Er sang unter anderem manchen vom Dirigenten harmonisierten à capella Tonsatz, der in den Musikbeilagen der „Monatsschrift" veröffentlicht worden und allen Kirchenchören zu empfehlen ist.

Das Verhältnis des Konsistorialrats zu Grimm gestaltete sich noch näher, als er ihm sein früh verstorbenes Töchterchen Agathe beerdigte.

„Sie planten auch gemeinsam ein Oratorium „Petrus", kamen aber über die Schwierigkeit, Jesus als Nebenfigur behandeln zu müssen, nicht hinweg. Kirchlich war übrigens Grimm gar nicht. Er nahm auch nicht am österlichen Abendmahle teil. Aber Bachs Frömmigkeit bezwang ihn allemal, nicht minder Händels Gewalt. Ich habe ihn beim „Seht, er kommt mit Preis gekrönt" weinen sehen. Mendelssohns „Siehe, wir preisen selig" übte er immer nur einmal, weil es ihn zu sehr mitnahm. Die jüdischen Mitglieder seines Chors empörte er beim Üben der Matthäuspassion, weil er die „greulichen Juden" stärker charakterisiert wissen wollte. Darauf längerer Streik der Semiten*)." —

Das Cäcilienfest, eine durch Jahre hindurch Solisten allerersten Ranges, einen großen Chor, ein imponierendes Orchester und alte Musikfreunde der Provinz in Münster um Grimm vereinigendes zweitägiges Musikfest, erwähnten wir schon als eine ureigene Schöpfung unseres Landsmanns. Zu diesem Zwecke wurde vor allem das Orchester bedeutend verstärkt, auf welches der Dirigent stets ein besonderes Gewicht legte, und ein erlesenes Programm zusammengestellt, in welchem Beethovens 9. Symphonie häufig anzutreffen ist. Dr. Preising**) rühmt die schlichte und einfache und doch so außerordentlich beredte Art, mit der der Meister das Werk für sich selbst sprechen ließ. Er ist der objektivste Beethovendirigent, der von dem jüngst beliebten Tempo rubato

*) Aus einem Briefe Prof. Jul. Smends an mich. —
**) Im Münsterischen Anzeiger vom 30. November 1890.

auch in Orchesterstücken keinen Gebrauch macht. Es kommt ihm eben weniger darauf an, die eigne subjektive Auffassung zur Geltung zu bringen — sondern den Geist des vorzuführenden Meisterwerks. Seine Art ist ruhig, er hält das einmal gewählte Tempo im Satze streng fest und weiß dem Orchester einen derartigen Klangzauber zu entlocken, daß man stets bei der Aufführung der „Neunten" den Eindruck einer hervorragenden Leistung hat. „Wie prächtig kam der sich aufbäumende Trotz, das finstere Grollen des ersten Satzes zum Ausdruck, wie köstlich perlte das Scherzo dahin. Wen nicht das Adagio mit seinen überirdischen Klängen ergreift, der ist überhaupt für Musik unempfänglich." — Wir müssen es uns versagen, den Reichtum an edelsten Tondichtungen aufzuzählen, der in den Programmen dieser Musikfeste beschlossen liegt. Umfaßte doch jede Saison außer dem Cäcilienfeste 8 Vereinsabende mit Orchester und 3 Kammermusikabende. Außer den genannten Werken kamen beispielsweise in einjähriger Konzertperiode zur Aufführung: Mendelssohns Elias, der Christus von Liszt, Ouvertüren von Brahms, die Sommernachtstraum-, Oberon- und die Meistersänger-Ouvertüren, 10 Symphonieen und symphonische Dichtungen (meist sehr schwere Sachen!) von Beethoven, Brahms (Nr. 4.), Schumann, Tschaikowsky (Nr. 6.), Bizet usw., Klavierkonzerte von Schumann, Saint-Saëns, Bruchs und Mendelssohns Violinkonzerte, das für Cello von Volkmann, Kammermusik von Beethoven, Haydn, Schubert, Chopin, Liszt, Brahms, Joachim, Spohr, Bach, Godard, Mozart, Davidoff, Nachez; Chorwerke: Bachs Matthäuspassion, Grimm, An die Musik, Händels Samson und Halleluja usw.; Arien mit Orchester von Bruch, Mozart, Weber; Lieder und Gesänge von Schumann, Bizet, Löwe, Schubert, Brahms, Franz, Hugo Wolf, Jensen, Beethoven, Mendelssohn, Hans Sommer, Giordani. Grimm beschließt seine „Erinnerungen" mit den Worten: „Im Eindrucke der durch das Lesen der vielen Programme gemachten Erinnerungen fühle ich mich stolz auf die große Reihe der schönsten und erhabensten Meisterwerke, sowie auf die Namen der herrlichen Künstler, die wie glänzende Gipfel im Hochgebirge einander überragen: Brahms, Joachim, Frau Schumann,

Stockhausen, Amalie Joachim, Raim. von Zur-Mühlen, Emma Brandes-Engelmann, Georg Henschel, Antonie Kufferath-Speyer, Hausmann, Halir, Hans von Bülow, Eugen d'Albert, Frau Greve-Klafsky, Frau Carreño und andere mehr, deren Zahl diesen Raum weit überschreiten würde." Und diese Leistungen sind die einer Mittelstadt von kaum 60000 Einwohnern, die sich nicht einmal eines besonderen Reichtums rühmen darf. Die Tochter gibt mir in einem ihrer Briefe den Schlüssel zur Erklärung dieser Erfolge: „In dem kleinen zarten Körper wohnte eine außerordentliche Lebenskraft und Energie. Er hatte eiserne Nerven. Nur so war es möglich, daß er bis in sein 74. Lebensjahr hinein auf dem Podium stand und körperliche Hinfälligkeit mit geistigem Wollen bezwang", wieder ein schöner Beweis für die Wahrheit des Schillerwortes, daß es „der Geist ist, der sich den Körper baut", und daß echter Idealismus die Kraft ist, die uns jung und schaffensfreudig erhält. Aber auch das andere Wort bewährt sich an der charakterfesten Persönlichkeit Grimms, daß nur wer sich selbst erzogen hat — auch anderen ein Erzieher zu werden vermag. Grimm übte einen weitgreifenden Einfluß auf seine Schüler, denen er ein väterlicher Freund und Berater war. Aber auch das Publikum spürte oft die Wirkung dieses musikalischen Erziehers und dankte ihm seinen staunenswerten Fleiß und seine selbstlose Aufopferung im Dienste des öffentlichen Musiklebens mit entgegenkommendem Verständnis und der stets bereiten notwendigen Förderung seiner Pläne. An Ehrungen hat es dem Meister in seinem Leben nicht gefehlt. 1878 wird er königl. Musikdirektor an der Akademie zu Münster, 1885 verleiht ihm der Staat den Titel eines Musikprofessors und die Akademie den Dr. phil. hon. causa. Auch zahlreiche Ordensauszeichnungen fehlen nicht. Aber am sympathischsten dokumentiert sich bei Gelegenheit der Vorführung neuer Werke von ihm die allgemeine Schätzung und Verehrung seiner liebenswerten Persönlichkeit, die bei der Begehung seines 25jährigen Jubiläums und namentlich zur Gedächtnisfeier in Anlaß seines Todes einen ergreifend beredten Ausdruck findet. Das Festkonzert am 31. Oktober 1885 bringt in erster Veran-

lassung fast nur Kompositionen von Grimm, seine Cantate „An die Musik", die für dreistimmigen Frauenchor gesetzten deutschen Volkslieder, Gesänge mit Klavierbegleitung, seine erste Suite in Kanonform und die D-moll Symphonie. Nachdem die Akademische Festouvertüre von Brahms verklungen, feiert ein stimmungsvoller Prolog den jugendfrischen Jubilar an diesem seinem Ehrentage.

„Ja, er ist jung geblieben, trotz den Jahren,
Trotz allem, was die Zeit an ihm versehrt:
Ihr seht den Künstler mit ergrauten Haaren,
Ihr seht die Stirne würdig hell verklärt.
— — — — — — — — —
Vom Alter unberührt ist uns dein Wesen,
Und Jugend kann man Dir im Auge lesen.

Und fragt man nach dem Quell dieser sich stets gleich bleibenden Kraft und Jugend, — wir finden die Erklärung in der geheimnisvollen Macht seiner edlen Kunst, in der sein tiefstes Wesen wurzelte.

Ihm schenkte seines Genius schützend Walten
Zu seiner Kunst die ew'ge Leidenschaft;
Und so ist er, von ihrem Sporn getrieben,
Zu täglich treuer Arbeit jung geblieben.

Nachdem seine Verdienste um das öffentliche Musik- und Konzertleben gewürdigt worden sind, wird auch der stillen Arbeit im Hause des Lehrers gedacht, der Generationen von Schülern den heiligen Lebensquell seiner Kunst erschlossen.

Und kam der Abend, — auch dann ruht er nimmer,
Aus voller Seele gab er freudigklar
Im Freundeskreis bis in die spät'ste Stunde
Der Nacht von seiner Kunst klangreiche Kunde.
Und schien er einmal seiner Pflicht entbunden,
War's ihm vergönnt, vom Tag'werk frei zu sein,
Fühlt er sich endlich in geweihten Stunden
Mit seiner heißgeliebten Kunst allein,
Dann hatt' er erst das höchste Glück empfunden,
Aus tiefstem Herzen strömte voll und rein
Der eigenen Lieder Quell ihm stets aufs neue —
So wahrt er seiner Kunst die höchste Treue! —

Eine ähnliche öffentliche Ehrung brachte ihm die Feier seines 70. Geburtstages, von dem auch die Presse gebührend Notiz nahm. Es war ein Höhepunkt seines Lebens, den er nicht mehr überholen sollte. Im Jahre 1900 zog sich der Greis aus der Öffentlichkeit zurück. Viel Krankheit, auch Leid in der Familie trübte die letzten Jahre seines Lebens. Beide Ehegatten legten sich im Jahre 1896 an einer bösen Influenza nieder, die in Lungenentzündung überging. Die Gattin stirbt nach drei Tagen. Der Gatte kämpft wochenlang mit dem Tode, den seine starke Natur für dieses Mal überwinden sollte. Die Mutter lag schon drei Wochen unter der Erde, — ehe die Tochter dem schwerkranken Vater die Trauerbotschaft mitzuteilen wagte.*) Aus dieser Zeit stammt ein schlichtes Lied voller Wohlklang für dreistimmigen Frauenchor mit Orchester oder Orgelbegleitung, das bisher noch ungedruckt ist. Es ist der künstlerische Dank für die treue Pflege, die die katholischen Schwestern im Krankenhause ihm erwiesen hatten. Der kaum wieder Genesene muß im darauffolgenden Jahre den Schmerz erleben, daß sein ältester Sohn Johannes (ein Patenkind von Brahms und Joachim), der 14 Jahre auf den Philippinen gearbeitet, — auf der Heimreise stirbt. Er liegt in Kolombo begraben. Von 1896 an bringt fast jedes Jahr eine neue Erkrankung. Es ist den Seinen ein Rätsel, wie der zarte Körper des unablässig Arbeitenden den vielen Leiden der letzten Jahre noch so lange widersteht. Die Kräfte nehmen zusehends ab. Im Jahre 1903 erkrankte er zuerst am 27. Januar, erholte sich wieder, mußte sich im April wieder legen, besserte sich, um im Juli wieder schwächer zu werden. Endlich entschlief er sanft am 7. Dezember. Die Tochter bemerkt bezeichnend genug von dem rastlos Tätigen: „Er hatte sein letztes Tröpfchen Kraft ausleben können. Der Tod kam ihm schließlich als Erlösung.“ Groß war die Teilnahme an seinem Sarge, die Münster ihm erwies. Das Begräbnis gab Kunde von einer die weitesten Kreise beherrschenden Trauer. Unter den Klängen seines Trauer-

*) Ich entnehme alle diese Daten aus dem engeren Familienleben einem Briefe der Tochter an mich aus dem Jahre 1905.

marsches aus der D-moll Symphonie wurde er nach dem Choral der Kapelle und dem Gesang des 23. Psalmes auf den Friedhof getragen, bis zu dessen Toren die Bewohner Münsters in dichten Schaaren Spalier standen. Der ehrwürdige Rathaussaal, die Stätte seines 40jährigen Wirkens, sah später noch eine würdige Gedächtnisfeier in seiner Mitte, die mit dem Schlußchoral seiner geliebten Matthäuspassion eröffnet wurde, an welchen sich ausgewählte Werke des Toten schlossen. Wir setzen vier Strophen aus dem schönen und gedankenreichen Weihegedicht von Johanna Baltz hierher, das dem Vortrage des Bachschen Chores folgte und die Bedeutung des Entschlafenen für seine zweite Heimatstadt so beredt zum Ausdruck bringt. Nicht vielen Menschenleben wird ein so harmonisch befriedigender Abschluß zu Teil, den wir als Landsleute des hier so schön Geehrten mit besonderem Danke nachempfinden.

Der fromme Sang entschwebt auf Geisterschwingen,
Dem Heimgegangenen ein Schlummerlied!
Wer konnte besser letzten Gruß dem bringen,
Der unser war und ach! der von uns schied.
War doch dem großen Bach sein Herz zu eigen,
Ihn wollte stets in neuem Licht uns zeigen
Er, der der Bachgemeine bestes Glied!

Wie oft in knospenreichen Frühlingstagen
Hat ihn sein Stab zum Leben aufgeweckt,
Bis wir empor zu Golgatha getragen,
Wo sich des Dulders Kreuz gen Himmel reckt.
Sprach er von Bach, hat sich sein Aug' gefeuchtet,
Wohl ziemt sich's, daß des Großen Stern ihm leuchtet
Noch einmal, nun ihn kühle Erde deckt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Durch drei Jahrzehnte hat er uns geleitet,
Entzündend der Begeistrung Feuerbrand;
Wie hat er uns den Blick, das Herz geweitet —
Ein Paradies erschloß uns seine Hand!
Er führte uns aus diesem Erdental
Ins wundersame Reich der Ideale —
So eint uns ihm ein unzerreißbar Band.

— — — — — — — — — — — — — — —

Du schöne Stadt, ja du hast viel verloren!
Prunkvoller Saal, du köstlicher, vernimm:
Der dich zum Schauplatz manchen Fests erkoren,
Er ging dahin! — der Tod ist hart und schlimm.
Ihr Menschen, denen er so viel gegeben,
Sagt es euch vor: er schwand aus eurem Leben, —
Der letzte Klassiker, der alte Grimm.
— — — — — — — — — — — — — — —

Dieser letzte Ausspruch weist uns auf das tondichterische Schaffen Grimms, das nicht sehr umfangreich ist, aber immerhin ein eigenartiges Künstlerprofil verrät. Unser Landsmann ist kein Gestirn erster und zweiter Größe am deutschen Tonhimmel, aber doch ein Stern von, wenn auch bescheidener, so doch eigener und charakteristischer Leuchtkraft. Dies will immerhin was sagen, da das Meiste was in musikalischer Hinsicht aus unsrer Mitte hervorgegangen ist, kaum Anspruch erheben darf, — einen Namen in der deutschen Musikgeschichte sich errungen zu haben, und kaum einen westeuropäischen Literaturmaßstab verträgt. Grimm wird in der Musikgeschichte zu den Geistern zu rechnen sein, die sich weder einer Schule angeschlossen noch auch Schule gebildet haben, — den Neutralen. Dürfen wir darin vielleicht das Erbe und ein Stück unserer guten, alten deutschbaltischen Eigenart erkennen, wo alles auf Ausbildung der Persönlichkeit angelegt und die Parteischablone in politischem Sinne unbekannt war, die den Menschen nur zu leicht zur Nummer ohne Eigenart werden läßt? Jene Anekdote, die man von Franz Lachner erzählt, ließe sich auch auf Grimms musikalischen Charakterkopf anwenden. Als der Münchener Kapellmeister und berühmte Wiedererwecker der modernen Orchestersuite einmal gefragt wurde, ob er Wagnerianer oder Brahmsianer sei, — antwortete er lachend: „Auch — Aner!" Trotz des auch noch heute in der Musikwelt leider so sehr ausgebildeten Koterieweſens ist jene neutrale Gruppe von Musikern immer noch die zahlreichste. Ihr gehören u. a. an: Raff, Rheinberger, Abert, Ries jun., Klughardt, Alb. Becker, Kiel, Scharwenkas, Vierling, Meinardus, Blumner, Müller-Hartung, Wüllner, Goldmark, Grell, Herzogenberg, Goetz, Neßler, Franz Lachner usw. Naumann in seiner

bekannten Musikgeschichte reiht gleich an Klughardt unsern Landsmann an, den er übrigens in Sachsen geboren sein läßt, da ihm Livland wohl ein unbekanntes Land war.

Schumann, Rich. Wagner, Volkmann und Otto Grimm, die nach ihm also alle Sachsen sind, beweisen Naumann neben „anderen tüchtigen Meistern" die außerordentliche musikalische Produktivität des kleinen Königreichs.

Grimms gediegenes und vornehmes Schaffen und Können ruht auf dem Fundament des Klassizismus, dem er im fortbildenden Geist der deutschen Romantik huldigt. Der Einfluß von Bach, Schumann und Brahms ist nicht zu leugnen. Man wird ersteren in seinen Orchesterwerken, den der Letzteren in seinen Klavierstücken und Liedern nachweisen können, ohne doch direkte Anlehnungen zu finden. Der Reminiszenzenjäger wird hier nicht recht auf seine Kosten kommen, sofern es sich meist nur um den Widerhall gewisser Stileigentümlichkeiten handelt, — ohne daß direkte Melodieenanklänge vorliegen. Grimm ist überhaupt mehr Rhytmiker und Harmoniker, als Melodiker — wenn wir von einigen seiner Lieder absehen, d. h. das Eigenartigste und relativ Neueste bietet uns der Komponist auf den beiden ersten Gebieten. Es hat durchaus seine Richtigkeit, was Jul. Smend von seiner Musik sagt: „Er gehört zu denen, die zu kennen niemals Mode war oder werden wird. Der großen Masse zu ernst und fein, den Modernen zu klassisch, den klassisch Gerichteten nicht imposant genug, ist er nur einer Auslese seiner musikalischen Zeitgenossen vertraut geworden. Aber von den wahrhaft Großen in seinem Gebiet war er gekannt und hochgeachtet." Sein Schaffen steht zu sehr im Widerspruch zu alle dem, was heute den großen Markt beherrscht. Er war zu sehr Aristokrat, um je den Instinkten der Masse entgegenzukommen. Am bekanntesten haben ihn seine 3 Suiten für Orchester op. 10, 16 und 25 gemacht*), von denen die erste

*) Ich verdanke die Einsicht in Grimms Werke, sofern sie im Klavierauszuge vorliegen, vor allem seiner Tochter Marie und dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Verleger Breitkopf und Härtel, Leipzig, Fr. Kistner, Leipzig, C. Spielmeyer, Göttingen, E. Bisping, Münster,

am meisten auf den Konzertprogramm figuriert, obgleich die dritte ohne Frage die reifste und bedeutendste ist. Grimm hat eine Vorliebe für den Kanon und beherrscht ihn von allen zeitgenössischen Meistern am sichersten und melodischsten. Man rühmt an den Suiten Grimms die geistvolle Melodik und die meisterliche Arbeit, verhehlt es sich aber nicht, daß ihr Komponist zu jenen heutzutage etwas „zurückgebliebenen" Meistern gehört, die außerhalb der Form ihr Heil nicht zu suchen gewillt sind und der Gegenwart, die sich lieber an modernen symphonischen Dichtungen zu berauschen liebt, keinen Tribut zollen.

Die erste Streichorchestersuite ist Franz Wüllner gewidmet. Naumann in seiner Musikgeschichte, der den Verfasser einen kernigen und tüchtigen Instrumentalkomponisten nennt, rühmt an ihr nicht bloß ihren gelehrten und einen der am strengsten bindenden Stilweisen glänzend beherrschenden Satzbau, sondern findet hier auch wieder die Wahrheit bestätigt, daß ein wirkliches Talent den Wert seiner musikalischen Ideen durch die ihnen gegebene klassische Fassung zu verdoppeln vermag. Wir müssen uns das Ausschreiben spezieller Notenmotive versagen. Namentlich das Hauptthema des ersten Satzes mit seiner festlichen und energischen Triolenfigur prägt sich sofort dem Gedächtnis ein. Besonders hinreißend ist der markante Übergang aus der ruhigen Achtelbewegung in die straffen Triolengänge des Anfangsthemas, das zum Schluß wieder in den Bässen auftritt. Der Komponist zeigt hier sofort eine männliche, charaktervolle Physiognomie. Von besonderem Klangreize ist das liedartige Andante, welches das Soloquartett vorträgt. Das Menuett wirkt in seiner gemütlichen Naivität erfrischend, doch fällt der Mittelsatz in seiner

denen ich hiermit meinen verbindlichsten Dank ausspreche. J. Rieter-Biedermann lehnte meine Bitte um Zusendung der bei ihm erschienenen Werke Gr.'s mit der Bemerkung ab, daß ihm an einer „Propaganda" in Rußland nichts gelegen sei, welches sich noch immer nicht dazu entschließen könne, der Berner Konvention beizutreten." So wenig mir freilich bei meiner Arbeit Reklamezwecke zugrunde gelegen, muß ich eine so große geschäftliche Zurückhaltung bei einer so bekannten Firma für um so rätselhafter halten, als mir noch nie ein unbefugter Nachdruck Grimmscher Werke in Rußland begegnet ist.

einförmigen rhythmischen Bewegtheit etwas ab. Er ist auch melodisch zu physiognomielos. Der 4. Satz, ein Allegro risoluto wird in seiner klaren und kurzlinigen Architektur nur im zarten Asdur-Mittelstück durch eine langatmigere Periodisierung nicht besonders vorteilhaft unterbrochen, doch muß das alles — durchaus streichmäßig gedacht — in der Originalklangfarbe des Orchesters durchaus anders als im nüchternen Klavierauszug klingen, der mir vorliegt und dessen Ton zu kurz und wenig tragend ist.*) — Die zweite Suite ist für großes Orchester geschrieben und Johannes Brahms gewidmet. Hier tritt der „Kanon bescheidener auf und schweigt die Kanonische Kunst zu Zeiten ganz. Der Zuhörer vergißt über den Gang der Leidenschaften die Kunst des imitierenden Satzbaues. Es werden breitere Formen für Durchführung der Gedanken gewählt, die große Kreise durchstreifen und entgegengesetzte Regionen berühren.**) Das feurige, kurzgeschürzte Thema des ersten Satzes Allegro con brio springt sofort wie ein gut gewappneter Reiter mitten in die Rennbahn und tummelt sich mit hervorragender kontrapunktischer Kunst wacker bis ans Ende des Satzes, wo es noch einmal festlichen Schwunges sein flüchtiges Fähnlein wie im Triumphe schwingt, ehe es verschwindet. Es wird von grüblerischen Zwischensätzen unterbrochen, die einen sterilen Eindruck machen und in Bezug auf melodische Erfindung nicht auf der Höhe des Anfangsthemas stehn. Dem dritten Satze, einem molto Adagio cantabile, vindiziert H. Kretzschmar den „größten

*) Aufgeführt wurde das Werk in Wien, Hamburg, Aachen (unter Wüllner), München und anderen Städten; am letzteren Ort unter Lachner und Grimm, dem das Publikum große Ovationen bereitete. Hanslick erklärte, daß ihm schon längst kein Erstlingswerk soviel Achtung und Anteil abgerungen habe. „Die Kanonische Imitation ist durch alle vier Sätze meist taktweise ununterbrochen durchgeführt, aber mit soviel Geschick und Grazie, daß der Hörer davon nur den Reiz dieses tönenden jeu d'esprit empfängt — — — ohne von der Starrheit der Regel irgendwie beläftigt zu werden. Grimm trägt seine Kanonischen Bande mit ungewöhnlicher Freiheit und Eleganz." —

**) Herm. Kretzschmar, Führer durch den Konzertsaal, Bd. I. dritte Aufl., Breitkopf & Härtel, 1898, S. 563.

poetischen Wert." Es ist freilich eine ernste Betrachtung über ein Thema von fast Bachscher Feierlichkeit, doch macht auf mich seine kunstvolle Verarbeitung leider auf dem Klavier einen geradezu farblos ausgeklügelten Eindruck. Wir haben ja so gut wie nie das Glück, etwas von unserem Landsmann bei uns zu Lande im Orchester kennen zu lernen, — nicht einmal in seinem Todesjahre zollten ihm unsere, an perpetueller Stagnation leidenden Konzertprogramme die verdiente Berücksichtigung. Außer der ersten Konzertsuite, die in der Zeit ihrer ersten Jugend hin und wieder — auch in Dorpats musikalischer Blütezeit — für Orchester zu hören war, — zählt ja Grimm nach wie vor in seiner ersten Heimat zu den Größen, welche man kaum dem Namen nach kennt — und die mehr gelobt und erhoben, als aufgeführt und gehört zu werden pflegen. Meinem Geschmack nach am glänzendsten wirkt der vierte Abschnitt der Suite, ein Allegro assai alla breve, dessen redselig sich überstürzende Dialektik etwas Eruptives und Elektrisierendes hat. Das donnert und flüstert, das trippelt und schreitet in einer entzückenden Geschwätzigkeit dahin, wie wir's oft bei Bach gewöhnt sind, wenn er die Schleusen seines Humors öffnet. Etwas Kerniges und Urwüchsiges liegt in dieser Art Grimmschen Orchesterhumors, der immer was Klares und Gesundes hat und von allen Pikanterieen der modernen Suite sich fern hält.

Dieses gilt in besonderem Sinne von dem letzten Suitenwerk in 5 Sätzen für Streichorchester, das noch am wenigsten bekannt ist, aber wohl am meisten eine Aufführung lohnt. Es ist im bewußten und ausdrücklichen Gegensatz zu den modernen Tonkorybanten geschrieben, die oft ihre Gedankenarmut hinter einer blendenden Orchestrierung zu verbergen lieben. Hier wirkt nur die Zeichnung, nicht die Farbe. Die schöne Form ist ihm das notwendige Gefäß für die Schönheit. Die Phantasie offenbart sich nicht zügellos, sondern bindet sich an das Gesetz, um so in der Gebundenheit die wahre Freiheit in die Erscheinung treten zu lassen. Es ist gewiß kein Zufall, daß dieses Orchesterwerk zwei ausgeführte Fugen aufweist. Wie Grimm in seinem persönlichen Verkehr etwas reserviert Vornehmes besaß — so tritt er uns auch in dieser Suite entgegen. Einfachheit, Ernst, Be-

scheidenheit, aber Festigkeit und Liebenswürdigkeit bei solider Form — das charakterisiert auch den Schöpfer in seinem letzten Orchesterwerke. Das einleitende Largo mit den majestätischen Orgelpunkten — ist ein kleines Meisterstück vorbereitender Feierlichkeit. Dann die Fuge mit ihrem gravitätisch synkopierenden Hauptthema, das in seiner wuchtigen Schlichtheit einem Bach Ehre machen könnte. Dem innigen, tief empfundenen Kanon folgt ein reizendes, graziös übersprudelndes Intermezzo, das entschieden der originellste Satz ist und uns den Meister auch harmonisch von ganz neuen Seiten zeigt. Das chromatische Schwanken zwischen dur und moll in der Mitte prägt der harmonischen Stimmung ein eigentümlich fesselndes Halbdunkel auf und erinnert fast an moderne Orchesterklänge. Doch tritt es so sporadisch und vor allem so dezent auf, daß wir diesen kleinen Hiatus nur als prächtige Durchgangsnote empfinden, die den Reiz des köstlichen Stimmungsbildchens erhöht. Der liebenswürdig gemütvolle Ländler verleugnet nicht seinen etwas altväterischen Charakter, und die vor Lust und Freude sprühende Schlußfuge rauscht in jenem stretto-Tempo dahin, das den Spieler mit fortreißt. Die dazwischen den fortwirbelnden, gleichmäßigen $^{6}/_{8}$Takt majestätisch im Baß unterbrechende Ganz-Takttriole in Abwechslung mit dem $^{2}/_{4}$Takt verleiht dem rhythmischen Gebilde jene interessante Eigenart, wie wir sie hie und da in den Symphonieen Schumanns angewandt finden.

Am nächsten an die Suiten möchte ich gleich hier auch die einzige Sinfonie Grimms in D-moll für großes Orchester op. 19 anschließen, die, inhaltlich aber lange nicht so originell und ausgereift wie jene, — gewiß der ersten Jugendperiode angehört. Auch sie hat s. Z. den Weg über das große Wasser gefunden (London, Boston, Philadelphia u. a.) und hat dem Komponisten auch in Münster große Erfolge eingetragen. Doch redet sie im Ganzen in einer etwas stark konventionellen Sprache zu uns, die zu Zeiten nicht undeutlich an den eleganten und formenfeinen symphonischen Stil Mendelssohns erinnert. Es ist nicht zu leugnen, daß auch hier die harmonische Gewandtheit und Konsequenz in der theoretischen Arbeit alle Anerkennung verdient.



Gruppe in Waiwara. *Phot. v. Armin Moritz.*

Manche Klangwirkungen bestricken. „Er hat viel Musik in sich und wird sich vor Extravaganzen zu bewahren wissen" prognostiziert damals nach der ersten Aufführung der Kritiker der „Leipziger Musiksignale" ganz richtig, aber dem Urteil Smends über seine Orchestermusik, daß sich hier „völlige Beherrschung der Form mit großer Erfindungskraft" verbindet, vermag ich in Bezug auf die Symphonie nicht beizupflichten*).

Den Beschluß mögen hier noch die beiden Märsche für großes Orchester machen, op. 17, die außer dem Marschtempo eigentlich nichts mit diesem Genre gemein haben und durchaus über den Rahmen eines gewöhnlichen Marsches hinausragend, schon durch ihre interessante motivisch-kontrapunktische Arbeit, mehr den Charakter gedrängter Festouvertüren an sich tragen. Der erste mit seinen leisen Anklängen an das Meistersinger-Marschtempo ist von hohem festlichen Schwung. Sie sollten auch auf unseren Programmen nicht fehlen. Es gibt für feierliche Veranstaltungen, wo man bei uns schon zum Überdruß oft Mendelssohns Sommernachtstraum und Athalia-Märsche zu hören bekommt — kaum was Geeigneteres. Allerdings haben wir

*) Ich möchte hier doch die kritischen Stimmen der Stettiner Presse nicht unterdrücken, die in Anlaß einer Aufführung des Werkes in Stettin durch Professor Dr. Lorenz sich sehr anerkennend aussprachen. Der erste Satz, heißt es da, ist kristallklar, schwungvoll, aber etwas zu breit gehalten, weshalb er weniger erwärmt. Wenn das Hauptthema auch mit etwas unwilligem Trotze aufzutreten scheint, so umspielen es doch bald hellere Motive und zwingen es, in einen Lobgesang mit einzustimmen, dessen Frische und Kraft ansprechen. Wirkungsvoller ist der zweite Satz (Trauermarsch), der reiche Empfindung aufweist. Anfangs etwas trocken, wachsen ihm die Schwingen, wo das Streichquintett sich mit Hilfe der Dämpfer in eine überirdische Atmosphäre hüllt, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgt man seinem Fluge. Der dritte Teil (Scherzo) trägt reges Leben in sich und weckt durch seinen pikanten Rhythmus das innere Wohlbehagen des Zuhörers. Der 4. Teil läßt ein gesprächiges Thema in liebenswürdigem Plauderton erklingen, das sich wie ein Perpetuum mobile um die anderen Themen windet und selbst durch die feierlichen Töne der Blechbläser nur kurz zum Schweigen gebracht wird. Man hat einen Genuß vom Werke gehabt, ohne ihn durch große Verstandesarbeit erkaufen zu müssen.

es auch hier immer mit einem ernsten Musiker zu tun, der nie in den beliebten banalen, bei Märschen doppelt wohlfeil zu leistenden Kavallerietrott verfällt und dann freilich auch mit einem Landsmann, vielleicht zwei genügend stichhaltige Gründe, um ihn für manche Kreise zu dem beharrlich Totgeschwiegenen zu machen.

Es fällt auf, daß dem Gebiet der Kammermusik nur noch eine Violin-Sonate op. 14 angehört. Die Quartett-Literatur, die gerade eine Spezial-Domäne der musikalischen Klassiker und Romantiker gewesen und geblieben ist, — hat also durch Grimm keine weitere Bereicherung empfangen. Die dreisätzige Sonate ist nicht allzuschwer und recht dankbar für beide Spieler, dabei musikalisch wertvoll, keine neuen Bahnen wandelnd im ersten Satz an Mendelssohn anknüpfend (Allegro con brio), im letzten etwas national-volksliedmäßig gefärbt. Es fällt freilich auf, daß die Violinstimme zu wenig selbständig auftritt und zu sehr mit dem Klaviere läuft. Einer der schönsten Sätze, den Grimm geschrieben hat, ist das Adagio cantabile. Er atmet die Würde und Weihe des Bachschen Geistes und hat in der Klavierbegleitung etwas von der kontrapunktischen Frömmigkeit des großen Kantors, ohne ihm natürlich ganz in diese unergründlichen Tiefen zu folgen. Ein Hauch romantischer Weichheit mildert die Strenge Bachscher Linienführung. Dieser Satz eignet sich auch als Solo für serieuse Konzerte, doch verweist ihn schon die klaviermäßige Begleitung aus der Kirche in den Saal. Wir begegnen oft in beiden einer ziemlichen Ratlosigkeit in bezug auf die Wahl von ernsten Vortragsstücken, so daß man hier meist hundertmal Gehörtes in den Kauf nehmen muß.

Die fünf Chorwerke Grimms sind meist Gelegenheitskompositionen, vielfach auf eigene Texte. Am meisten aufgeführt ist die Cantate „An die Musik“ (Text von Levin Schücking) für Chor, Solo und Orchester, op. 12; ein schönes 1863 geschriebenes Tonstück von großer und edler sinnlicher Klangwirkung, mit Ausnahme einer kleinen Schlußfuge (Ein Wehn und Ahnen ew'ger Freiheit um unsre Schläfen), die von Händelscher Energie erfüllt ist, durchweg homophon gehalten und sich zu schwung-

voller Breite mit Leben und Feuer erhebend. Eine dankbare Aufgabe für unsere Sängerchöre! Die Kaiserhymne, op. 21, für Männerchor, Hörner, Fagotten, Baßposaunen, Trompeten und Pauken ermangelt nicht einer mächtigen Wirkung und rühmt den Einiger des deutschen Reichs in schwungvoller, an die Psalmen sich anlehnenden Sprache. Sie war mit den folgenden Chorkompositionen für die akademischen Feiern Münsters berechnet und ist darum wenig in weitere Kreise gedrungen, obgleich sie es verdiente, der musikalischen Kaiser Wilhelm-Literatur einverleibt zu werden, die noch nicht sehr reich ist. Der Text ist vom Komponisten. Der „Klagegesang um den Tod Kaiser Wilhelms" für Chor und Orchester, op. 23, schlägt ergreifend ernste und feierliche Töne an. Hier hat die Musik in einem gehaltvollen Text von Agnes Lindner eine besonders schöne Unterlage.

Klagt! Klaget laut im deutschen Vaterland,
Gewaltig traf uns des Allmächt'gen Hand! —
Bringt Lorbeerzweige und Zypressenreiser, —
Er ist geschieden, unser Heldenkaiser,
Kaiser Wilhelm.

Klagt! Klagt um ihn im deutschen Vaterland,
Durch den ein einig Reich uns auferstand.
Grabt ihm ein Grab, doch nicht in kühler Erde
In unsern Herzen eingesenket werde
Kaiser Wilhelm!

Ein Denkmal setzt Ihm, nicht nur kalt von Stein, —
In unsrer Kinder Seelen baut es ein!
Sie seien unsrer treuen Liebe Erben; —
Im deutschen Vaterland wird niemals sterben
Kaiser Wilhelm.

Ein würdiges Erinnerungsdenkmal an den großen Kaiser und seine große Zeit, welches schon um der prächtigen Textworte, die der feierlichen Größe des schmerzlichen Augenblicks vollen Ausdruck verleihen, — es verdient, nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Der Männerchor mit Begleitung von Blaseinstrumenten „Auf Moltkes Tod" ist bisher leider noch Manuskript geblieben. Zwei Männerchöre mit Begleitung von Blasorchester zur Kaiser-Geburtstagsfeier Wilhelm II., op. 27

und 28 (auf einen freilich nicht auf der Höhe der Aufgabe stehenden Text von Grimm und Buschmann) gehören, rein musikalisch genommen, doch zu den Bereicherungen ähnlicher Männerchorliteratur und halten sich, wie es bei Grimm eigentlich selbstverständlich sein sollte, frei von den landläufigen Trivialitäten und Gemeinplätzen dieser Musikgattung; sie sind oft mit harmonischer Feinheit gesetzt und atmen einen warmen patriotischen Geist, der für den Meister einnimmt.

Die à capella-Chorliteratur verdankt ihm noch 12 Lieder für gemischten und Männerchor, op. 8 und 13, zwei Hefte dreistimmiger Lieder für Frauen und Männerchor, op. 22, und ein Heft dreistimmig gesetzter deutscher Volkslieder, außerdem den harmonischen Satz so manchen Chorals*) und die Harmonisierung von König Gustav Adolfs Feldlied nach eigener und ursprünglicher Melodie für Männerchor, gesetzt zum 300jährigen Geburtsjubiläum des evangelischen Helden. (Im Selbstverlag des Evangelischen Männervereins. Münster 1894.)

An den Chorterzetten, einem keineswegs besonders fruchtbeladenen Zweige des deutschen Liederwaldes, setzt die reiche Harmonie in Staunen, die der Komponist in so engem Rahmen zu entfalten vermag. Besonders schön ist das Mailied von Sigismund und die beiden Lieder des zweiten Heftes. Leichter für die Ausführung sind die schlichten und ergreifend schönen deutschen Volkslieder, deren Charakter gerade durch die Einfachheit der Zeichnung gewinnt. Ganz kann ich mich freilich vom musikalischen Schönheitsstandpunkte aus mit dreistimmigen Chören nie recht befreunden. Es fehlt bei aller angewandten Kunst — und nur ein Beherrscher des Satzbaues vermag bei dieser Beschränkung derart Hervorragendes zu schaffen! — doch der satte, volle Vierklang des gemischten Chorsatzes, über den mir nichts in der Musik geht, seitdem der Bachsche Choral sich dieser Form bedient und uns bewiesen hat, welche Wirkungen hier zu erreichen sind. Auch Grimms vierstimmige Chöre sind zu empfehlen.

---

*) Veröffentlicht in der trefflichen „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst". Vandenhoeck und Ruprecht. Göttingen.

Wir nennen das frische Frühlingslied (Herm. Rolle), das stimmungsvoll melancholische Herbstlied (E. Geibel) und das prächtige „Morgenlied“ (Jungbrunnen) aus op. 8; Morgenwanderung (Geibel), Jagdglück und Ständchen aus op. 13. Sie lassen sich auch von mittleren Chören unschwer bewältigen und bieten dankbare Aufgaben für Sänger und Hörer. —

Wir kommen nun zu den Klavierwerken und den einstimmigen Liedern Grimms, die nicht nur die zahlreichsten Schöpfungen aus seiner Feder umfassen, sondern in denen er auch den bedeutendsten und originellsten Ideengehalt seiner Schaffenskraft niedergelegt hat. Wenn ich die zahlreichen Besprechungen und Kritiken seiner Werke übersehe, so muß ich gestehen, daß ich mit dieser Behauptung bisher allein zu stehen scheine. Niemand scheint dies bisher bemerkt oder jedenfalls ausgesprochen zu haben, nur will ich keineswegs damit sagen, daß der Schwerpunkt seines Talents nach der Kleinkunst gravitiert. Ganz unbeeinflußt ist natürlich auch der Klavier- und Liederkomponist nicht. Man merkt sehr wohl den Einfluß der drei Großen auch hier, Bach, Schumann und Brahms. Namentlich ist manches feine und geistvolle Nachspiel in den Liedern ganz im Schumannschen, manche herbe und melancholisch weitgriffige Wendung ganz im Brahmsschen Geiste empfunden. Dennoch ist Grimm hier origineller als je. Daß das große Publikum ihn allenfalls bloß als den Komponisten der kanonischen Suite op. 10 und des plattdeutschen Liederspiels op. 24 kennt — die wir keineswegs zu seinen bedeutendsten Sachen rechnen können — und an seinen Klavierstücken und Liedern achtlos vorübergeht, spricht nur für meine Behauptung, nicht gegen sie. — Das populär gewordene Geistesgut eines Künstlers ist nicht immer sein Bestes, was er auszugeben gehabt hat. Wir möchten allen Klavierspielern das Studium seiner Klaviersachen dringend empfehlen. Möchten sie auch häufiger in unseren eintönigen und herkömmlichen Konzertprogrammen auftauchen. Die Verleger würden sich durch billige Sammelbände, die ja bekanntlich sich rascher einen Kreis erobern, um die schönen Sachen verdient machen. In Grimms Klaviermusik lebt eine klassische und romantische

Doppelseele. Wo der kanonische Hexenmeister seine Klaue zeigt (wie in dem wunderbaren op. 9), werden wir von Bewunderung ergriffen und zu den Höhen Bachscher Kunst emporgehoben. Aber er ist moderner, romantischer, phantasiereicher und klangschöner im neuzeitlichen Sinne und geht darin über Bach hinaus, weil er auf seinen Schultern stehend, mit dem Haupt in die neuere Zeit hineinragt. Auch die Elegieen op. 6 zähle ich zu seinen bedeutendsten Eingebungen. Gleich das erste Stück ist von einer vom Geiste der Orgel genährten Großzügigkeit der Konzeption, und einer Erhabenheit im musikalischen Wurfe, daß wir erstaunen. Die Weitgriffigkeit ist auffallend. Doch hat sie mehr von der Art Ad. Henselts als der von Brahms. Etwas Nordisches — an Ossian, wie ihn uns Gade interpretiert — Erinnerndes spukt in diesen Harmonieen. Es wäre mir interessant zu erfahren, ob das opus schon aus der Leipziger Zeit stammen mag, wo ja auch Gade Grimms Lehrer war. Die Abendbilder op. 2 tragen das Gepräge einer stilistisch physiognomieloseren Zeit, doch zeigt sich schon hier im Keime das kontrapunktische Talent des Komponisten, das im op. 9 seine Triumphe feiert. Hier ist das Gesetz vollkommen Freiheit geworden und dient dem Meister in souveränster Weise zur Offenbarung herrlicher Gedanken, die mit der Kette spielen. Die vierhändigen Scherzis, die auch im zweihändigen Arrangement erschienen — wo sie freilich recht schwer zu bewältigen sind — atmen von allen Klavierstücken am meisten Schumannsches Leben und Feuer von seinem Geiste. Sie sind Klara, Marie und Elise Schumann gewidmet und enthalten rhythmische Pikanterieen und geistreiche Wendungen, die ohne Robert Schumann unmöglich wären. Dazwischen schlägt in den Intermezzis auch hier die Muse Grimms das hold verträumte Schumannsche Auge auf. Freilich steht er hier in bezug auf die romantische Tiefe der Erfindungskraft seinem Vorbilde nach. Op. 5 Nr. 1 ist von einer entzückenden Liebenswürdigkeit. Der Kanon tritt hier imitatorisch auf, es ist eine leise Andeutung wie von altfränkischem Korsett, das der reizenden Mädchenfigur dieses Scherzos vortrefflich ansteht. Leider hat uns der Meister mit seinem op. 9 die letzten

Klavierwerke geschenkt. Es ist nicht gut zu verstehen, warum er auf diesem Gebiete, wo ihm, dem trefflichen Klavierspieler, so Schönes gelang, nicht noch weitere Spenden für uns übrig gehabt hat. Sein op. 6 und 9 werden den Namen des genialen Kontrapunktikers und Melodikers gewiß noch lange erhalten, wenn das lebende Geschlecht sich am unsoliden und gepfefferten Klavierfutter des modernen Klavier-Übermenschen den deutschen Magen verdorben hat. —

Grimm hat 54 einstimmige Lieder veröffentlicht. Es will heutzutage bei der Überproduktion auf diesem Gebiete schon was sagen, wenn ein Komponist hier eine einigermaßen persönliche Note anschlägt. Neue Bahnen wandelt unser Landsmann auch hier nicht. Er findet nicht neue Töne wie Hugo Wolf und bereichert das Liedergenre nicht durch ein neues Prinzip, das er einführt, wie etwa Rich. Strauß, der von Rich. Wagners Leitmotiv auch für das Konzertlied Gebrauch machte. Es ist der gute, solide, geistvolle Liederstil eines Schumann, Ad. Jensen und Joh. Brahms, den er in eigener Weise handhabt. Aber es liegt doch eine reiche individuelle, tiefe Gemütswelt in seinen Liedern, die Begleitung ist meist überaus interessant und geistvoll, oft fast orchestral und kontrapunktisch ornamentiert. Markige, naturfrische und heitere, aber auch tief schwermütige, zarte und sinnige, an das Volkslied anklingende Stimmungen wechseln miteinander ab. Der gedankentiefe Vortrag, die musikalische Deklamation ist alles.

Das ist der deutsche Zug auch seiner Lyrik. Das erste Liederheft (mit Texten von Geibel und Heyse, auch zwei Liedern von seiner Schülerin M. Tunder) berechtigt hier im op. 1 zu guten Hoffnungen, obgleich die Individualität naturgemäß noch nicht gefestigt genug erscheint. Sehr bedeutend ist bereits op. 3 (meist mit Texten von Graf Strachwitz); Nr. 5 „Wenn droben eine Lerche singt" von Rich. Pohl erhebt sich zu einer großartigen Steigerung, an der die Begleitung einen guten Anteil hat. Überhaupt behandelt hier der Komponist das Klavier bereits so großzügig und souverän, daß wir zur Bewunderung veranlaßt werden. Op. 7 ist leider im Buchhandel fast ver-

griffen, obgleich es so schöne Sachen birgt wie Unruhe (Geibel), All meine Herzgedanken (Jungbrunnen). Eine Perle ist „Bei trocknen Blumen". Man achte auch auf die sorgfältige melodische Skandierung der Textworte. Der Verleger Kistner schrieb mir, daß eine Neuherausgabe der Lieder kaum lohnen dürfte, da die Nachfrage nicht stark genug gewesen sei. Immer das alte Lied, das eine Folge der faulen Indolenz unsrer Sänger ist, die am liebsten in den abgetretenen oder modern aktuellen Programmgeleisen einherschlendern. Vielleicht entschließt sich eine so vornehme und um die Förderung deutscher Musik so hochverdiente Firma, wie die von Breitkopf & Härtel, zur Aufnahme auch des gewiß leicht zu erwerbenden op. 7 in einen Sammelband Grimmscher Lieder. Op. 11 enthält schlichte, volksliedartig gehaltene Weisen auf böhmische, deutsche und einen slavischen Text. Wir wüßten außer Nr. 3 keins, das wir als minderwertig aus diesem schönen Blütenkranze inniger Lyrik zu lösen uns erlauben könnten. Auffallend klingt das Eichendorffsche „Waldvöglein" an Brahms „In der Heimat" an. Namentlich gilt dies vom feinsinnigen Nachspiel, das ganz Brahmsisch anmutet. Reizend wirkt auch namentlich durch seine hochpoetische Begleitung Nr. 6 von Paul Heyse „Nun stehn die Rosen in Blüte". Op. 15 bringt Lieder für Alt, die Amalie Joachim gewidmet sind. Wir heben das Lenausche „Weil auf mir du dunkles Auge", das tief innerliche, an den deutschen Balladenton erinnernde von Franz Hüffer „Jägerbraut", die tiefe „Liebesnacht" von A. Kaufmann und vor allem das herrliche Nachtlied von Geibel hervor „Der Mond kommt still gegangen", mit seiner wundervoll malenden Begleitung. Der Schluß namentlich ist ganz Schumannscher Tiefsinn. Es ist, als ob wir in den wie mit silbernen Spinngeweben die Welt verschleiernden, langsam weiterrückenden Achtelfiguren das leise Steigen des glänzenden Nachtgestirns verfolgen könnten. Der zarte synkopierte Vorschlag der langsam fortschreitenden Bässe in der 2. Strophe: „Im Traum die Wipfel weben, die Quellen rauschen sacht" hat etwas Zauberisches, Berückendes. Das sind die holden Geister der deutschen Mondnacht, die uns einst Rob. Schumann und sein kongenialer Ge-

fährte Eichendorff so wundersam heraufzubeschwören wußten und die uns hier auch Grimms Muse den Saiten ihrer Harfe zu entlocken weiß.

Op. 18 enthält die bedeutendsten Lieder Grimms. Es wäre dringend zu wünschen, daß auch J. Rieter-Biedermann sich entschlösse, alle seine Grimmlieder in einem billigen Sammelalbum dem Publikum wieder näher zu bringen.

Franz Hüffers stimmungsstarkes: „Es kommen die Tage, die Nächte vergehn, es scheinen die Sonne, die Sterne, ich lehne am Fenster Nacht und Tag und schaue den wandernden Wolken nach in die weite, unendliche Ferne" hat hier einen ergreifenden und wahren Ausdruck in der Musik gefunden. Auch hier malt die synkopierte Begleitung meisterhaft das Stimmungskolorit, das über dem Ganzen ruht. Goethes wunderbares „Dämmrung senkte sich von oben, schon ist alle Nähe fern" ist gleichfalls ein Kabinettstück poetischer Färbung. Wie die Triole, leise wiegend, im pp der Begleitung in der 2. Strophe einsetzt, um in immer gehäufterer Chromatik eines langsamen Achtelrhythmus sich höher und höher türmend, gleichsam zu kondensieren, das ist unnachahmlich fein und geistreich gedacht und ausgeführt, eine prägnante Illustration der Verse:

Alles schwankt ins Ungewisse, Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzvertiefte Finsternisse wiederspiegelnd ruht der See.

Bei der 3. Strophe nimmt wieder die zarte Triolenbegleitung das Wort, um in weitgriffigen und harmonisch kühnen Kombinationen zum Schluß wieder im langsam schwingenden Achtelrhythmus zu verklingen.

Durch bewegter Schatten Spiele zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge zieht die Kühle sänftigend ins Herz hinein.

Wir wüßten kaum ein anderes Lied Grimms, wo er so sehr unter dem Einflusse seines Freundes Brahms geschaffen hätte wie hier. Auf der Höhe tiefsinniger Interpretation des bekannten Scheffelschen Trompetertextes „Jetzt ist er hinaus in die weite Welt" steht auch das 4. Stück der Sammlung. Gleich die einleitende in schmerzlicher Beredsamkeit aufseufzende recitativische

Baßfigur der Begleitung ist eine sich ausstreckende Löwenklaue, welche die Genialität des Komponisten in der Stimmungsmalerei verrät. Wie sich dann dieselbe Figur in der rechten Hand imitatorisch immer wieder erneuert, aufwallt und wieder in sich zusammensinkt, ist fein und geistvoll gedacht. Wir sehen, daß auch ein konservativer Musiker wie Grimm im Rahmen seiner strengen klassischen Stilschulung doch musikalischer Effekte fähig ist, um die ihn mancher Neuere beneiden könnte, der anspruchsvoller und harmonisch gesetzloser auftritt, aber dabei doch erfindungsärmer ist. Für das bedeutendste Lied Grimms halte ich Nr. 5, Lenaus oft komponiertes „Frühlingskinder in buntem Gedränge".

Ein zweimal wiederkehrender dreizehntaktiger Orgelpunkt ist von hinreißender Wirkung und dürfte in der Liederliteratur vereinzelt dastehen. Wie das allmählich mit der Unruhe des liebenden Herzens zu pochen und immer weiter zu drängen beginnt, wie in immer mehr sich steigernder Unruhe die imitatorisch weiter hinaufklimmende Begleitungsfigur sich immer prächtiger entfaltet und dann nach Erreichung des Kulminationspunktes das reizende kontrapunktische Spiel wieder von neuem beginnt — das ist großartig und bewunderungswürdig genial.

Hab ich's verraten euch jüngst im Traume
Schlummernd unter dem Blütenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig ihr Bildnis trage? —

Es ist wohl ein Unrecht, daß dieses inspirierte Lied nicht schon längst Heimatrechte in unseren Konzertsälen gefunden hat. Es ist, geistvoll vorgetragen, eines großen Erfolges sicher! —

Manches Geistreiche und Tiefempfundene bietet auch der Liederkreis nach Gedichten von Fr. von Oeynhausen, op. 20, der durchweg die ästhetische Höhenlage der reifsten Grimmschen Lyrik einhält, und im „Liebesgruß" Nr. 4 eine der grandiosesten Eingebungen des Meisters enthält. Dieses Lied, das seine Nichte, Frau Ammon-Grimm, sehr schön singt, hat sie, wie ich von ihr hörte, noch mit dem Komponisten zusammen studiert, dem es

besonders ans Herz gewachsen war. Die heiteren Lieder op. 26 zeigen uns den Komponisten von einer leichtgeschürzteren, schalkhaften Seite, die wir bisher seltener an ihm bemerkten. Nr. 2 u. 3 erscheinen uns als die glücklichsten. Die Anforderungen an Sänger und Spieler in der besonders leicht spielbaren Begleitung sind viel geringere, als bisher. Einer besonders bevorzugten Stellung bei Kritikern und Publikum erfreut sich der plattdeutsche Liederkranz aus Claus Groths Quickborn op. 24, den wiederholt Raimund v. z. Mühlen auch auf den Münsterer Cäcilienfesten in sein Vortragsprogramm aufgenommen hat. Es sind herzinnige, lebenswahre und vornehme Empfindungen hier zum Ausdruck gebracht und es tritt uns auch hier ein Reichtum neuer und eigener musikalischer Ideen entgegen. Es ist überall durchdachte, fein empfundene musikalische Arbeit. In der Art der Schumannschen Liederspiele wechseln hier Sololieder für jede der vier Stimmen mit vierstimmigen Quartetten und einem Duett und Terzett ab. Grimms ganze deutsche Gemütstiefe, Liebenswürdigkeit und Schalkhaftigkeit findet hier den geeigneten poetischen Boden, aus dem sie so naiv und ungekünstelt hervorwächst, zur Ehre des deutschen Volkes, zu dessen Liedersängern auch er gehörte. Der ihm freundschaftlich ergebene Dichter sang ihm einst die Worte zu, die sich im Nachtragbande seiner sämtlichen Werke finden:

Du sangst zum zweiten Mal die Lieder,
Wie ich zum ersten Mal sie sang.
In meinem Herzen glühte wieder
Die alte Glut im neuen Klang.
Vergangne Freude weckt das Sehnen,
Vergangnes Leid zerschmilzt in Tränen,
Was so in Freud und Leid geboren,
Fortlebt in ewigem Gesang,
Im Weltgetöse unverloren
Ersteht es immer neu im Klang,
Erlösend stummes Leid im Liede,
Denn alle Kunst bedeutet Friede. — — —

Nun steht das epheuumrankte Haus an der historischen Kreuzschanze vereinsamt da, das so oft von der idealsten Musik wider-

hallte. Vertiefte sich der heimgegangene Meister doch am kurzen, von seiner rastlosen Tätigkeit ausruhenden Feierabende am liebsten in die alten Meister der Vokalmusik, aus denen sein am Tiefsinn deutscher Kontrapunktik genährter Geist künstlerische Lebensnahrung sog. Ein Freund trifft den Greis noch kurze Zeit vor dem Abschluß seines Lebens in das kraftvolle deutsche Nationalepos der „Nibelungen" vertieft, wie es uns Wilh. Jordan wiedergeboren hat. Sein einfaches Denkmal, an dem ein Münsterer Bildhauer arbeitet — es wird eine Marmorbüste auf hellem Marmorsockel geplant — soll sich demnächst in den Kreuzschanzenanlagen in unmittelbarer Nähe der Grimmschen Heimstätte erheben, als Zeichen der Achtung und Dankbarkeit seiner Mitbürger in der Stadt an den Ufern der westfälischen Aa, der er in musikalischer Hinsicht ihr Gepräge aufgedrückt hat. Wir aber, seine alten Heimatgenossen aus dem Lande der livländischen Aa freuen uns dieses schönen, harmonischen und erfolgreichen Lebens, das am Gestade des baltischen Meeres seine tatenreiche Laufbahn begann.

Möchte die Betrachtung seines Wirkens und Schaffens das Ihre dazu beigetragen haben, in uns die Liebe zur Heimat und zu ihren tüchtigen Männern neu zu beleben. Wir stehen in einer Zeit, die von Idealen erfüllte Männer braucht, welche aus dem Eisen geschmiedet sind, wie der alte Grimm. Unermüdliche Arbeit, ernste auf das Allgemeine gerichtete Pflichttreue und ein an seinen heiligen Idealen bis zum Tode treu festhaltendes Künstlerherz — das war's was ihn zu dem gemacht hatte was er war: ein ganzer Mann, der seinen Platz in Ehren ausfüllte und vielen seiner Mitmenschen zum Segen geworden ist. —

Werke von Julius O. Grimm.

Op. 1. Sechs Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte: I. In der Mondnacht. — II. Ach es sitzt mein Lieb und weint. — III. Am See. — IV. Er ging dahin. — V. Gondoliera. — VI. Hast Du's denn ganz vergessen. — Fräulein Marie Tunder gewidmet. — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 2. Fünf Klavierstücke: I. Elegie. — II. Scherzo. — III. Träumerei.

— IV. Elfenweise. — V. Nachtstück. — Fräulein Serena Moscheles gewidmet. — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 3. Sechs Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte (h): I. Erste Meerfahrt. — II. Meeresabend. — III. Gebet auf dem Wasser. — IV. Heimkehr. — V. Immerdar gedenk ich dein. — VI. Abschiedslied. — Fräulein Constanze Jacobi gewidmet. — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 4. Zwei Scherzi für Pianoforte zu 4 Händen. — I. Hm. — II. Gm. — Zwei Scherzi für Pianoforte zu 2 Händen. — Frau Clara Schumann gewidmet. — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 5. Zwei Scherzi für Pianoforte zu 4 Händen. — I in D. — II in C. — Marie und Elise Schumann gewidmet. — J. Rieter-Biedermann, Winterthur.

Op. 6. Drei Elegien für Pianoforte, I in H. — II in Em. — III in Am. — Fräulein Clara Moscheles gewidmet. — Adolf Nagel, Hannover.

Op. 7. Sechs Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte (h): I. Wohl mir der Stunde. — II. Unruhe. — III. Bei trockenen Blumen. — IV. Dein Herzlein mild. — V. All' meine Herzgedanken. — VI. Mit unnennbarer Seligkeit. — Frau Livia Frege gewidmet. — Fr. Kistner, Leipzig.

Op. 8. Sechs Lieder für gemischten Chor a cap. — I. Was macht dir, Herzliebster. — II. Frühlingslied. — III. Herbstlied. — IV. Morgenlied. — V. Abendfeier. — VI. Die Nonne. — Frau Antonie von Siebold gewidmet. — J. Rieter—Biedermann, Leipzig.

Op. 9. Vier Klavierstücke in freier kanonischer Weise: I. Andante espr. — II. Allegretto grazioso. — III. Andantino tranquillo. — IV. Allegro energico. — C. Spielmeyer, Göttingen.

Op. 10. Suite I in Kanonform (für Streichorchester): I. Allegro con brio. — II. Andante lento (Soli). — III. Tempo di Minuetto, ben moderato. — IV. Allegro risoluto. — Franz Wüllner gewidmet. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 11. Sechs Lieder für eine Singstimme (h) mit Pianoforte: I. Wie scheinen die Sternlein so hell. — II. Pilgerlied. — III. Wozu mein langes Haar. — IV. Warum bist du denn so traurig. — V. An die Waldvögel. — VI. Nun stehn die Rosen in Blüte. — Fräulein Agathe von Siebold gewidmet. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 12. An die Musik für Soli, Chor und Orchester (E. Schücking). — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 13. Sechs Lieder für vierstimmigen Männerchor a cap. I. Morgenwanderung. — II. Lustig Blut und frische Lieder. — III. Der traurige Jäger. — IV. Jagdglück. — V. Gut Nacht, gut Nacht. — VI. Vorwärts. — Der Münsterschen Liedertafel gewidmet. — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 14. Sonate für Pianoforte und Violine (oder Vc.): I. Allegro con brio. — II. Adagio cantabile. — III. Allegro. — G. H. Deecke gewidmet. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 15. Sechs Lieder (t) für eine Singstimme mit Pianoforte: I. Wenn die Sonne weggegangen. — II. Weil auf mir. — III. Jägerbraut. IV. Liebesnacht. — V. Nachtlied. — VI. Minnelied. — Frau Amalie Joachim gewidmet. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 16. Suite II in Kanonform für Orchester: I. Allegro con brio. — II. Tempo di Minuetto. — III. Molto adagio. — IV. Allegro assai. — J. Brahms gewidmet. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 17. Zwei Märsche für großes Orchester: I in D., II in B. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 18. Sechs Lieder und Gesänge für 1 Singstimme und Pianoforte: I. Es kommen die Tage. — II. Ständchen. — III. Dämmerung senkte sich von oben. — IV. Jetzt ist er hinaus. — V. Frühlingsgedränge. VI. Der Traum. — Fräulein Amalie Kling gewidmet. — J. Rieter-Biedermann. Leipzig.

Op. 19. Sinfonie für großes Orchester: I. Sostenuto, — Allegro. — II. Trauermarsch, — Scherzo, — Finale (All' vivace). — Richard Barth gewidmet. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 20. Lieder und Gesänge (Frh. von Heynhausen) für eine Singstimme (h): I. Schön die Schöne zu begrüßen. — II. Liebesvereinung. — III. Nachts. — IV. Liebesgruß. — V. An die Geliebte. — VI. Beständiges Gedenken. — Frau Hedwig Kiesekamp gewidmet. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 21. Kaiserhymne (Wilhelm I.) Worte und Musik von J. O. Grimm. Männerchor und Bl. Instr. u. Pk. — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Op. 22. Fünf Lieder für dreistimmigen Frauen- oder Männerchor a cap.: I. Frühlingsanfang. — (b Sigismund). — II. In der Nacht. — III. Im Mai. — IV. Abendlied. — V. O selig, im grünen Haag. (A. Jüngst). — J. Rieter-Biedermann, Leipzig.

Ohne Op.-Zahl. Deutsche Volkslieder für dreistimmigen Frauen- oder Männerchor a cap.: gesetzt: I. Ich fuhr dahin. — II. Wach auf. — III. Verstohlen geht der Mond auf. — IV. Von allen schönen Kindern. — V. Im tiefen Wald. — VI. Die Wollust in den Maien. — VII. Ach, ach, ich armes Klosterfräulein. — VIII. So will ich frisch und fröhlich sein. — J. Rieter-Biedermann. Leipzig.

Op. 23. Klagegesang um den Tod Kaiser Wilhelms I. (Agnes Lindner) 1888, für Chor und Orchester. — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 24. Ein Liederkranz aus Hans Groths Quickborn für 4 Solostimmen mit Pianoforte. —

Op. 24. Bearbeitung für vierstimmigen Frauen- oder Männerchor a cap.: Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 25. Suite IV. Gm. für Streichorchester: I. Einleitung und Fuge.

— II. Kanon (And. cant.) — III. Intermezzo. — IV. Ländler. — V. Schlußfuge. — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 26. Heitere Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte: I. Vil schöner kunst und gaben. — II. Freundliche Dornen. — III. Wofür's guat sind. — IV. Gefangen. — V. As is a ganz verflixte Sach'. — VI. Der rechte Fleck. — Der Münsterschen Liedertafel (h. u. t.) — Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Op. 27. Zum Geburtstage des Kaisers (27. Jan.) (Al. Buschmann) für Männerchor und Blas-Orchester (ad lib). — E. Bisping, Münster.

Op. 28. An Kaiser Wilhelm II. zum 27. Januar, für Männerchor und Blas-Orchester (ad lib). Worte und Musik von J. O. Grimm. — E. Bisping, Münster.

Eberhard Kraus-Königsberg.

Aus der Jugendzeit.

Drei Stimmungen.

1. Fuchsjagd.

Durch die Heide braust sie hin
— Sporen in die Flanken! —
Jacher Tod und Teufel-Sinn,
Herrische Gedanken.

Rot der Herbstwald, rot das Feld,
Rot der Fuchs, der schnelle,
Übers goldne Himmelszelt
Eine Purpurwelle!

Statt in trübem Alltagsdust
Tatlos hinzumodern
Wollen wir versprühn in Lust
Und in Glut verlodern!

2. Goldingen.

Aus goldenen Zeiten
Ein Raunen und Rauschen
Die Brust will sich weiten —
Nur lauschen — nur lauschen,
Nur horchen und schauen!
Es wächst aus dem Blauen
Von Farben satt,
Doch fern wie Nirwana
Die Fata Morgana
Der lieblichsten Stadt.
Zu ihren Füssen
Ein Brausen und Schallen —
Die Fluten grüssen
Im Niederfallen
Das lockende Bild,
So schmeichlerisch, mild.
Die Seele durchquillt
Ein Heimwärtswallen,
Vom Wunsch nur gestillt:
Bleib glücklich vor allen,
Nicht stolz und nicht reich,
Dir selber nur gleich!

— — — — — — — — —

Von Silber umglänzt,
Smaragdgrün bekränzt,
Selbst schmucklos und schlicht
Hinter züchtigem Riegel
Bist Lurlei du nicht,
Doch — ein Gretchen am Spiegel.

3. Reval.

Eine dunkle und ernste Stadt
In zartem, grauweisslichem Nebelbad;
Aufsteigend vom Meer zu der Klippe Grat
Mit spitzen Türmen,
Umfegt von Stürmen
Und Wolkenschauern.
Verwitterte Mauern
Auf Felsen kauern
Und Ritterpaläste,
— Jedes Haus eine Feste! —
Mit steilen Dächern,
Mit engen Gemächern,
Sie schauen herab vom schroffsten Glint,
Zu zeigen, wie trotzig, wie kühn sie sind.

— — — — — — — —

Du edle, du strenge Stadt,
Gebaut auf gedrangen Felsenpfad
Am Rande des Wogenschwalles,
Du Denkmal menschlicher Kraft und Tat!
In dir strebt alles
Vom brodelnden Herde
Der düstern Erde
Zu lichteren Sphären,
Zu Reinheit und Ehren
Empor — empor —
Excelsior!

Zwölf Jahre.

Zwölf Jahre hört ich nicht die Wogen prallen
Hart auf der Osterlinge Strand
Und nicht der Stürme Schlachtenlied erschallen
An grauer Burgen Trümmerwand.

Die Klänge starben mir in meiner Seele,
Vom Lärm der Weltstadt übertönt,
Ich fühlte wohl, dass mir die Heimat fehle —
Hab's still getragen — matt gestöhnt!

Doch nicht gesungen, nicht hinausgesungen
Mit jener Kraft, die Berge hebt,
Wer tadelt mich, wenn mich mein Loos bezwungen?
— — — — — — — — — — — — —
Mich tötet das, was ich erlebt!

* * *

Da — welch ein frischer Glanz und welch Erwachen
In des Bewusstseins sicherm Glück,
Ein Flüstern um mich und ein Jauchzen, Lachen,
Als käm die Jugend mir zurück!

Und sprudeln hör ich all die lieben Quellen,
Aus denen einst mein Dasein sprang,
Was ferngerückt seh ich im Nahen, Hellen,
Längst sucht ich es — ach viel zu lang!

* * *

Du Land, das mich geboren,
Hort bester, treuster Art,
Was reichere verloren —
Die Not hat dir's bewahrt!

In deiner Armut teiltest
Du aus dein letztes Gut,
In deiner Schwäche heiltest
Du siechen Mannesmut.

Gab's jemals Ruhmeskronen,
So ist die Krone dein,
Kann Sohnesdank dich lohnen,
Gebührt er dir allein!

An den Rhein.

Von

Nikolai von Wilm-Wiesbaden.

Wird mir doch die Seele weicher,
Denk' ich in der Ferne dein,
Alter, heil'ger, märchenreicher,
Unaussprechlich schöner Rhein!

Welch' ein wonniglich Gedenken
Weckt dein trauter Name mir!
Wie zum Licht die Blumen lenken,
Strebt die Sehnsucht hin zu dir.

Ach, sie strebt durch weite Lande
In der Dichtung Flügelkleid —
Und ich sitz' an deinem Strande
Selig, wie in alter Zeit;

Wo die Woge, goldumsäumet,
Kühlung um die Reben haucht;
Wo sie Schlummerlieder schäumet,
Wenn die Dämm'rung niedertaucht;

Wo, wie zu der Mutter Wonne
Sich des Kindes Reiz enthüllt,
Unter'm Liebesblick der Sonne
Deine Traube röter quillt;

Und der Wind vom Hügel nieder
Unter'm blauen Himmelsdom
Meine neugebornen Lieder
Taufte über deinem Strom!

O wie oft hab' ich gelegen
Still bei dir in Einsamkeit,
Und bei deinen Wellenschlägen
Denkend der Vergangenheit.

Und ich sah im Geist Gestalten,
Wild, mit rauher Sprache Klang,
Sieh, ein Bärenfell in Falten
Ihren Riesenleib umschlang! —

Und ich las in blut'gen Zeilen
Taten wilden Kampfs und Streits,
Auf dem Schutt gestürzter Säulen
Hob in Glorie sich das Kreuz; —

Und ich hörte Eichen fallen,
Und geebnet ward der Steig,
Unterworfen zum Vasallen
Ward der Elemente Reich; —

Und an deinem Ufer lagen
Träumend Dichter spät und früh,
Märchen, wunderbare Sagen
Schuf des Volkes Poesie.

Ach, auch Schwerter sah ich blinken,
Und es klang wie Hornesruf,
Städte brennen, Burgen sinken
Und auf Leichen tritt der Huf; —

Und in einsam-stiller Halle
Sass der Mönch, das Haupt gebeugt,
Weisheit wohnt auf seiner Schwelle,
Nicht vom Lärm des Tags erreicht; —

Und ich sah in nächt'ger Stille
Wachsen der Gefilde Kreis,
Und des Friedens Segensfülle
Lohnen der Besteller Fleiss; —

Sah den frommen Sinn der Zeiten,
Häufen Erz und Marmorstein:
Dome ihre Arme breiten
In das Wolkenreich hinein; —

Und ich hörte Glocken gehen,
Sah die Menge, wie sie lauscht,
Blumen fallen, Fahnen wehen
Und der Bischofsmantel rauscht.

Schifflein fuhren hin und wieder,
Munter schien die Sonne drein,
Und die Burgen sahen nieder,
Wie versenkt in Träumerei'n.

Wahrlich, jeder Stein am Strande
Ist ein Blatt im Menschheitsbuch,
Voll von Ruhm – und voll von Schande,
Reich an Segen — reich an Fluch!

Zeiten sind vorbeigeflogen
Wie ein Hauch, ein flüchtig' Wort:
Ruhig rollen deine Wogen,
Ruhig durch Aeonen fort! —

Ist's der Geist von jenen Stunden,
Der die Seele mir durchglüht?
Rührend an die alten Wunden,
Nachts durch meine Träume zieht?

Ist's ein Gruss von deinen Wogen,
Wenn mich auf dem Lager däucht,
Dass der Mond durch Trümmerbogen
Mir mein Lieblingsplätzchen zeigt?

Was mein Herz auch immer liebet,
Meine Sehnsucht wird nicht alt,
Deiner Bilder Zauber trübet
Keine irdische Gewalt.

Einst, wenn meine Locke bleicher,
Will ich wieder bei dir sein —
Wieg mich ein, du märchenreicher,
Alter, schöner, heil'ger Rhein!

Aus dem Notizbuch eines Einsiedlers.

Von

Maurice von Stern-Linz a. d. Donau.

Am 11. Jänner 1899 war der alte Leonhard gestorben. Auf den Fittigen eines Schneesturmes, der die Kronen der Kiefern und Fichten nach Süden strich und alle Quellen im Böhmerwalde verstummen ließ, war seine Seele davongeflogen. Der Schulleiter Bark aus Ammersbach brachte mir die Kunde und zugleich ein kleines in schwarzes Glanzlederpapier mit Rotschnitt gebundenes Notizbuch mit abgestoßenen Ecken, das man bei ihm gefunden hatte. Ein Holzhauer war um sieben Uhr morgens in sein Zelt getreten, um sich einen Tabak auszubitten, und hatte ihn tot auf seinem Lammfelllager gefunden.

Der alte Leonhard, unter welchem Namen ihn das ganze Waldviertel kannte, wo er sich niedergelassen hatte, war im Herbst des Jahres 1897 in die Gegend gekommen, einen Rucksack über den Schultern und ein Lancastergewehr im Arm. Er deponierte seine Schriften beim alten, einsilbigen Gemeindevorsteher, der nur notdürftig lesen konnte und aus dem nichts herauszubringen war, löste sich einen Waffenpaß und eine Jagdkarte und erwirkte sich bei den Jagdpächtern den freien Ausgang im Revier. Etwas später traf eine Bahnsendung aus Prag ein, die wohl die Einrichtung eines aus Filz und Kautschuk verfertigten Zeltes enthalten haben mochte, da man Leonhard bald darauf ein solches mitten im Walde errichten sah.

Ammersbach liegt tief im dichten Wald versteckt, den Himmel über sich und endlosen Nadelwald um sich herum. Gleich hinter dem Dorf beginnt der Wald. Drei Wege führen in ihn hinein. Wer den Weg links geht, gerät in ein Stangenholz ohne Ende, in dem er sich, da eine Lichtung der andern, ein Holzhauerplatz dem andern, täuschend ähnlich sieht, leicht verirren kann. Wer rechts geht, der kommt in ein Felsengeklüft, die Steinwand genannt, ein Dorado der Füchse, wo er rettungslos dem Verderben verfällt, wenn er die Gefahren des Terrains nicht kennt. Der mittlere Weg aber verläuft unmerklich in einen stark begangenen Rehwechsel, Jägersteg genannt, der sich wohl eine Stunde weit, köstlich verborgen, durch das Dickicht schlängelt und auf eine jäh abfallende, große, wilde, gottverlassene Lichtung führt, besetzt mit modernden Baumwurzeln, mannshohen schilfartigen Gräsern und undurchdringlichem Gesträuch. Das ist die „wilde Bleß", ein Ort, wo Wild aller Art Stelldichein hat und wo im Sommer die köstlichsten Erdbeeren wachsen.

Unten, wo die Lichtung von hohem Fichtenwald begrenzt wird, ruht ein träumerischer, verschlafener Waldsee, in dem sich alte sündengraue Hechte und Edelkrebse befinden. Der See sieht aus, als wenn ein erblindetes, trübes, angelaufenes Stück Spiegelglas in einen Rahmen von Nadelholz, Schilf und Gestrüpp eingelassen wäre. Waldschnepfen und Krickenten sind hier zuhause. Hart am See auf einem Granitplateau hatte der alte Leonhard zur Verwunderung der Holzhauer sein Zelt aufgerichtet. Es bestand aus Filz, der in drei Lagen übereinander zusammengefügt und mit Kautschuk gedeckt war, und hatte die Form eines militärischen Lagerzeltes. Den Fußboden bildete ebenfalls eine dicke Kautschuklage, an den Rändern übergeschlagen und mit der Filzwand wasserdicht verbunden. Auch gab es verschließbare, kleine Fenster. Drinnen befand sich eine mit Lammfellen ausgepolsterte Pritsche. Dort hauste der Alte, beschäftigte sich mit Jagd und Fischfang und sammelte Kräuter und Steinpilze, die er an Schnüren in der Sonne trocknete. Auch Heidel- und Preißelbeeren sah man ihn sammeln und trocknen. Da er niemand schädigte oder belästigte und das er-

legte Edel- und Raubwild pünktlich ablieferte, so ließ man ihn gewähren. Das Volk ist von Natur schonungsvoll gegen Einsiedler.

Auf Jagden traf ich den Alten bisweilen, ohne daß er je ein Wort mit mir gewechselt hätte. Er war groß, hager, etwas gebeugt, trug einen langen, schon ergrauenden Bart, hatte eine stark gebogene, aber edelgeformte Nase und tiefliegende, düstere Augen, deren geistesabwesender Ausdruck einen ganz nach innen gekehrten Kummer verriet. Das linke Auge schien halb erblindet. Einmal traf ich ihn, als er einen Hühnerhabicht schoß. Die Abendsonne brannte in seinen toten Augen, in deren Tiefe ein blutiger Zorn zu lodern schien. Geisterhaft starrte er auf den schwer herabfallenden Vogel, den er, als er mich bemerkte, mit einer ungeduldigen Handbewegung ergriff, worauf er im Gestrüpp verschwand. Ein anderes Mal begegnete ich ihm, als er ein Netz mit wundervollen Herrenpilzen davontrug. Sein unbedecktes Haupt war phantastisch mit Glockenblumen und weißen Orchideen geschmückt. Er wiegte sich in den Hüften, lächelte, und summte ein mir unbekanntes Lied in plattdeutscher Mundart vor sich hin.

Das war der alte Leonhard, dessen Notizbuch ich nun in Händen hielt. Es waren unregelmäßige, am Schluß plötzlich abbrechende Aufzeichnungen in kritzliger, schnörkelhafter Schrift, die ich mühsam enträtseln mußte. Das erste, was ich las war ein Gedicht. Es lautete:

Mohn in der Wildnis.

Die Schwermut trieb mich in die Berge,
In immer wildre Einsamkeit,
Zerbrochne Kreuze, Kränze, Särge
Trug hinter mir der Strom der Zeit. —
Mir war so fremd, so weh zum Weinen!
Stumm war ich, doch die Seele schrie.
Umstarrt von droh'nden, grauen Steinen,
Umatmet von Melancholie.

Verhängt von schleppend schweren Flören,
Versank das sonst so sonn'ge Tal.
Der Regen peitschte durch die Föhren
Und dunkel scholl der Wald-Choral.

Geführt wie durch Gespensterhände,
Stieg ich empor von Stein zu Stein.
Kein Weg. Kein Steg. Und ohne Ende
Schien dieser Wildnis Reich zu sein.

Da endlich fing es an zu dämmern
Wie eine Lichtung gradeaus.
Ich fühlte meine Pulse hämmern
Und — stand vor einem grauen Haus.
Es war, als wollte es sich legen,
So schief und grämlich stand es da,
Das Dach zerzaust. Doch blank vom Regen,
Ich blinde Scheiben schimmern sah.

Ein reifes Mohnfeld rings im Kreise.
Die Köpfe schwankten sanft im Wind
Und raschelten und rauschten leise
Und winkten auf den Stengeln lind.
Ich trat ins Haus, — ein banger Bube.
Da summte drin ein süßer Ton.
Ein Weiblein hockte in der Stube
Und siebte Mohn, und siebte Mohn. . . .

O Mohn, o Mohn, laß rinnen leise
Die Schlummerkörner um mich her!
Laß schlafen mich in alter Weise,
Das Herz ist mir so kummerschwer!
Im Banne letzter Einsamkeiten,
O, sei mir mild ein Tröster du,
Laß deinen müden Segen gleiten
Und gib mir Ruh, und gib mir Ruh!

Dann folgten kurze, tagebuchartige Notizen, vermischt mit Gedichten.

6. September. Zwei Eichhörnchen geschossen und gebraten. Die Exlbäuerin lieferte mir Eier und Geselchtes in Tausch gegen Schafgarben, Arnica, Baldrian und Aronen. Mein Vorrat an Herrenpilzen, Eier- und Semmelschwämmen wird für den Winter reichen. Kaufte mir bei Schaper Wenzl in Ammersbach einen Spiritus-Apparat für 54 Kreuzer. Daß das Wild im Walde frieren müsse, ist ein Irrtum. Erstens ist der Wald das Schützendste auf Gottes Welt, und zweitens hält der hohe Sauerstoffgehalt der freien Luft wunderbar warm. Am meisten friert man in

schlecht gelüfteten Zimmern. Gott, wie danke ich Dir für diese Stille und diesen himmlischen Frieden! Der Wald leuchtet im Abendgold und der Buntspecht hämmert neben mir im hohlen Baum, als müsse er vor Sonnenuntergang noch fertig werden. Sonst kein Laut. Jetzt schweigt auch der Specht. Und nun nur noch dieses heimliche Quellenrauschen.

11. September. Ich habe mir ein Floß gezimmert und den Hechtsee befahren. Dieser See ist erblindet, wie meine Seele. Nur kurze Zeit am Nachmittag trifft ihn die scheidende Sonne, und dann glitzert er nicht einmal, sondern bleibt tot und trüb. Aber wunderbar spiegeln sich früh am Morgen, wenn die große Kühle durch den Wald geht und noch kein Vogel zwitschert, die Fichten in seinem dunkeln Spiegel. Da schaut man in die umgekehrte Welt. Und das Tiefste von der Welt ist doch der Traum.

12. September. Ich fing einen schweren Hecht mit der Setzangel und einem Schlammbeißer als Köder. Als ich ihn dem Wildhans ablieferte, hieb er den halben Fisch für mich ab und gab mir ein Flascherl Wein mit. Es ist sonnig und warm wie im Juli. Ich sitze vor meinem Zelt und koche meinen Hecht. Steinpilze und Himbeeren schließen mein Mahl. Hier im Walde gehen jährlich Millionen an Nahrungsmitteln zu Grunde. Und die Menschen darben in ihren Dörfern und denken nicht daran, sich Hülfe im Wald zu holen. Ich schreibe ein Gedicht:

Der Himbeerstrauch.

Träumend schreit ich längs dem Bach,
Tief im Forst, dem kühlen.
Da beginn ich allgemach
Leisen Durst zu fühlen.

Tannen wehen würz'gen Hauch,
Will zu ihnen flüchten.
Winkt mir da ein Himbeerstrauch,
Voll von reifen Früchten.

Lockt mich so verführerisch
Mit den süßen Beeren.
Sind so kühl und schattenfrisch —
Wer will sie mir wehren?

Wie ich da die Ranken streif', —
O, ich kam zu Zeiten! —
Früchte rieseln überreif,
Bachwärts zu entgleiten.

Kosten muß ich immerzu,
Folgt die Hand den Blicken.
Strauch, konnt' je so mild wie du
Mich ein Wirt erquicken!

15. September. Das Leben unter Menschen wäre nicht zu ertragen, wenn man nicht das Bewußtsein hätte, daß Gott immer bei einem ist. Je näher am Herzen der Natur, umso näher bei Gott. Die Exlbäuerin bringt mir 16 Stück Eier und ich muß ihr versprechen, Hasenschmalz für den kranken Mann zu verschaffen. Warum auch nicht? Grad so gut, und besser vielleicht als eure Pillen und Pulver, wird das am Ende auch noch sein. Der Holzhauer-Seppl verwundet sich an der Hand. Ich verbinde ihn. Sechs Stück Kranawitter (Krametsvögel) geschossen und Wildhans abgeliefert. Er gab mir einen Zwetschken-Branntwein, den ich für Wundbehandlungen bewahre. Mein Zelt ist bald nur noch eine große Waldapotheke.

16. September. Das Wetter ist immer noch wundervoll. Die „wilde Bleß" brennt im Sonnenschein wie eitel Gold. Heute schoß ich einen Finkenhabicht. Das arme Tier umkreiste schreiend einen Baum, wo es wohl im Sommer genistet hatte. Als es tot zu meinen Füßen lag, drang aus den gelben Vogelaugen ein zorniger, scheuer, vorwurfsvoller Blick auf mich ein, ein Blick, wie das beleidigte Leben selbst. Der Finkenhabicht tötet zwar hunderte von Singvögeln im Jahr. Aber ist das nicht sein gutes, vom Schöpfer verbrieftes Recht? Wer findet die Lösung aus all der Wirrnis von Hunger und Mord? Liebe, Liebe! Ja, aber Liebe und Hunger, das sind zweierlei. Hunger und Mord, das reimt sich. —

Nicht für eine Welt ginge ich mehr unter Menschen. Mir scheint, sie dulden nur die um sich herum, die keine Mahnung für sie sind. Man muß sich als Ihresgleichen ausweisen, wenn man nicht ihr Mißtrauen und ihren Haß erregen will. Wer ist aber Ihresgleichen? Der sein Herz schweigen und seine Hand

zugreifen heißt. Hier redet mein Herz im ungebrochenen Urlaut seine Sprache mit Gott und mit der Welt. Wenn ich morgens die Bäume rauschen, die Eichhörnchen rascheln und die Quellen lachen höre, so ist es mir, als sei das die Sprache meiner Brust. Wieviel ist von uns in die Welt, wieviel von der Welt in uns übergegangen! Es gibt Sekunden und Minuten, wo ich fühle, daß ich ganz Welt bin. Zumal wenn ich dem Wasser lausche. Ich schreibe ein Gedicht:

Murmeln der Quelle.

Im Murmeln der Quelle ist Ewigkeit,
Ist uferlos träumende Ewigkeit.
Hier steht die Zeit
Und ihr goldener Zeiger tastet.
Sie, die sonst hastet,
Die Stunde,
Steht mit erschrockenem Munde
Und lauscht und lauscht,
Wie die Quelle rauscht.

Die schöpft und schöpft in das Becken hinein
Mit klingendem, goldenem Becherlein
Und kichert fein.
Es scheint dies Kichern und Wasserfallen
Leise in dich hineinzuschallen.
Du weißt schon nicht, ist es in dir, das Rauschen,
Und mußt verwundert nach innen lauschen,
Wie dort nun forttönt der goldene Klang,
Der lieb wie von lebenden Lippen sprang.

Im Murmeln der Quelle ist Ewigkeit,
Ist labende, kühlende Ewigkeit —
Und Vergessenheit!
Es löst sich die Seele im Klingen,
Eint sich den Dingen
Und dämmert.
Der Schmerz hat nun ausgehämmert.
Du hast die Ruh
Und bist nicht mehr du.

Und du bist nicht mehr du, und der Zauber zerrann,
Du bist nun die Quelle, der rauschende Tann,
Du selbst bist die lachende Erde.

Jauchz' nur mit Quelle und rauschendem Wald,
Wie jung ist die bräutliche Welt von Gestalt
Und wie lieblich des Lebens Gebärde!

17. September. Heut in der Frühe traf ich den Hüterbuben aus Ammersbach, der stand auf einem Stein mitten in der „wilden Bleß" und predigte in die Wolken hinein. Er hatte ein abgegriffenes Büchlein in der Hand und zorniger Eifer lag in Worten und Gebärden. Mitten in der Bleß, hinter einem Holzstoß hervor, leuchtete der buschige Schweif eines Goldfuchses. Warum sollte ein Hirtenbüblein nicht den Füchsen predigen dürfen, da doch ein Heiliger den Fischen gepredigt hat? Härter können ihre Herzen auch nicht sein, als Menschenherzen. Dann fing er an, das Echo zu foppen, das von diesem Stein aus die längsten Sätze klar und deutlich wiederholte. Mit Gelächter und Jauchzen verschwand er im Gebüsch. Hier ist ein Bild der „wilden Bleß".

Die goldene Wildnis.

Das ist meine goldene Wildnis, versunken in Mittagsglut,
Die flammend auf moosigen Steinen wie in sich vergessen ruht.
Ein ew'ges Summen von Bienen tönt her aus dem blühenden Tann.
Es ist, als wenn hier die Stunde zu goldenem Stillstand zerrann.
Ein Wettgesang gellt von den Grillen, metallen und monoton, —
Die zitternde Sonne selbst schuf sich aus glühendem Schweigen den Ton.
Vom Himbeergestrüpp auf die Steine, so heiß und verschwenderisch,
Müd' gleiten die duftenden Beeren und ruh'n so auf Gottes Tisch. —
Und Eidechsen baden in Sonne und schwänzeln und schwelgen im Licht.
Und Falter, von Einsamkeit trunken, umfächeln mein Angesicht.

* * *

Das ist meine goldene Wildnis, versunken in Mittagsglut,
Die flammend auf moosigen Steinen wie in sich vergessen ruht.

16. Oktober. Es wird Herbst. Die im Nadelwald verstreuten Laubhölzer legen ihr buntes Gewand an. Die wilden Kirschbäume fangen an blutrot zu schimmern. Die Birken wie blasses Gold. Schon wehen einzelne Blätter in meinen See und die trägen Hechte schnappen danach. Da gleitet ein Blatt auf dem schwarzen Spiegel. So gleitet unsere Seele über die dunklen Tiefen des Lebens.

„Sinn' ich dem Traume
Des Lebens nach,
Wie Laub vom Baume
Rauscht es gemach."

Die Nächte werden kühl, aber ich friere nicht. Ich glaube, ich würde nicht frieren, wenn ich ganz im Freien schliefe. Die einzige Bedingung ist Trockenheit. Abends koche ich mir Tee aus jungen Brombeerblättern, die so schmackhaft wie echter Tee sind. Es wird jetzt einsamer um mich herum. Die Vögel fangen an zu verstummen. Die Eichhörnchen fliehen ins Innere des Waldes, die Wildtauben sind verschwunden. Ich lese oft in der Bibel und finde je länger umsomehr, daß es ein kosmisches Epos ist, wie geschaffen zur Lektüre inmitten der Natur. Es ist das einzige Buch, das ich besitze. Ich mag nichts Gedrucktes mehr sehen. Die Druckerschwärze hilft lügen und macht die Leute glauben, daß sie etwas wissen. Und man weiß doch nur, was man erfährt, nicht was man liest.

21. Oktober. Heut hätt' ich ein Reh schießen können. Der Kitzbock stand, an die Geiß geschmiegt, zwanzig Schritt vor mir auf der Bleß. Ich ziele, und die Patrone versagt. Das Wild steht regungslos. Anstatt den linken Lauf abzuschießen, ziehe ich nochmals den rechten Hahn, und die Patrone versagt natürlich wieder. Nun gaben die Tierchen Fersengeld.

2. November. Es regnet. Schwere Wolkenschleier schleppen sich über den Wald und zerreißen an seinen Kronen. Der Seespiegel ist ein Geperl und Geträufel. Ich sitze pulvertrocken in meinem Zelt und schreibe. Eine pluddernasse Auerhenne fliegt unbeholfen dicht vor mir über den See. Es ist eine Ruhe in mir, als lebte ich nicht mehr. Kein Schmerz. Keine Sorge. Keine Leidenschaft. Keine Sehnsucht. Das ist das Geheimnis der Einsamkeit. Und was ich zum Leben brauche, das schenkt mir der Wald. Ich bin zum Skelett abgemagert, aber ich kann zehn Stunden in der Steinwand klettern, ohne zu ermüden, und trinke oft tagelang kein Wasser. Steinpilze und Bachkresse bilden jetzt meine Hauptnahrung. Abends trinke ich Heidelbeertee, und lese in der Bibel beim Schein meiner Sturmlaterne. Dann

schlafe ich köstlich unter dem Rauschen des Regens und der Bäume, in das sich das Plätschern des aufgepeitschen Sees mischt.

14. November. Hier in der Waldeinsamkeit möchte ich sterben. Vor mir Wald und See, über mir ein Falke, der in den Äther kreist. Keine Liebe, keine Zärtlichkeit verlange ich, als die der stummen Tier- und Pflanzenwelt, die mich treu umgibt. Aus Gottes Arm in Gottes Arm. Es ist der Tod nur eine Änderung der Lage am Herzen Gottes. Leben und Sterben, alles nur ein Drängen um seine Vaterbrust.

9. Dezember. Ich war recht krank, bin aber ohne Doktors Hülfe wieder gesund geworden. Wenn sich die Natur mit ihren eigenen Hülfsquellen nicht hilft, so nützt alles andere auch nichts. Hunger und Heidelbeertee haben mich kuriert. Im Wald ist alles dicht verpackt in Schnee. Die Bäume sehen aus wie Pyramiden, die Äste sind tief herniedergebogen. Wenn ein scheuer Vogel daran rührt, so stäubt ein Schneeregen nieder. Ich gehe von Baum zu Baum und schüttle den Schnee ab, um die Bäume vor Schaden zu bewahren. Ein Don Quixote des Waldes. Es nützt aber nichts. Tauwetter setzt ein, die Schneelasten auf den Bäumen werden schwerer und schwerer, und plötzlich geht ein Krachen und Splittern durch den Wald. Dann wird es wieder still und schweigend, und ein würziger Tannenduft schwebt von den verwundeten Bäumen her über den Schnee. Das war ein Schneebruch!

24. Dezember. Ich habe mir in Ammersbach 100 Wachslichter eingetauscht und damit ein schlankes Tännchen am See geschmückt. Nachts zündete ich die Kerzen an, und der strahlende Weihnachtsbaum leuchtete, sich wiederspiegelnd, bis in die dunkle Seetiefe zu Krebsen und Hechten. So strahlt die Liebe selbst in das dunkelste Gemüt. O Gott, wie ist die Welt so weit und so frei, wenn das Herz nicht gebunden ist durch Schuld oder Hoffnung! Kommt, ihr Hasen und Füchse und Rehe, ich will mit euch Weihnacht feiern! Am Eingang zu meinem Zelt prangt ein riesiger Mistelbuschen, dieses heidnische Zeichen des unsterblichen Lebens, des ewigen Frühlings in Eis und Schnee.

28. Dezember. Die Nächte sind lang und stürmisch. Die Kälte belästigt mich nicht, aber der Lärm der nächtlichen Waldgeräusche läßt mich nicht schlafen. Da kann der Geist mit den Schneewolken treiben und sich tummeln mit den Stürmen. Was ist mir Schnee und Sturm, ich habe den Frühling in meinem Herzen, und seine Funken sprühen von mir wie ein Feuerregen in der Nacht! Ich begleite im Geist das Wehen und Schwanken der rauschenden Tannen, und der Schneesturm hallt in mir wie in einem leeren Saal. Mit offenen Augen starr' ich in das Dunkel, und das Dunkel starrt in mich, und es blitzt daraus der Funke der Erkenntnis, daß wir sind, was wir in uns aufnehmen: Ein Gefäß für den Inhalt der Welt.

11. Januar. Mein See ist gefroren! Ich muß nun die täglichen Waschungen einstellen, und es will mir nicht mehr so warm werden wie früher. Das ist des Lebens Geheimnis. Man muß hungern, damit man essen, frieren, damit es einem warm sein mag. Die Exlbäuerin brachte mir eine Rindsuppe und nahm das Hasenschmalz in Empfang. Ich muß entsetzlich aussehen, denn die Frau schrak ordentlich vor mir zurück. Mein Haar reicht mir bis über die Schultern und der Bart bis fast zum Gürtel. Ich bin ganz in Fell und Loden gekleidet.

16. Januar. Heute dachte ich an die Vergangenheit und geriet in solchen Zorn, daß ich mein Gewehr in die Steinwand abschoß, um mir Luft zu machen. Dann steigt mir das Blut in den Kopf und überrieselt den inneren Blick wie mit tausend feurigen Adern, die sich schlangengleich ungestüm bewegen.

Der Wald ist voller Reh- und Hasenspuren. An den Quellen ein wahres Getümmel von Spuren. Nach meinen Erfahrungen nimmt das Wild nur dann Wasser zu sich, wenn es keine genügend wasserhaltige Nahrung findet. Das ist auch das Naturgemäße. Wir Menschen trinken zu viel Wasser und verdünnen unser Blut. Das aber hat seine Ursache im Kochsalz und in den geistigen Getränken. Beides genieße ich nur ausnahmsweise.

21. Januar. Heute hat sich mir ein Hund angeschlossen, den ich „Flock" nenne. Er begleitet mich auf allen Streifzügen,

sitzt im Zelt zu meinen Füßen und blickt mich mit seinen klugen und guten Augen an. Was hat dich wohl von den Menschen vertrieben? Das Tierchen begnügt sich mit Wasser und aufgeweichtem, grobem Brod, von dem ich einen ziemlichen Vorrat getrocknet habe. Ausnahmsweise gibt es Fleisch als Leckerbissen.

Über Nacht haben sich die Füchse auf dem Eise zu schaffen gemacht. Viele Spuren und Vogelflaum verraten ihre Anwesenheit. Darum war „Flock" wohl in der Nacht so unruhig.

22. Januar. Eine Nebelkrähe geschossen.

13. Februar. Thauwetter. Der See wird bald wieder frei sein. Ich sehne mich nach dem lebendigen Wasser. Aqua viva! Seit gestern Nacht bin ich auf dem linken Auge ganz erblindet und auf dem rechten Ohr höre ich nicht mehr. Nun, auch durch das Tor eines Auges kann ich die Gestalten aus Gottes Bilderbuch einlassen, und ein Ohr hört auch noch den Gesang der Welt. Es liegt schon, wie eine ferne Ahnung von Frühling in der Luft.

4. März. Die Exlbäuerin kommt mit einer Scheere und will mir mein Haupt scheeren. Ich lasse es geschehen und gebe mein Haar dem Winde preis. Mögen die Vögel es zum Nestbau brauchen, wie Gottfried Keller es schildert. Ich gab der Alten Hasenschmalz und Arnica. Mit dem Bauer geht es sachte bergab. „Flock" will mich gar nicht mehr erkennen, so ziviliſiert sehe ich aus. Kann so ein altes Reibeisen überhaupt in den Himmel kommen? Ach Gott, jedermann war einmal ein Kind und streifte einmal mit dem Saum des Kleides die Himmelstür.

Ende März. Es wird Frühling. Frühling! Schwere, dunkle Wolken schleichen von Süden her über den Wald, und es werden schon allerlei bekannte neue Vogelstimmen laut. Heute fand ich schon ein Ästchen blühenden Seidelbast. Auch die Weiden bekommen schon ihre Kätzchen. Der See ist nun vollkommen frei und die Hechte schießen unruhig im klaren Wasser umher. Die Birkhähne höre ich in der Ferne balzen. Heute früh beobachtete ich auch einen prächtigen Auerhahn auf dem Gipfel einer Föhre. Er trug den Kopf hoch, starrte ins Morgenlicht und schlug sein Rad. Unten am Boden watschelte die Henne.

Ich hätte schießen können, aber ich schoß nicht. Der verzückte Ruf soll mir ein Signal des Frühlings sein.

April. Nun knospt und grünt es schon rings im Walde. Primeln auf den Wiesen, Anemonen im Wald, und Weidenblüten und Seidelbast am Bach. Die lange schweigsamen Drosseln fangen an süß geschwätzig zu plaudern, die Lärchenbäume kriegen ihren frischen, gelbgrünen Schimmer, die Eichhörnchen werden lebendig. In meinem Kopf ist etwas dumpf und zerschlagen, wie wenn in einem Instrument viele Saiten zerrissen sind und noch von der Zerstörung zittern. Ich sitze am Bach und lausche. Seine Wellen rauschen, als wenn sie mein Herzblut mit sich davontrügen. So ein Strömen und Verbluten in mir, als wenn alles Fliehende und Treibende meine Seele mit sich zöge.

5. Mai. Nun blüht auch der Sauerklee in weißen Inseln rings im dunkeln Wald und sogar auf den Steinen. An weiße Schollen erinnern mich diese überblühten Steine. Ich schreibe nach langer Zeit wieder einmal ein Gedicht.

Die Blumenscholle.

Einsam im Blütenlicht glimmend,
Weiß wie 'ne Scholle im Meer,
Mitten im Waldschatten schwimmend
Leuchtet die Steinbank mir her.

Just wie 'ne schimmernde Scholle
Scheint mir der Stein, den ich seh'.
Hingestreut schmückt ihn der volle
Blühende Sauerklee.

Schwimme durch schattige Bogen
Lachend dem Frühling nur zu,
Zerschmelzend in Blumenwogen,
Schimmernde Scholle du!

12. Mai. Ich glaube, ich höre nicht mehr recht. Aller Vogelgesang schallt mir gedämpft, wie aus der Ferne. Ich lese in den Psalmen Davids und fühle mich glücklich. Kuckucksrufe tönen bald hier, bald da. Auch die Wildtauben fliegen auf-

geregt hin und wieder. Ich wollte welche schießen und — schrieb anstatt dessen die folgenden Verse:

Wildtaubenjagd.

Dumpfes Murmeln tönt vom Bronne,
Sonst nur heitres Waldesschweigen.
Goldne Abendmaiensonne
Glimmt in Wipfeln, glimmt in Zweigen.

Lange nur das sanfte Murren,
Goldgeklimper über Steinen. —
Plötzlich hör ich leises Gurren
Trunknen Lauts sich mit ihm einen.

Taubengurren, Quellenlachen,
Schwingenschatten, leise Flüge.
Dann des Abendwinds Erwachen,
Dann des Waldes Atemzüge.

Welche Milde, welcher Zauber!
Welch ein heimliches Gehusche!
Lauter tönt der Chor der Tauber,
Tauben flieh'n von Busch zu Busche;

Schwimmen hin zur Tanneninsel,
Jenseits der beglänzten Wiese,
Wo des Waldquells matt Gerinnsel
Silbrig blänkert auf dem Kiese.

Bunt von einem Waldessaume
Blitzt es auf und flieht zum andern.
Hin und her hör ich im Traume
Süßes, dumpfes Gurren wandern.

Abendmaiensonnenfunken
Gleiten glimmend in den Zweigen.
Endlich hüllt, vom Zauber trunken,
Sich der Wald in scheues Schweigen.

13. Mai. Das Büchl ist voll, auch kann ich nicht mehr recht schreiben. Was wird wohl einst werden aus diesen Blättern?

Hier schließen die Aufzeichnungen des alten Leonhard. Ich war dabei, als er am 14. Januar 1899 unter ungeheurer Beteiligung der Bevölkerung auf dem Friedhof in Ammersbach begraben wurde. Die Exlbäuerin heulte laut, viele Bauern weinten und das Hündchen saß drei Tage auf dem frischen Grabe. Dann verschwand es spurlos.

Kellermärchen.

Von

Karl Manfred Kyber-Charlottenburg.

Zwischen zwölf und ein Uhr Nachts wird alles das lebendig, von dem die dummen Menschen glauben, daß es überhaupt nicht lebendig werden kann. Aber alle die vielen Dinge, die sonst immer so steif und still daliegen, als könnten sie kaum „guten Tag" sagen, die werden dann alle lebendig, ganz lebendig. — Und sie kümmern sich sehr wenig darum, ob die dummen Menschen daran glauben oder nicht.

Und so wurde es auch in dem kleinen alten Städtchen lebendig, als die Uhr vom Kirchturm Unserer Lieben Frau mit zwölf dumpfen schweren Schlägen Mitternacht verkündete. Die Pflastersteine unterhielten sich mit den Grashalmen, die zwischen ihnen wuchsen, und fragten sie, wie lange sie noch zu bleiben gedächten. Und die Giebel und Erker der Häuser in den engen winkligen Gassen nickten einander zu, und die Laternen beschwerten sich über den Wind, und daß sie erkältet wären, weil er so rücksichtslos mit ihnen umgesprungen sei.

Und auch im alten Weinkeller des kleinen alten Städtchens wurde es lebendig. Die vielen vielen Fässer, die dort nebeneinander standen, große und kleine, die gähnten und reckten und streckten sich, und wenn mal eins das andere dabei anstieß, dann sagte es: „Oh, bitte entschuldigen Sie tausendmal!" Denn die Fässer sind sehr höflich und wissen sich zu benehmen. Und dann stellten sie sich alle aufrecht hin auf ihre dicken kleinen

Beinchen — die Fässer haben nämlich kleine Beinchen, wenn die dummen Menschen das auch nicht wissen — und sie verneigten sich alle vor einander und nickten und grüßten nach allen Seiten. Und wie sie sich so begrüßten und „wie geht es?" fragten und „haben Sie wohl geruht?" — da kroch ein kleines komisches Männchen aus einer Mauerspalte und rieb sich verschlafen die Äuglein. Das war das Kellermännchen und das sah aus, als ob es ganz und gar gedörrt und vertrocknet wäre, und hatte ein fahles, runzliges Gesicht und eine rote Nase dazu und das kam alles vom vielen Weintrinken. Denn das Männlein trank erschrecklich viel Wein und man wußte gar nicht, wo all der viele Wein Platz haben konnte, den es so hinunterschluckte, als wäre es gar nichts und als hätte es nur einmal genippt. Und war das Männlein greulich anzusehen, so war sein Gewand ganz wunderschön und seltsam. Einen gar fürnehmen Dreispitz trug es auf dem Kopfe und hatte Schnallenschuhe an und einen langen Rock mit Spitzen und Goldstickerei, so wie man's vor vielen hundert Jahren trug. Und an der Seite hing ihm ein Degen in güldener Scheide und mit einem gar kunstvoll geschmiedeten Knauf. Nur arg verstaubt und verblichen war all die wunderliche Pracht, und das ist ja auch nicht anders zu erwarten, wenn jemand nur immer so in einer Mauerspalte lebt. Und wie nun das Männlein gravitätisch und mit gespreizten Schritten, das Händchen auf den Degenknopf gestützt, durch die alten Kellerräume hindurchschritt, da grüßten die Fässer alle und verneigten sich ehrerbietig. Denn das Kellermännchen ist die höchste Respektsperson in einem Keller und hat aufzupassen, daß alles in Ordnung ist. Und wenn etwas nicht in Ordnung ist, dann schimpft es und trinkt Wein dazu, und wenn alles in Ordnung ist, dann sagt es gar nichts und trinkt auch Wein dazu. Denn es ist eben eine Respektsperson. Und weil das Männlein eine Respektsperson war, so grüßte es auch niemand wieder und tat überhaupt sehr hochmütig und herablassend. Nur wenn es an dem alten grauen Kater vorbei kam, der jede Nacht im Keller schlief, da blieb es stehen, schob den Degen graziös nach hinten, nahm den fürnehmen Dreispitz vom

Kopf und machte eine tiefe höfische Verbeugung. Und das tat es deswegen, weil der Kater ihm einmal bei einer Meinungsverschiedenheit eine solche Ohrfeige gegeben hatte, daß es mit all seiner vielhundertjährigen Pracht auf den Boden gefallen war. Denn der Kater war, wie alle Kater, ein großer Philosoph und hielt nichts von derartig windigem Kellerspuk, wie er sich ausdrückte. „Alle Hochachtung vor Dero-Pfoten", sagte sich das Männchen seitdem, und darum dienerte und knixte es so untertänig vor dem alten grauen Herrn. Der Kater aber kümmerte sich wenig um den kleinen komischen Kerl, er schnurrte höchstens etwas gnädig, strich den kriegerischen Bart und murmelte was von nächtlicher Ruhestörung und unnützem Gesindel.

Das Kellermännchen aber stelzte weiter auf seinen dürren Beinchen und guckte ganz giftig nach rechts und nach links, ob auch alles in Ordnung wäre und so wie es sich geziemt für einen Keller, der in der guten alten Zeit erbaut worden war, wo man noch auf Sitte hielt und Schnallenschuhe und einen Dreispitz trug und einen güldenen Degen. Es war aber alles in Ordnung. Nur zwei Flaschen, die etwas leichten jungen Wein im Magen hatten, die wollten sich totlachen über das komische Männchen, aber das sah es garnicht, und das war ein rechtes Glück, denn es hätte den naseweisen Flaschen ohne Gnade den Kopf abgeschlagen. Und das wäre doch sehr schade gewesen, wenn es auch nur ein ganz leichter Wein war, den sie im Magen hatten. Das Kellermännchen aber schritt weiter bis ans Ende des Kellers und dort setzte es sich in einer Ecke nieder, holte einen gewaltigen silbernen Humpen hervor und begann gar erschrecklich zu trinken. Es gluckste nur ein paarmal ganz leise, dann war der Humpen leer und so ging es weiter und man wußte gar nicht, wo all der viele Wein Platz haben konnte, den das Männlein herunterschluckte.

Am andern Ende des Kellers aber begannen die Fässer sich zu unterhalten und eins fragte das andere, ob es denn garnichts neues gäbe. Doch es gab nichts neues, und die Fässer beklagten sich sehr darüber, denn wenn man den ganzen Tag still liegt, und nachts nur eine Stunde Zeit hat, lebendig zu sein, dann

will man sich was zu sagen haben und will was von der Welt hören, die draußen über den Kellerfenstern liegt.

„Ja, ja," sagte ein großes dickes Faß, das ganz besonders alt war, „die Welt ist recht langweilig heutzutage und es passiert gar nichts mehr, was so ein echtes rechtes Weinfaß auch nur im entferntesten interessieren könnte. Zu meiner Zeit, als ich noch jung war, da gab es doch immer mal einen Krieg oder eine Pestilenz oder sonst etwas ähnliches, was sich gut erzählen läßt im Keller um Mitternacht. Ich habe sogar noch den Tatzelwurm erlebt, wie er vor den Mauern der Stadt herumkroch und Feuer spuckte aus Rachen und Nüstern." —

„Ach bitte, erzählen Sie," sagten ein paar junge Fässer, „das muß ja furchtbar interessant gewesen sein!" —

„Ja, es war sehr interessant und gar greulich und schauerlich dazu. Tag und Nacht läuteten die Glocken von der Kirche Unserer Lieben Frau, und die Bürger standen auf den Mauern und Zinnen und hielten Wacht mit Zittern und Zagen, denn es ist ein ganz erschrecklich Ding um solch' einen Tatzelwurm. Der Herr Tatzelwurm nämlich speisen alles mit Haut und Haaren, und so hat niemand in die Stadt hineingekonnt und niemand heraus und es war eine böse Hungersnot ausgebrochen, so daß allen Leuten die Kleider am Leibe hingen, als wären sie gar nicht für sie gemacht. Und da das alles doch gar nicht schön war, und auch nicht so weitergehen konnte, da beschloß der hochwohlweise Rat mit dem alten Bürgermeister an der Spitze, eine große Tat zu tun. Und so stellten sie sich alle der Reihe nach auf der Stadtmauer auf und der Herr Bürgermeister sagte: „Wohledler und vielleber Herr Tatzelwurm, wollet Ihr Euch nicht von den Mauern unserer Stadt hinwegbemühen, dieweilen wir nicht gesonnen sind, uns von Euch verspeisen zu lassen." Der Tatzelwurm aber nieste lauter Feuer aus seiner Nase heraus und sagte: „Nein!" — Da wurde der Herr Bürgermeister sehr traurig und mit ihm der ganze hohe Rat, und sie kletterten wieder von der Stadtmauer herab und gingen auf den Marktplatz und sagten, sie hätten eine große Tat getan, aber es hätte nichts geholfen. Und da weinten alle Leute, wenigstens

die, die noch nicht verhungert waren, und die Glocken läuteten von der Kirche Unserer Lieben Frau, und der Tatzelwurm kroch um die Mauer herum, so daß auch nicht mal ein Zwieback hereinkommen konnte. Aber wie der hochwohlweise Rat all den vielen Jammer sah und dazu den Tatzelwurm draußen Feuer niesen hörte, da beschloß er noch einmal, eine große Tat zu tun und gar erschrecklich nachzudenken. Und da stiegen alle die edlen Herren in diesen Keller hinab und dachten erschrecklich nach und tranken Wein dazu, aber es ist ihnen nichts eingefallen." — Und wie das alte Faß soweit erzählt hatte, da sagte es: „Jetzt muß ich mich etwas erholen". Und zog sich ein Spinngewebe übers Gesicht. Und da schwiegen alle Fässer ringsherum und warteten in großer Spannung, wie es weiter gehen würde.

Zwei kleine Mäuse aber, die auch gehört hatten, daß das alte Faß etwas erzählte, und die sich nur nicht hingetraut hatten, weil der Kater dazwischen lag, die fanden, daß es jetzt doch gar zu interessant würde, wo dem hochwohlweisen Rat nichts einfiele. Und so beschlossen sie, es näher zu hören. Und sie faßten sich ein Herz, strichen ihre grauen Röcklein mit den Pfoten recht sauber und glatt und traten vor das Kellermännchen hin und sagten: „Ach, entschuldigen Sie, essen Seine Hochwohlgeboren der Herr Kater Mäuse?" — Das Männchen sah von seinem Humpen auf, schluckte noch eine furchtbare Menge Wein hinunter und sagte nachsichtig und herablassend: „Seine Hochwohlgeboren sind lange über das Alter hinaus und essen nur noch ganz besonders präparierte und exzellente Sachen, aber keine gemeinen Mäuse mehr. Ihr könnt also ruhig vorbeigehen, denn Euresgleichen sehen Seine Hochwohlgeboren gar nicht." Da bedankten sich die Mäuse vielmals und dienerten und knixten und dann huschten sie schleunigst und ängstlich an Seiner Hochwohlgeboren vorbei, denn man konnte nicht wissen, ob es wirklich sicher war, da doch auch alte Herren zuweilen ein jugendliches Gelüste bekommen. Der Kater aber hatte nur ein überlegenes Lächeln für sie, und so kamen die Mäuse ungefährdet bei dem großen Fasse an.

Das aber war eingeschlafen und dachte gar nicht daran, weiter zu erzählen, wie es denn geworden war, nachdem dem hoch-

wohlweisen Rat trotz seines erschrecklichen Nachdenkens nichts einfiel. Die nebenstehenden Fässer stießen es leise an und baten, doch weiter zu erzählen, und auch die Mäuse waren ganz entsetzt, daß sie nichts mehr hören sollten, wo sie doch eben deswegen den gefährlichen Weg gewagt hatten an den Pfoten Seiner Hochwohlgeboren vorbei. Und die eine Maus sprang auf das alte Faß und klopfte ihm schonend auf den Magen, während die andere sich gar erdreistete, ihm das Spinngewebe vom Gesicht zu ziehen. Das alte dicke Faß aber wachte nicht auf, sondern schlief beharrlich weiter und das tat es wohl deswegen, weil es so ganz besonders alt war, und dagegen läßt sich natürlich nichts machen. Da stützten die kleinen Mäuse den Kopf in die Pfötchen und begannen bitterlich zu weinen, und auch alle die Fässer bedauerten lebhaft und allerseits, daß die Geschichte nicht weiter erzählt wurde, denn es war doch gar zu interessant gewesen, von dem Tatzelwurm zu hören, der Feuer nießte und „Nein" gesagt hatte, und von dem hochwohlweisen Rat, der zwei große Taten getan und so viel Wein getrunken hatte, und dem doch nichts eingefallen war.

Ein mittelgroßes Faß aber, das sehr vernünftig aussah, weil es in einem Jahr mit einem unvergeßlichen Philosophen geboren war, dessen Namen es vergessen hatte, das stellte sich auf die Beinchen und sagte: „Es ist doch ganz unnützig, sich aufzuregen und sich zu beunruhigen oder gar so exaltiert in die Pfoten zu schluchzen, wie es die beiden Mäuse tun. Wenn man nur etwas Philosophie im Leibe hat, dann ist die ganze Sache doch furchtbar einfach. Der Herr Tatzelwurm müssen sich schließlich doch hinwegbemüht haben oder haben sein Leben eines seligen oder unseligen Todes ausgenießt, denn sonst stünde ja unsere Stadt nicht mehr mit ihren Toren und Türmen und die Glocken läuteten nicht mehr von der Kirche Unserer Lieben Frau. Man muß eben nur Philosophie im Leibe haben, aber die habe eben nur ich."

Da beruhigten sich die Fässer wieder und nur eins, das ganz besonders frech war, wandte sich an das philosophische Faß und fragte: „Darum ist wohl Ihr Wein auch so greulich

sauer, weil Sie gar so viel Philosophie im Magen liegen haben?" Da wurde das philosophische Faß aber böse und stampfte mit den Beinchen auf, daß alle Reifen krachten, und schickte sich an, eine gräßliche Rede zu halten. Wie es aber gerade anfing und sagte: „Ich bin in dem Jahre geboren, in dem der unvergeßliche Philosoph geboren wurde, dessen Namen ich vergessen habe," .... da geschah etwas Entsetzliches. Die Kellerlaterne raste plötzlich in wahnsinniger Verzückung durch die alten Gewölbe an den Fässern und an den Mäusen vorbei und an Seiner Hochwohlgeboren, dem Herrn Kater. In ihrer Brust aber brannte es lichterloh und es war, als ob all das Petroleum ihres Herzens aufgehen wollte in einer einzigen Flamme! Und alles schwieg in stillem Grauen, nur das Kellermännchen sprang wütend auf, warf den silbernen Humpen beiseite und stürzte mit entblößtem Degen auf die arme Kellerlaterne zu. „Sie haben die Zündholzschachtel geküßt in diesem sittsamen Keller, der noch in der guten alten Zeit erbaut worden ist," schrie es wütend, „Sie müssen sterben!" Die verliebte Kellerlaterne erlosch vor Schrecken und verwünschte ihr empfindliches Herzens-Petroleum, das Männlein aber zückte den Degen, um das gräßliche Vergehen zu ahnden, das eine simple Laterne mit einer simplen Zündholzschachtel begangen hatte in einem Keller, in dem der hochwohlweise Rat gesessen und ihm nichts eingefallen war. Und wie das Kellermännchen eben zustoßen wollte, und die Laterne angstvoll die kleinen Händchen über dem Petroleumherzen faltete, — da schlug es eins vom Kirchturm Unserer Lieben Frau.

Das Männlein ließ den Degen sinken und verkroch sich fluchend in seiner Mauerspalte, die Laterne war gerettet, die Fässer knicken ihre Beinchen hübsch sorgfältig zusammen und legten sich wieder hin, und die Mäuse hüpften vorsichtig an Seiner Hochwohlgeboren vorbei und verschwanden in ihren Löchern, wo ihnen die graue Frau Mama Speckschwarten und geräucherten Schinken zurechtgestellt hatte. Der Kater aber, der wie alle Kater ein großer Philosoph war, strich sich den kriegerischen Bart, schnurrte behaglich und legte sich auf die andere Seite.

Und auch draußen wurde es ruhig in den engen winkligen Gassen des alten Städtchens und alles sah so aus, wie die dummen Menschen es immer sehen. Die Pflastersteine sprachen nicht mehr mit den Grashalmen, und die Erker und Giebel nickten einander nicht mehr zu und standen steif und still da, als ob sie nicht einmal „guten Tag" sagen könnten. Und die Mauern und Tore und Türme schliefen wieder und der Marktplatz mit der Kirche Unserer Lieben Frau —, und sie schliefen alle und träumten von dem, was sie alles gesehen hatten: Von den Kriegen und von der Pestilenz, von dem Tatzelwurm, der Feuer nießte, und von dem hochwohlweisen Rat, der zwei große Taten getan hatte und so viel Wein getrunken und so erschrecklich viel nachgedacht hatte und dem doch nichts eingefallen war.

Eine Dichterliebe.

Von

Arthur Luther-Moskau.

Wir stehen im Schillerjahre 1905. Überall, wo deutsche Menschen wohnen, hat man am 9. Mai unseres großen Idealisten gedacht. Aber nicht nur die Deutschen waren es, die das Gedächtnis des Dichters dankbar feierten, — Schillers Ruhm ist längst über die Grenzen des Nationalen hinausgewachsen; wie sein Marquis Posa, ist der Dichter zum „Abgeordneten der ganzen Menschheit geworden".

Bei keinem unter den fremden Völkern aber erfreut Schiller sich einer so großen Beliebtheit, wie in Rußland. Jeder Schulbube kennt seine Balladen auswendig, jede kleine Provinzbühne spielt die „Räuber" und „Kabale und Liebe." Die tüchtigsten Gelehrten haben sich erst vor wenigen Jahren zusammengetan, um eine illustrierte Schiller-Ausgabe zu veranstalten, die des großen Dichters würdig wäre. Sie liegt jetzt in drei Bänden abgeschlossen vor.

Daß dem so ist, daß Schiller für den gebildeten Russen überhaupt kaum noch ein fremdländischer Dichter ist, — das ist vor allem das Verdienst eines Mannes — W. A. Shukowskis (1783—1852), dieses eigentümlichen Dichters, der fast nur übersetzte und doch überall Ureigenstes bot, so daß er mit Recht von der Sammlung seiner Gedichte sagen konnte: „In dem Buch ist nichts mein und doch alles mein."

Schiller war sein Liebling. Er hat den größten Teil seiner Lyrik, fast alle Balladen, die „Jungfrau von Orleans" über-

setzt; nein, nicht übersetzt, sondern neu gedichtet, in Versen von einem süßen Wohllaut, wie er in Rußland bis dahin unerhört war. Es war mehr der Träumer und Schwärmer Schiller, der ihn fesselte, als der Freiheitskämpfer, der positiven ethisch-politischen Idealen zustrebte, mehr der Dichter des Toggenburg, als der des Wallenstein. Der „Vater der russischen Romantik", wie er selbst sich gern nannte, war eine weiche melancholische Natur, der empfindsame Sohn einer empfindsamen Zeit, ein Werther, der nicht zu Grunde ging, weil er etwas hatte, was uns Modernen so oft abgeht, — die schlichte Gläubigkeit eines tief religiösen Gemütes.

Von der wichtigsten Begebenheit in Shukowskis Leben — wichtig für seine innere Entwickelung, für sein dichterisches Schaffen — soll auf diesen Blättern die Rede sein. In einem Jahrbuch, das sich „Heimatstimmen" nennt, dürfte meine Studie wohl am Platz sein, denn in baltischen Landen hat sich der letzte Akt des rührenden Liebesdramas abgespielt, von dem ich erzählen will. In Dorpat ist Shukowskis Jugendliebe, Marie Protassow, als Gattin des Chirurgen Joh. Moier am 17. März 1823 gestorben. Ihre vor einem Jahre von dem Moskauer Literarhistoriker Grusinski erstmalig veröffentlichten Dorpater Briefe, 88 an der Zahl, zeichnen ein wunderbar anziehendes Bild dieser wirklich seltenen Frau und werfen zugleich manch interessantes Streiflicht auf das Leben und Treiben in der Embachstadt vor 80 Jahren. Auf diesen Briefen vor allem baut meine Studie sich auf.

Die Vorgeschichte ist schnell erzählt. In den Jahren 1805 bis 1808 unterrichtete Shukowski in der Kreisstadt Beljów (Gouv. Tula) die beiden Töchter seiner Stiefschwester, Frau Katharina Protassow geb. Bunin*). Die ältere, Marie, war

*) Bekanntlich war unser Dichter ein illegitimer Sohn des Gutsbesitzers J. A. Bunin und einer gefangenen Türkin. Den Namen Shukowski hatte er von seinem Taufvater erhalten. Er wurde aber im Buninschen Hause, wobei seine eigentlichen Spielgefährten nicht die viel älteren Geschwister, sondern seine Nichten, die Enkelkinder des alten Bunin waren, erzogen.

damals zwölf, die jüngere, Alexandra, zehn Jahre alt. Als die Mädchen heranwuchsen, merkte Shukowski bald, daß es mehr war, als das bloße Interesse des Lehrers an einer begabten Schülerin, was ihn zu Mascha Protassow hinzog. Aber erst 1812 entschloß er sich, der Mutter seine Werbung vorzubringen. Er wurde schroff abgewiesen. Eine Ehe zwischen so nahen Verwandten war in den Augen der Frau Protassow etwas Ungesetzliches, Sündhaftes. Man hat ihren starren Formalismus, dem sie das Glück zweier ihr so nahe stehenden Menschen ohne weiteres zu opfern bereit war, oft bitter getadelt; das ist aber schwerlich ganz gerecht. Wirkliche formale Hindernisse waren für die Eheschließung eigentlich garnicht vorhanden, denn nach den Kirchenbüchern galt Shukowski als unehelicher Sohn überhaupt nicht als Verwandter von Protassows. Für Katharina Protassow war die ganze Angelegenheit keine Kernfrage, sondern eine Gewissensfrage; sie liebte ihren Bruder und ihre Tochter von ganzem Herzen, aber ihren Gott liebte sie noch mehr und seinem Gebot — oder dem, was sie für sein Gebot hielt — brachte sie auch ihr Teuerstes zum Opfer. „Meine ganze Hoffnung ist auf Gott gerichtet", heißt es in einem ihrer Briefe. „Er sieht mein aufrichtiges Verlangen, seinen heiligen Willen zu erfüllen, wie die Kirche ihn uns verkündet, deren Haupt Jesus Christus ist. Mit meinem lieben, guten Shukowski habe ich eine Aussprache gehabt, nach der er, mein' ich, wohl kaum mehr hoffen kann, daß ich in eine ungesetzliche Ehe willigen werde, — einfach, weil hier überhaupt gar keine Ehe sein kann. Auf ihn selbst habe ich wenig Hoffnung, er wird noch lange nicht zur Besinnung kommen. Einen Dichterkopf kühlt man nicht so leicht ab, er ist das Schwärmen gewohnt. Und was das Christentum anlangt, so nennt er alles Vorurteil, was für ihn ungünstig ist. Er legt es sich so zurecht, wie es ihm paßt, ich aber werde um niemandes willen das Zeitliche über das Ewige stellen."

Gegen Shukowski und seine tiefe, innige Liebe ist die Schreiberin ungerecht, aber deutlich sehen wir aus diesen Zeilen, daß hier Überzeugung gegen Überzeugung steht, daß wir's mit keiner

bloßen Weiberschrulle zu tun haben. Trotzdem vermochte Shukowski der Hoffnung nicht so leicht zu entsagen. Um seines Schmerzes Herr zu werden, tritt er 1812 in die aktive Armee ein; nach dem Kriege wiederholt er seine Werbung. Inzwischen ist auch Maschа durch ihre Cousinen in den Stand der Dinge eingeweiht worden, was natürlich neue Komplikationen zur Folge hat. Aber die Mutter bleibt unerbittlich. Die Liebenden müssen sich fügen, müssen resignieren. Daß sie es konnten, ist charakteristisch für ihre Zeit und deren Anschauungen. Nicht im Entferntesten kommt ihnen der Gedanke, sich selbst das zu nehmen, was man ihnen vorenthält. An der Erde Brust sind wir zum Leide da, aber es gibt eine Erfüllung jenseits der Erdenschranken, und der feste Glauben an diese Erfüllung macht auch das Erdendasein leicht und schön. Wir verzichten gern, weil wir uns bessere, höhere Güter dadurch sichern, und selbst der Verzicht hat sein Süßes. „Leben wir nicht in einer Welt, unter einer Vaterhand?“ schreibt Shukowski. „Können wir nicht für einander leben und beständig an einander denken? Wir haben ein Haus — die Welt, wohnen unter einem Dache — dem Himmel. Sind wir da nicht vereint? Und die Zukunft ist immer noch unser. Was wir wünschten, hat sich nicht erfüllt, wird es wohl auch nie. Wir können unsere Wünsche ändern — unser Ziel wird aber allezeit dasselbe bleiben.“

1814 verheiratete sich die jüngere Protassow, Alexandra (Sascha) mit dem Schriftsteller Wojeikow. Er war Dozent in Dorpat, und mit der jungen Frau siedelten auch ihre Mutter und Schwester nach Livland über. Für die arme Maschа beginnt nun eine trübe Zeit. Außer ihrem schweren eigenen Kummer hatte sie auch noch fremdes Leid zu tragen. Wojeikow entpuppte sich bald als ganz unmöglicher Mensch, als brutaler Despot, der, besonders, wenn der Alkohol in seinem Kopf umging, zu den ungeheuerlichsten Dingen fähig war. Frau und Schwägerin hatten schwer unter seinen Roheiten zu leiden, während die Schwiegermutter sonderbarerweise den Schwiegersohn immer in Schutz nahm und seine Ausschreitungen auf jede Weise zu beschönigen und zu vertuschen bemüht war. Vielleicht

hing das mit ihren patriarchalischen Anschauungen über Ehe und Gattenrecht zusammen. Wojeikow war imstande, wenn er Geld zu seinen Gelagen nötig hatte, die alten goldstrotzenden Familienheiligenbilder bei einem beliebigen Dorpater Juden zu versetzen — zur großen Empörung vor allem seiner deutschen Kollegen, deren schlicht evangelischem Sinne eine solche Behandlung von Gegenständen des religiösen Kultus einfach unfaßbar war.

Wenn wir Maschа Protassows Dorpater Briefe lesen, können wir uns nicht genug wundern über die sanfte Ruhe, mit der dieses zarte Mädchen mit der Heldenseele ihr Los trägt. Eine sanfte Melancholie breitet sich über alles, was sie sagt und schreibt, aber nie verdichtet sich die Wehmut zur wilden Verzweiflung. „Die schätzenswerteste Freistatt ist da zu suchen, wo wir tätig sein können. Findet man mich freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche."

So hätte sie mit Goethes Ottilie sagen können; ja sie erfüllte das Gebot, das sie sich selbst gestellt hatte, ungleich besser, als die Heldin der „Wahlverwandtschaften" mit ihrer sinnlosen Askese. „Ich bin ganz zufrieden mit meiner Lebensweise", schreibt sie, „ich bin fortwährend beschäftigt, ich verliere keinen Augenblick und schaue ruhig in die Zukunft. Warum ist mir denn oft so weh ums Herz? Harre, dulde, hoffe, — und erwarte die Erfüllung, da, wo sie bloß von einem guten Vater abhängt! Traue auf Ihn, er wird dich retten! Er allein!"*)

Shukowski's erster Besuch in Dorpat (Sommer 1815) war auch nicht geeignet, ihr das Herz leichter zu machen. Zwar schreibt sie an ihre Cousine A. P. Kirejewski: „Unser lieber Bruder ist am 12. Juli hier eingetroffen und so lieb und gut, wie er immer war. Ich danke Gott für den Zustand, in dem er sich gegenwärtig befindet. Man kann nicht besser, nicht gütiger

*) Die gesperrt gedruckten Worte sind auch im Original deutsch. Überhaupt repräsentieren die Briefe ein oft recht seltsames Gemisch aus drei Sprachen — russisch, französisch, deutsch.

sein, als er. Gott erhalte ihn!" Aber des Dichters eigene Briefe sind doch auf einen ganz anderen Ton gestimmt. Frau Protassow wollte an ihres Bruders Entsagungsfreudigkeit nicht recht glauben, um so mehr, als man von verschiedenen Seiten immer noch auf sie einzuwirken suchte, sie überzeugen wollte, daß die von ihr perhorreszierte Ehe durchaus zulässig sei. In diesem Sinne hatte sich ja auch der Moskauer Metropolit Philaret ihr gegenüber geäußert. So beobachtete sie Bruder und Tochter mit ängstlichem Mißtrauen, so daß ein unbefangener Verkehr zwischen den beiden zur Unmöglichkeit wurde. „Mit Mascha sind wir auseinander, wie früher; wie früher haben wir nichts gemeinsames. Ein ungezwungenes Verhältnis will und kann sich nicht herstellen, und doch könnte ich nur einem solchen alles opfern. Ich hatte erklärt, nur ihr Bruder sein zu wollen und ich wäre es in des Wortes vollster Bedeutung geworden; zugleich aber hatte ich auch erklärt, wozu und unter welchen Bedingungen ich das nur sein könne. Und eben dieses Wozu hat man vergessen." So schreibt Shukowski aus Dorpat; und einen Monat später aus Petersburg: „Ich kann nicht länger dort bleiben. Es wäre die jammervollste, elendeste Existenz, die mich und Mascha zugrunde richten müßte. Sklave sein und, was schlimmer ist, die Knechtung Maschas schweigend erdulden, — das ist ärger als der Tod."

Angesichts dieser leidenschaftlichen Ergüsse könnte man sich wirklich verleiten lassen, Maschas Zurückhaltung für Kälte und Gleichgültigkeit zu halten. Solche Vorwürfe wurden ihr denn auch tatsächlich von etlichen russischen Verwandten und Freundinnen gemacht, die sich mit ebenso großem als unnützem Eifer für Shukowski ins Zeug legten und plus royaliste que le roi sein wollten. Sie verstanden nicht zwischen den Zeilen zu lesen, und doch war das so notwendig. Jene Zeit dachte ja über das Briefgeheimnis ganz anders als die unsere. Ein Schreiben, das an ein einzelnes Familienmitglied gerichtet, galt als Gemeingut der ganzen Familie; man fragte den Empfänger nicht erst, ob man den Brief auch lesen dürfe — das verstand sich von selbst. Wie schwer mußte das alles auf dem armen Mädchen lasten,

das sich so sehr nach einem Menschen sehnte, dem es sich ganz anvertrauen konnte, und keinen fand. Die „Beschäftigung, die nie ermattet", vermochte das ganze Dasein nicht auszufüllen, konnte nicht alle trüben Gedanken verscheuchen, und in der ihr so fremden deutschen Gesellschaft Dorpats konnte das russische Landfräulein auch nicht so schnell heimisch werden. Hier ging es aber doch besser, als sie erwartet hatte. Ein gewisses Heimweh hat sie zwar nie überwinden können, das hat sie aber nicht verhindert, ein warmes Verständnis für deutsche resp. baltische Art zu gewinnen und mit Einzelnen sehr herzliche freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Schon ihre ersten Briefe zeigen, mit welch' lebhaftem Interesse sie alle neuen Eindrücke in sich aufnahm. Bald nach ihrer Ankunft besuchte sie mit den Ihrigen ein von den Studenten veranstaltetes Konzert: „Ne riez donc pas si haut!" schreibt sie darüber. „Die liebe Rektorin*) holte uns ab; ich glaubte dort etwas Wunderliches vorzufinden, — aber stell dir vor: über 700 Menschen, einer besser gekleidet als der andere, die Frauen alle Schönheiten, der Saal in der Art des Moskauer, die Musik wunderschön." . . . . Über die Esten schreibt sie: „Das hiesige Volk ist sehr komisch. Alle diese Tschuchna's sind blond oder rothaarig und alle tragen sie lange, lose Haare; die Fuhrleute und überhaupt alle haben zehn Glocken an jedem Gespann und das klingt und klirrt so lustig!" Nie finden wir in ihren Briefen jenen hochmütig verächtlichen Ton, mit dem so viele Russen über die „Njemzy" zu reden lieben. Es ist nur ein gutmütiger Scherz, wenn sie in einem Briefe bemerkt: „Wundert euch nicht, daß ich alle Titel meiner Bekannten aufzähle; wir leben ja in Dorpat, und wenn man sich hier nach Jemandes Gesundheit erkundigt, so sagt man: Ihre Frau Gemahlin, die Frau Hofrätin Wojeikow ist doch ganz wohl?" Sie spricht mit Bewunderung von der großen Gelehrsamkeit der Dorpater Professoren, von ihren Frauen freilich sagt sie, sie wüßten außer ihrer Küche und ihrem Haushaltungsbuch nichts.

*) Rektor war damals Friedrich Rambach, der unter dem Pseudonym Ottokar Sturm eine ganze Reihe Dramen und Romane veröffentlichte.

Am grellsten aber tritt der Unterschied zwischen den Kreisen, zu denen Marie Protassow früher gehörte und denen, in die sie jetzt geraten war, in folgender kleinen Episode zu Tage. Die schon erwähnte A. P. Kirejewski hatte einen jungen Pflegling zur Ausbildung nach Dorpat geschickt; für seinen Unterhalt konnte sie nichts hergeben, und da meint nun Mascha, ob es nicht ganz gut wäre, wenn der junge Mann sich durch russischen Sprachunterricht ein kleines Taschengeld verdiente: „Ich habe mit ihm darüber gesprochen und er wäre nicht abgeneigt; aber wird es euch gefallen? Ich versichere euch, was in Rußland niedrig und gemein scheint, gereicht hier einem jungen Menschen zur Ehre". (!!!)

Ähnliche freundliche Eindrücke empfing auch Shukowski gleich bei seinem ersten Besuch. Die Akademiker kamen dem damals schon berühmten Dichter mit offenen Armen entgegen. Mit Parrot, Morgenstern, Peterson, Asmus wurde er befreundet. Von der Borg übersetzte seine Verse ins Deutsche, Weyrauch komponierte sie. Besonders herzlich aber gestaltete sich das Verhältnis zum alten Lorenz Evers. Am 14. August 1815 nahm Shukowski als Ehrengast am Fuchs-Kommers teil. Da schlug ihm Evers vor, Brüderschaft mit ihm zu trinken. Tief gerührt küßte der Dichter dem ehrwürdigen Greise die entgegengestreckte Hand. In einem schönen Gedicht hat er dieses „geweihten Augenblicks" gedacht. Reizend ist eine Äußerung des Alten, die sich in einem Brief Maschas findet. Wegen seiner Taubheit ging Evers nicht gerne in größere Gesellschaften. „Wenn ich bei Ihnen bin", sagte er zu Mascha, „so denke ich immer, ich gehöre zu Ihrer Familie mit, aber wenn ich mich an meine Taubheit erinnere, so fürchte ich Ihnen zur Last zu werden. Geben Sie nicht Acht auf mich, lassen Sie mich Zwirn oder Baumwolle wickeln und beschäftigen Sie sich mit Ihrer Arbeit, ich bin schon zufrieden, da ich mit Ihnen in einem Zimmer bin. Lassen Sie mich was vorlesen, ich wollte so gerne nützlich sein." — Mascha, die diese Worte deutsch anführt, bemerkt dazu: „Wenn ich traurig bin oder ein Augenblick der Ungeduld kommt, dann brauche ich nur zu seinen Fenstern aufzublicken, die gerade

gegenüber meinem Schreibpult sind, und dann ist alles wieder gut! Evers versteht es, uns Gottes Welt und alle seine Schöpfungen lieben zu machen."

Viel stärker sollte aber ein anderer Dorpatenser in die Geschicke der Familie eingreifen. Schon in jenem Bericht über das Studentenkonzert nennt Maschа den Mediziner Moier, dessen virtuoses Klavierspiel sie entzückt. Dieser prächtige Mensch wurde bald Hausarzt bei Protassows und wußte sich im Handumdrehn unentbehrlich zu machen. In seiner Gegenwart mußte Wojeikow sich zusammennehmen; es wurde ihm nicht leicht, und er zog es meist vor, von Hause zu gehen, — aber auch das schon war eine Erleichterung für die gequälten Frauen. In einem Briefe Maschas lesen wir: „Er (Moier) hat sich's zur Regel gemacht, nicht an sich zu denken, wo sich's um das Wohl des Nächsten handelt, und alles für seine Nebenmenschen hinzugeben. Und das sagt er nicht bloß, er handelt auch danach. Er legt sich die größten Entbehrungen auf, um seine Zeit und sein Talent denen, die seiner bedürfen, zur Verfügung zu stellen. Die Universitätsklinik steht unter seiner Leitung, — da aber dort nicht mehr als fünf (!) Kranke untergebracht werden können (und auch die müssen verschiedene Krankheiten haben, damit die Studenten an ihnen lernen können), — so mietet Moier ein großes Haus, wo er die Krüppel und Lahmen hinschafft und sie auf eigene Kosten behandelt."

Schon im Frühling 1815 hielt Moier um Maschas Hand an; sie sagte ihm ab, bat ihn aber, ihr und den Ihrigen gegenüber der Alte zu bleiben. Im November wiederholte er seine Werbung, obgleich er inzwischen von keineswegs berufener Seite einen sehr gehässigen Bericht über Maschas frühere Beziehungen zu Shukowski erhalten hatte. Moier war groß genug, sich über diesen Klatsch hinwegzusetzen, — war ihm doch auch Shukowski ein lieber Freund geworden; ja dieser hatte die Protassow'sche Familie geradezu in seine Obhut gegeben. Und nun schrieb Moier ganz offen an Maschа: „Wahrheiten, die niemandem geglaubt werden, glaubt man oft dem Arzte; vielleicht kann ich am leichtesten ein Vorurteil besiegen, indem ich die verderblichen

Folgen desſelben ſchildere. Fordern Sie dreiſt, was ich für Sie tun ſoll; ich werde nichts für ein Opfer halten, was zu Ihrem Glück beiträgt."

Wie eine Erlöſung mußte dieſe Werbung Maſcha erſcheinen nach all dem Schweren, das ſie im erſten Dorpater Jahr durchgemacht hatte. Nach Shukowskis letztem Beſuch konnte ja kein Zweifel mehr darüber ſein, daß hier alles aus war. Und freudig ergreift ſie die Freundeshand, die ſich ihr entgegenſtreckt. Aber ehe Maſcha dem Freier eine entſcheidende Antwort gab, hielt ſie's für ihre Pflicht, den Jugendgeliebten um Rat zu fragen: „Du ſagſt, daß du mir den Vater erſetzen willſt", ſchreibt ſie ihm; „O mein Lieber, ich nehme dieſes Wort in ſeiner vollen Bedeutung und weiß die Empfindung zu ſchätzen, mit der du es geſagt haſt. Ich bitte dich um deinen Rat, wie einen Vater. Du ſollſt mir bei dem wichtigſten Schritt meines Lebens beiſtehen. Ich will mich mit Moier verheiraten. Ich habe Gelegenheit gehabt, ſein edles, hohes Weſen kennen zu lernen und ich hoffe, bei ihm meine volle Ruhe zu finden. Ich bin nicht blind für das große Opfer, das ich bringe, aber ich ſehe auch, was ich dabei gewinne."

Den Inhalt des Briefes teilte Maſcha Moier mit. „Wir ſprachen lange miteinander", erzählt ſie, „und ich ſagte ihm alles, was ich auf dem Herzen hatte. Nach dieſer Unterredung ſagte er, daß ich zu nichts verpflichtet ſei; er wäre ſehr unglücklich geweſen, wenn ich ihm anders geantwortet hätte, er würde es aber noch tauſendmal mehr ſein, wenn ich eines Tages zu ſpät meinen jetzigen Entſchluß bereuen würde; und er bitte mich, in ihm immer einen Bruder zu ſehen, der alles für mein Glück zu tun bereit ſei."

Indes machte die Nachricht auf Shukowski einen erſchütternden Eindruck. Zu hoffen hatte er ja längſt aufgehört, es ſchien ihm aber unmöglich, daß Maſcha aus freiem Willen einen ſolchen Entſchluß zu faſſen vermocht. Er glaubte, die Mutter hätte ſie dazu gezwungen. Und Wojeikow fand es für gut, ihn in dieſen Wahnvorſtellungen zu beſtärken. Der Herr Profeſſor war über Moiers Werbung empört, und es war ihm

ganz genehm, sich zum Verfechter von Shukowskis Interessen gegenüber der „Abtrünnigen" aufzuwerfen. Er erging sich in frechem Hohn über den „Popowitsch" (Moiers Vater war Superintendent in Reval), der das russische Edelfräulein heimzuführen sich anmaß, und benahm sich dabei als echter Aristokrat, wie aus folgendem kleinen Stimmungsgebilde aus Maschas Tagebuch zu ersehen ist: „Wir machten Visiten; inzwischen drohte Wojeikow, er werde Mama, Moier und Shukowski umbringen und dann sich selbst den Hals abschneiden. Nach dem Abendbrot war er wieder ganz betrunken. Ich speie seit einigen Tagen fortwährend Blut, und nun höhnt er mich und sagt, an dem allein sei die Liebe schuld; ich hätte auch Blut gespieen als ich Shukowski haben wollte und übers Jahr würde ich um irgend eines Generals willen dieselbe Krankheit kriegen. O Gott! Wenn Shukowski oder Kawelin einen dieser entsetzlichen Abende mitmachen könnten, sie würden sich unserer erbarmen."

Shukowski bot sich bald Gelegenheit dazu. Er mußte sich Klarheit über die Lage der Dinge verschaffen und reiste im Januar 1816 nach Dorpat. Beruhigt und versöhnt kehrte er wenige Wochen später nach Petersburg zurück. „Er hat viel mit Moier gesprochen", schreibt Mascha, „und sagt, keiner verstehe ihn so gut, wie dieser." Shukowski hat Moier auf die Größe des Opfers hingewiesen, das ich ihm bringe: nicht nur meiner Heimat und meinen Gewohnheiten müsse ich dem zuliebe entsagen, sondern auch meiner Familie, meinem Hause. Moier hat ihm darauf geantwortet, das sei nicht nötig, er werde Heimat, Freunde, Verwandte, alles verlassen, sobald ich es wünsche. Er lernt schon jetzt russisch, um von hier fortziehen zu können. Ich aber weiß, wie schwer die Trennung von der Heimat ist und werde etwas Ähnliches nicht eher verlangen, als bis ich weiß, daß ich ihm das Verlorene völlig ersetzen kann — wenn das jemals möglich sein könnte."

Und so schreibt Shukowski aus Peterburg: „Was für göttliche Gefühle mitunter die Seele erheben. Und wie schön, sie mit andern teilen zu können. Was sind daneben all die kleinen häßlichen Mißgestalten, die man persönliche Wünsche nennt.

Sie steigen empor, wie Blasen, und platzen. Maschа wird sich an Moier anschließen, sie wird ihn immer mehr schätzen lernen, und das Vergangene wird für sie nicht verloren sein, sondern mit dem Gegenwärtigen in ein reines, stilles Gefühl zusammenschmelzen. Was mich betrifft, so kann ich nicht mit einem Schlage ein anderer werden. Aber seid unbesorgt. Schwere Stunden habe ich gehabt und werde sie noch haben. Aber die lichte Grundstimmung kann mir nicht genommen werden. Und darauf kommt's doch nur an."

Inbetreff Maschas erwies er sich als guter Prophet. Ihre Briefe aus der Brautzeit zeigen so recht, wie immer mehr Klarheit und Frieden in die müde Seele kommt. Shukowskis Bild verblaßt nicht, aber es wird zu einer schönen, seligen Erinnerung, die man dankbar bewahrt, ohne sie zurückzuwünschen. „Shukowski ist still und zufrieden", schreibt sie, „er liebt mich wie eine Schwester, und gewiß ist ihm jetzt viel wohler, als früher. Seine Liebe zu mir hat ihm nichts als Leid und Qual gebracht, jetzt aber glaubt er an mein Glück und ist ruhig. Ich bin ebenso überzeugt, wie er, daß alles sich zum Besten gewandt hat, und besser, als ich je erwartet hätte." Ja, sie denkt schon daran, wie sie auch ihn, der für ein stilles Familienleben geschaffen ist, glücklich machen könnte. Sie spricht in ihren Briefen an die Kirejewski von einer „belle allemande", die dem Dichter sehr gut gefallen haben soll. Gemeint ist entweder eine Komtesse Mengden oder eine Baroneß Löwenstern; die Briefe nennen nur den Vornamen Annette. Aber sie warnt ihre Korrespondentin: „Um Gottes willen, sage Shukowski nichts davon. Er will nicht geneckt sein; ich bat ihn um Erlaubnis, dir darüber zu schreiben, da drohte er, die Hand zu zerbrechen, die etwas darüber niederzuschreiben wagte." Der sanfte Shukowski!!

Ab und zu kommen ihr wohl auch trübe Gedanken, aber sie weiß sie zu verscheuchen. „Heute früh erwachte ich mit heftigem Kopfweh und dem allerschönsten Vers im Kopf: Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären!*) Und dieser Vers

*) Deutsch zitiert!

ſtimmte mich ſo gut, daß der Schmerz von ſelbſt verging.“ Die neuen Verhältniſſe, in die ſie hineinkommen ſoll, die neuen Verwandten mit ihren eigenen Anſchauungen und Gebräuchen, ihrer Sprache, die ſie immer noch mangelhaft beherrſcht, machen ihr auch ein wenig bange. Bei den Brautviſiten ſitzt ſie wie auf Nadeln. Wir werden ihr's nicht zu ſehr verdenken; mutet's uns doch ganz märchenhaft an, daß das junge Paar im kleinen Dorpat nicht weniger als 278 Viſitenkarten auszutragen hatte!

Die Hauptſache iſt aber doch: „In einem ſtillen Leben, aufrichtiger Freundſchaft, vollem Vertrauen und der feſten Gewißheit, daß ich von einem würdigen, edlen Manne abhänge, liegt für mich die Zukunft. Sie muß ſchön ſein. Ich habe gute Lebensgefährten und für mich ſelbſt brauche ich nichts zu fürchten.“

Im Januar 1817 war die Hochzeit. Wenige Tage darauf ſchreibt Maſcha ihrer treueſten Freundin: „Ich geſtehe dir ganz offen, daß der Augenblick, wo ich zu mir ſelbſt ſagte, ich wolle allem entſagen, was mich glücklich machen könnte, ich wolle nur noch für Shukowski leben und meine Hand dem erſten beſten weggeben — daß dieſer Augenblick ſchrecklicher für mich war, als alle Qualen der Hölle. Und das alles erſt zwei Monate, nachdem Shukowski um mich geworben. Gott wollte mich glücklich machen, indem er mir Moier ſandte, aber ich erwartete gar kein Glück mehr; mein einziger Wunſch war, nicht mehr leiden zu müſſen. Jetzt liebe ich ihn und finde, daß das Glück, von dem ich träumte, mir noch erblühen kann, denn ich ſah es auch damals nicht in jenen vergänglichen Freuden, die ich in jungen guten Tagen genoß, ſondern in einer ruhigen Tätigkeit, die ich nun ſuchen werde und die mich für meine Opfer belohnen ſoll. Mein einſtiges Glück ſteht mir noch zu lebhaft in Erinnerung, es verſchönt mir das gegenwärtige, denn Shukowski iſt ein Engel an Tugend und Vollkommenheit; aber ich muß ſeiner würdig ſein, und darum muß ruhige Pflichterfüllung, ohne Beimiſchung deſſen, was mir früher Seligkeit war, mein Leben erfüllen und alle Gedanken und Erinnerungen zum Paradieſe geſtalten. Wenn ich mein Leben von neuem anfangen dürfte, ich würde es nicht anders haben wollen, denn alles Gute, das ich in mir und vor

mir habe, ist nur eine Folge des Vergangenen, und die Zukunft wird gewiß noch besser sein und auch mich besser machen."

Nur sechs Jahre währte dieses stille, bescheidene Glück. Die junge Frau war viel auf sich selbst angewiesen; sie tröstete sich, indem sie den Mann bei seinen zahlreichen menschenfreundlichen Unternehmungen unterstützte. Moier war unermüdlich. Er gründete Hilfsvereine und Krankenhäuser, arrangierte Konzerte zum Besten der Armen und Leidenden; da ihnen in den ersten Jahren eigene Kinder versagt blieben, war das Haus bald voll von Pfleglingen, deren Mascha sich mit mütterlicher Fürsorge annahm. Die Gesellschaft kam all diesen Bestrebungen mit der lebhaftesten Teilnahme entgegen. Wie hübsch klingt es, wenn die Schilderung eines großen Schlittschuhläuferfestes auf dem Embach mit den Worten schließt: „Wahrhaftig, es gibt keine Stadt in Rußland, wo man mehr ans Vergnügen dächte und mehr Geld dafür auswürfe. Mais aussi nul part on est aussi bienfaisant, qu'ici." Und noch hübscher ist folgender Passus: „Sorgt euch nicht um mich, ihr Lieben, mein Glück ist ungetrübt. Annette Löwenstern nennt es spöttisch bürgerliches Glück.*) Natürlich, es hat wenig Idealisches an sich; es verbirgt sich hinter dem Zaun eines Gemüsegartens, aber es ist gut sein in diesem Garten. Achtung und Vertrauen sind seine ersten Früchte. Wenn manches auch nicht ganz so ist, wie es sein sollte, so liegt das an mir. Mein Mann liebt mich so viel er kann, und er liebt mich gut. Alles, was er tut, ist edel. Ich sehe ihn wenig, aber ich weiß, daß alle seine Stunden guten Werken geweiht sind, oder Sorgen für die Ernährung der großen Familie. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie übermenschlich Moier sich anstrengt, wenn es gilt Unglücklichen zu helfen. Seine Konzerte haben ihm gegen 6000 Rubel eingebracht; er hat ein Haus für die Armen gekauft,**) einen Verein gegründet, zu dem Leute aus allen Ständen Zutritt haben. So ist z. B. ein Fleischer eines der tätigsten Mitglieder; er ist so stolz, daß er sich bereit erklärt

*) Die zwei Worte sind auch im Original deutsch.

**) Das sogen. „Moiersche Armenhaus" existiert noch heute in Dorpat.
Die Herausgeber.

hat, Rumfordsuppen für die Armen zu kochen und auch seine Zunftgenossen veranlassen will, Knochen für dieses gute Werk zu spenden."

Ein andermal schreibt sie: „Meine Familie ist noch größer geworden. Eine arme Kaufmannsfrau hatte uns vor ihrem Tode ihre beiden Töchter anvertraut; wir plazierten die Mädchen in gute Häuser, der jüngeren aber ging es so schlecht, daß wir sie zu uns nehmen mußten, und jetzt hilft sie mir in der Wirtschaft. Das große Wort: Du kannst auch noch von Nutzen sein! vermag Berge zu versetzen. Wenn mir Gott nur die Kraft gibt, an gutem Willen soll's nicht fehlen. Wie leid ist mir's um die Zeit, die ich am Schreibpult und Klavier vergeudet! Besser wär's gewesen, Seife zu kochen und Pasteten zu backen."

Dieser Brief ist aus Rausenhof, dem Gut einer mit Moier eng befreundeten Familie Zöckel, geschrieben. Über die Ordnung und Reinlichkeit der „deutschen Wirtschaft" kann die Russin sich nicht genug auswundern. „Die besten Kühe haben rote Halsbänder mit Schellen, und die Kuhmägde sind so fein gekleidet, wie arkadische Schäferinnen. Hier herrscht überall eine Reinlichkeit, wie wir sie uns in Rußland gar nicht vorstellen können; du wirst mir's nicht glauben — man putzt hier die Kühe ebenso, wie die Pferde, melkt sie dreimal am Tage, gibt ihnen als Mittagsmahl zu Hause 4 Fuder Gras, das an demselben Tage gemäht worden*) — und das alles besorgen fünf Frauen. Was würden wohl unsere feinen Damen sagen, wenn man sie so arbeiten ließe?"

Ab und zu schwingen wohl auch wehmütigere Töne mit. Sie verwünschte die Abhängigkeit, in der sie und ihr vielbeschäftigter Gatte leben müssen, sie sehnt sich nach der Heimat, macht den Verwandten Vorwürfe, daß diese sie ganz vergessen haben, daß sie sie nicht verstehen. „Manchmal", schreibt sie an die Kirejewski, „möchte ich euch durch meinen Tod recht traurig machen, und ich rechtfertige diesen Wunsch dadurch, daß ihr euch bald, sehr bald, getröstet haben werdet." Ihr Glück ist eben doch ein

*) Das Gut besaß 170 Milchkühe.

Glück, wie es die Resignation gibt; noch zu viel unverbrauchte Kräfte schlummern in ihrer Seele, als daß sie's nicht mitunter schmerzlich empfinden müßte. „Um meine Gesundheit steht's schlimm; Moier hofft, daß die Landluft mich stärken wird; ich hoff' es nicht. Es ist ja auch ganz gleich; ich habe so wenig zu beklagen und zu wünschen, daß ich wahrhaftig mit geschlossenen Augen dahinlebe. Nur eins möchte ich: Ruhe, Ruhe, und zwar recht bald. Seid mir darum nicht böse. Ein unnützes Leben ist immer zu lang."

„Du hast immer noch zu viel Mondschein und Strohhütten im Kopf", sagte ihr der Gatte, wenn solche Anwandlungen sie überkamen. Dann besinnt sie sich. Als sie im Konzert einmal ein Gespräch belauscht, in dem von ihrem großen Glück gesprochen wird, stürzen ihr die Tränen aus den Augen, und sie bittet Gott um Vergebung, daß sie ihr Glück so wenig zu schätzen wisse, während andere sie darum beneiden. „Ich musterte meine Vergangenheit und kam zum Beschluß, daß ich sogar für ein ganz böses, stürmisches Leben noch Vorrat genug habe, um alles nicht bloß mit Ergebenheit, sondern mit Freude und Dankbarkeit zu ertragen."

Endlich, nach vierjähriger Ehe, am 19. Oktober 1820 wird ihr ein Töchterchen beschert. Vor der Geburt quält sie sich, wie alle angehenden Mütter, mit Todesgedanken. Und stärker als je empfindet sie, wie nah der Freund ihrer Jugend ihr auch jetzt noch steht. „Für mein Kind fürchte ich nicht", so schreibt sie an Shukowski, „du wirst auch seine Seele in deine Hände nehmen, wie du mit der Seele seiner Mutter getan hast — und wenn dieser einzige Wunsch für seine Zukunft mir erfüllt wird, so kann ich in Frieden zu dem zurückkehren, der mir so viel Glück gegeben hat!" Und nach der Geburt schreibt sie: „O das war ein seliger Tag! Er gab mir einen Begriff von Gottes Paradiese, offenbarte mir die Liebe des himmlischen Vaters. In Schmerzen soll das Weib seine Kinder zur Welt bringen, sprach er, da er die schuldige Kreatur aus Eden verstieß — ein Fluch sollte es sein für alle Zeiten. Und es ist wahr, der Schmerz ist entsetzlich, aber welche Mutter sollte ihn

nicht freudig erdulden? Und wenn schon Sein Fluch so reich an Liebe ist, wie muß erst Seine wahre Liebe sein?"

Sie geht nun ganz auf in ihrem Mutterglück. An wen sie auch schreiben mag — an Shukowski, an Kirejewski — die kleine Katja ist der Mittelpunkt aller Briefe. Sie wird nicht müde, allerlei belanglose Kleinigkeiten über ihr Kind zu berichten, so z. B. daß Moier die Kleine prinzipiell keine Hauben tragen läßt, weshalb ihm auch der schöne Titel „Doktor Antihaubeist" beigelegt worden. Der letzte Rest von Schmerz, der mitunter doch noch durch ihre Briefe an Shukowski zitterte, ist jetzt aufgelöst in reiner Harmonie. „Es geht mir gut auf der Welt", schreibt sie dem Freunde, „also ist auch meine Liebe zu dir gewachsen. Ach, Lieber, daß ich auch dich ganz glücklich sehen könnte! Wenn ich hier von Glück rede, kann ich nur ein solches meinen, wie du es einst mit mir erstrebtest — ein anderes gibt es für dein Herz nicht! Heirate, Shukowski! Das ist das einzige, was dir noch zur Vollkommenheit fehlt!" Und mit noch größerm Stolz, als früher, berichtet sie ihrer Cousine von den drei häuslichen Festen, die sie im Oktober mit ihren Pfleglingen*) begangen: dem Kartoffelfest, dem Schlachtfest und dem Kohlfest. Dreihundert Köpfe wurden von meinem braven Moier, Franz und Seidlitz klein gehackt und zur Belohnung mußte ich ihnen Schokolade kochen. Die Kinder, die die Kohlköpfe herbeitrugen und die Strunken kauten, tranken die Schokolade mit Hochgenuß und ihr einziger Kummer war, daß wir bloß 300 und nicht 3000 Köpfe hatten. Heute ist in der städtischen Musse ein Kinderball; allerlei Kinder sind da geladen, meinen kommt es aber gar nicht in den Sinn, dahin zu gehen; sie finden ihre Stelzentänze daheim viel lustiger, als die Pelabon'schen**) und amüsieren sich bei einer Bratwurst besser, als bei dem Konfekt und Kuchen. Und meine Katja stößt sich mitten unter ihnen herum, und schwätzt

*) Zu diesen Pfleglingen gehörte seit dem Sommer 1820 auch der stud. med. Karl Seidlitz, dem wir die erste umfassende (ursprünglich deutsch geschriebene) Biographie Shukowskis verdanken.

**) Bekannter Dorpater Tanzmeister, dem u. a. auch Dr. Schultz-Bertram in einer seiner „Aurrigen Sichten" ein Denkmal gesetzt hat.

munter ihren Unsinn." In einem Neujahrsbrief an Shukowski erzählt sie, wie zu Silvester nach alter Sitte Blei gegossen wurde: „Und da zeigte sich, daß meine und Katjas Figuren ganz gleich gerieten. Anfangs ergriff mich ein unangenehmes Gefühl, aber nach kurzem Nachdenken sagte ich: möchte ihr nur Gott in allem mein Schicksal geben! Niemand hatte und hat so viel Genuß vom Leben, wie ich . . . Zwei lichte Schätze sind mein: mein Kind und meine Vergangenheit! Mit zwei solchen Lebensgefährten kann man auch einen andern Lebensweg, als der meine war, glücklich zu Ende wandern."

Sie ahnte damals nicht, wie nahe sie schon dem Ziele stand. Im Herbst 1822 weilte Shukowski wieder für kurze Zeit in Dorpat. Er hatte damals schon längst seine so folgenschweren Beziehungen zur kaiserlichen Familie angeknüpft*) und 1820/21 seine erste große Auslandsreise gemacht. „Ich war in Reval und freue mich dort gewesen zu sein", schrieb er über diesen Besuch. „Ich habe Mascha gesehen, sie gesprochen und bin zufrieden: sie ist die Poesie."

Da ist es ausgesprochen, das erlösende Wort; das Ziel der Sehnsucht ist erreicht. Was das Leben ihm raubte, gibt die Kunst ihm wieder. „Sie ist die Poesie." Ihr Geist schwebt über seinem Schaffen, er durchdringt es ganz und gar. „Was in Erdenleid und -lust sich verfehlte, sich verfrühte, lächelnd in verschönter Blüte geht es auf in stiller Brust." Und von da kann es ihm niemand entreißen — auch der Tod nicht.

Denn schon klopfte der unheimliche Gast leise an die Tür. Im Herbst 1822 fühlte sich Mascha Moier zum zweitenmal Mutter. Und wieder, wie einst, beschlichen sie bange Ahnungen. Als Shukowski im Februar 1823 noch einmal nach Dorpat kam, war er weit entfernt zu glauben, daß er Mascha zum letzten Male

*) Er unterrichtete die Großfürstin Alexandra Fedorowna in Rußland; später wurde er der Erzieher ihres Sohnes, des nachmaligen Kaisers Alexander II.; wieviel ihm sein Zögling und durch diesen Zögling wieder das ganze russische Volk zu danken hat, ist kaum zu ermessen. Hier kann nur flüchtig darauf hingewiesen werden. Es eingehend darzulegen, wäre eine ungemein reizvolle Aufgabe.

sähe. Und doch war es. Am 17. März wurde das Kind geboren; es war tot, und die Geburt kostete auch der Mutter das Leben. Der Tod kam schnell und leicht. „Sie saßen an ihrem Bette, schauten auf ihr schlummerndes, gleichsam verjüngtes Engelsgesicht und vier Stunden lang wagte keiner es auszusprechen, daß sie verschieden sei: O Gott! Und ich mußte ferne sein! Das ganze Leben drängte sich in diese wenigen Augenblicke zusammen, und ich — ich durfte ihr liebes, klares, heiteres Gesicht nicht sehen! O dieser Anblick — wie hätte er meinen Glauben an Unsterblichkeit gestärkt, mir Mut und Kraft gegeben fürs ganze Leben! . . "

So schreibt Shukowski aus Petersburg. Von Mascha aber besitzen wir einen undatierten Brief an den Freund, den sie kurz vor der Katastrophe geschrieben haben muß. Er mag hier ungekürzt Platz finden. Zwar ist es unerwiesen, ob dieser Brief nicht schon früher, vor der Geburt des ersten Kindes geschrieben worden — aber das hat wenig Bedeutung. Noch einmal tritt in diesen Zeilen die Gestalt Marie Moiers in all ihrem keuschen Liebreiz vor uns hin. Noch einmal können wir tief hineinblicken in jene uns so ferne Zeit der Empfindsamkeit, der so viel echte Empfindung zugrunde lag, die Zeit der schönen Seelen, die auch große Seelen waren.

„Mein Freund! Wenn du diesen Brief erhältst, werde ich nicht mehr bei euch sein — im Geiste aber noch näher, als jetzt. Dir dank ich das lebhafteste Glück, das ich je empfunden! Du hast mich gelehrt, meinen Schöpfer und Vater ehren und lieben, Ihn, der mich jetzt zu sich nimmt, damit ich noch größerer Seligkeiten teilhaftig werde. Betrübt euch nicht, daß ihr mich verloren habt. Ich bin mit euch. Mein Leben war sehr glücklich — ein paar trübe Erinnerungen ausgenommen, habe ich keinen Grund zu klagen! Alles Gute aber, was es mir brachte, war dein Werk! Mein Engel! Nur ein Gedanke beunruhigt mich — daß ich in dieser Welt nicht nützlich genug gewesen bin, den Zweck nicht erfüllt habe, zu dem ich geschaffen war. Aber dieses heiße Wollen, das mich Zeit meines Lebens erfüllte — das Verlangen, mich nützlich zu erweisen — wird mir das gar nicht an-

gerechnet werden? Mein letztes Lebensjahr war mein bestes — die Hoffnung, ein Kind zu haben, durchleuchtete alles, all meine Gefühle verschmolzen in eins: Dankbarkeit. Im Bewußtsein dieses großen Glückes sehe ich dem Tod ruhig entgegen, ja, ich wünsche ihn mir. Aus dem Leben scheiden in einem Augenblick, wo man es so gut hat, wo man vor einer Zukunft zu stehen glaubt, die die Vergangenheit noch übertreffen soll — und so frohen Mutes, so dankbaren Herzens scheiden, — ist das kein Verdienst vor Gott? Kann man dadurch nicht einigen Ersatz bieten für das Böse, dem man nicht entgehen konnte, und das Gute, das man hinterließ? Ich lasse mein Kind nicht ohne Furcht in dieser Welt zurück, in der ihm ein langes Leben bevorsteht, aber es hat ja einen Vater, der diese Welt geschaffen hat, und es wird solche Vorbilder haben, wie du, Moier! Wenn sein Herz den euren gleicht, fürcht' ich für seine Zukunft nicht! Nie war meine Seele so stark, wie heute. Mein himmlischer Vater läßt mich noch zuletzt alle Süße des Lebens voll empfinden, meine Geisteskräfte sind gewachsen, meine Gesundheit ist ausgezeichnet, alle meine Wünsche sind in Erfüllung gegangen. Ihr, meine Freunde! O, wie hab ich euch lieb! Und doch tut mir's nicht weh, euch für immer zu verlassen. Der Gedanke an die Ewigkeit ist so süß, so tröstlich. Ich möchte zugleich bei meinem Herrn und bei meinem Kinde sein — mein ganzes Herz ist nichts als Liebe.

Jetzt, da ich schon aus dem Grabe diese Worte an dich richte, kann ich dir mein Herz so zeigen, wie es war, ohne jemandem wehe zu tun. Mein Freund! Was ich für dich empfand von Anfang an und auch jetzt noch, in diesen letzten Stunden empfinde, hat mein Dasein verschönt, ohne der Erfüllung der Pflichten, die ich auf mich genommen, zu schaden. Dich verehren hieß sie verehren. Ich habe meinen guten Mann geliebt, wie man ein so gütiges und edles Wesen nur lieben kann, und ich glaube ihn glücklich gemacht zu haben; — dir aber gehörte jede Freude meines Herzens, jeder hohe Gedanke, jede reine Erinnerung, kurz, alles, was mich Gott näher brachte, und so ist es geblieben bis zuletzt.

Lebe wohl. Wenn du diese Blätter liest, sollst du den Trost finden in dem Gedanken, daß mein Leben ein beneidenswertes war. Denn ich hielt deine Seele in meinen Händen. Sei glücklich! Gedenke meiner in Frieden, denn mein letztes Gefühl wird Dankbarkeit sein. Sei meinem zweiten Kinde ein Vater, meiner Mutter ein Sohn, Freunde, klagt nicht um mich, ich baue fest auf die Barmherz — —"

Hier bricht das Blatt ab. Dieselbe wehmütig-dankbare, schmerzlich-glückselige Stimmung erfüllt auch die Briefe Shukowskis aus der Zeit nach Maschas Tode, sie spricht noch vernehmlicher aus seinen Versen. Die sinnende Melancholie, die ihn immer begleitet, beherrscht sein Schaffen fortab ganz und gar. „Sie ist die Poesie." Als er das schrieb, war er sich selbst doch noch nicht ganz klar über die Tragweite seiner Worte. Er ahnte nicht, welch' tiefe Bedeutung sie bald gewinnen sollte. Eine schmerzliche Bedeutung — gewiß; aber nichts von Verzweiflung ist in diesem Schmerz. „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn." Dankbarkeit und Hoffnung bleibt der Grundton überall. So klingt diese Dichterliebe aus, eine Liebe, so zart, so rein, wie sie ein zweites Mal in der Weltliteratur vielleicht nicht vorkommt.

Rudolf Seuberlich-Riga.

I.

Meine Gedanken.

Meine Gedanken sind lustige Vögel!
Wenn der Himmel blaut und die Sonne lacht,
Wenn die Welt zu neuem Leben erwacht,
Dann wissen auch sie sich emporzuschwingen
Und wie die Lerchen ein Lied zu singen,
Das alle fröhlich und selig macht.

Meine Gedanken sind lustige Vögel!
Wohl kommt auch ihnen in dieser Welt
Manches entgegen, was ihnen missfällt:
Dräuende Wolken und Sturm und Regen;
Aber sie wissen, das muss sich legen,
Weil immer die Sonne den Sieg behält.

Meine Gedanken sind lustige Vögel!
Und wisst Ihr, was sie so lustig macht?
Sie leben bei Tage und schlafen bei Nacht.
Mögen andre Gedanken haben,
Lichtscheu wie Eulen und schwarz wie Raben,
Ich habe nie solche Vögel erdacht.

II.

Dort drüben.

Wie oft schon hat mich „zur Dünakant"
Die Sehnsucht hinausgetrieben.
Dort drüben am grünen Waldesrand,
Dort ward von unsichtbarer Hand
Das Buch meines Lebens geschrieben,
Dort drüben!

Dort hab' ich die Welt meiner Kindheit entdeckt,
Dort lernte ich leben und lieben;
Dort hab' ich die Wonnen der Jugend geschmeckt,
Dort hat mir der Lenz meine Lieder erweckt
Und Wintersorgen vertrieben,
Dort drüben.

Manch' trüben Winter trug ich gemach,
Wo sonnige Sommer mir blieben,
Und naht mir auf Erden der letzte Tag,
Dann zieht meine Seele der Sonne nach,
Segnend die Stätten, die lieben,
Dort drüben. —

III.

Jürri Torupill's trei Prauten.*)

Mein erste Praut.

Tie erste Praut, tie ich ätt' att,
War alt nur sieben Jahre,
Un ätte naſſe Nase oft
Un feijerrote Hare.

Tieselbe sagt, sie sei mein Praut;
Toch ich, — so sind son Knaben, —
Wenn sie mir küßt, — tenn srie ich laut
Un wollt ihr kar nich aben.

*) Aus der demnächſt erſcheinenden Sammlung „Schnurren".

Sie wurde aber kroß un übsch,
Un ich war auch schon klüger.
Ich wußte wohl, ihr Vater war
Der ticke reiche Krüger.

Wie ich denn sagt': „Du bist mein Praut!"
Dann fing sie an zu greien:
„Ich bin kein Kind mehr! Lassen Sie
Die dumme Kindereien.

Da dacht ich: vleicht scheniert sie nur, —
Un fing ihr an zu küssen;
Doch sie at mir mit eigne Hnd
Aus Düre ausgeschmissen.

Nu denk ich so in meinen Sinn:
So sind die Frauenzimmer:
Sind sie noch klein, denn sind sie dumm;
Doch kroß sind sie noch dümmer.

Mein zweite Praut.

Ich fand ein Mächen mal in Dadt,
Die war so wunderßön,
Daß ich ihr ansah immerfort
Un satt nich konnte sehn.

Wie Zieschen liegt auf Sauerkohl,
Lag Nas' ihr ins Gesicht,
Un Lippen pummeln, wie an Paum
Zwei Kirschen, wenn sie pricht.

Wie frisch gepackne Pannkuch war
Gelbpraune Har auf Kopf,
Un wie gepratne Drömling hing
Auf Rücken kleine Zopf.

Ihr Ohrchen war wie Marzipan
Un Wange rot und tick
Wie Apfel, un ein jete Zahn
Wie weiße Zuckerstück.

Un Augen sahen krad so aus,
Wie Plaubeer wimmt auf Mand*)
Un Als war weiß, wie Planmanſcheh
Un weich wie Pflaumchen And.

Ich fraß ihr fast vor Liepe auf,
Wie ich ties ätt entdeckt;
Coch schad', ich merkte, daß an ihr
Cies alles anders meckt.

So ließ ich palde von ihr ab,
Crotz Schönheit des Gesichts;
Sie war nich sauer un nich süß
Un meckte kanz nach nichts.

Mein tritte Praut.

Ich war in Lemsal Gärtnerpursch,
Ca traf ich ihr auf Palle.
Sie ieß Lowise Krims un war
Viel höner ta, als alle.

Sie sah so frisch aus un gesund,
Wie Plumchen is auf Wiese;
Nur eins war schad', sie lachte nie
Un war so stumm wie tiese.

Wie ich von ihre Szönheit prach
Mit allerhand Flattusen,
Ca lug sie Augen nieder kleich
Un kuckte sich auf Pusen.

Un wie ich sagt: „Ich liepe Sie!"
Ca war sie kanz erßrocken
Un sagte: „Wai!" un Mund plieb auf
Wie Fisch, wenn is auf Crocken.

*) Wie die Blaubeere ſchwimmt auf Schmand. — NB. Um auch denen verſtändlich zu ſein, die das Eſtniſchdeutſch nicht kennen, habe ich nicht ſo geſchrieben, wie es ausgeſprochen wird, und bemerke nur, daß ſ überall wie ein ſcharfes ß, b wie p, und f wie w ausgeſprochen werden muß. —

Ich trückt ihr zärtlich And un fragt,
Ob sie mir möchte liepen?
Ca sagt sie: „Pfui“ un kuckt an Wand
Un is kanz tumm gepliepen.

So wurd' sie aber toch mein Praut
Un plieb ties auch sechs Wochen,
Ca aben wir uns viel geküßt
Un wenig nur geprochen.

Nur wenn sie krad von Ochzeit prach,
Cenn prach sie viel un snelle;
Ich aber tacht an Ochzeit nich,
Ich ätt zu kleine Stelle.

Zuletzt at tiese Praut ein Wreind
Von Alse mir genommen.
So plieb ich alte Junggesell
Un ätt kein Frau pekommen.

Über fleischlose Diät.

Ein Beitrag zur Ernährungstheorie

von

Heinrich Höhne-Riga.

Es muß als ein ganz außerordentlich wichtiger Kulturfortschritt bezeichnet werden, daß es endlich der Neuzeit beschieden gewesen ist, mit dem uralten Vorurteil, nach welchem alle Arten von Gemüse und Obst so gut wie gar keinen, die Hülsen- und Kernfrüchte indessen nur einen bedingten Nährwert besitzen, gründlich aufgeräumt zu haben. Wie man zu einer derartigen Ansicht überhaupt hat gelangen können, ist ganz unverständlich, da es doch längst ziemlich allgemein bekannt ist, daß die Majorität der Menschheit, die Perser, Inder, Chinesen, Japanesen und Araber sich seit Jahrtausenden fast ausschließlich von Vegetabilen, hauptsächlich von Reis, nährt, während der zahlreichere ärmere Teil der schwer arbeitenden Landbewohner fast aller Kulturstaaten in dieser Hinsicht doch fast nur auf Kohl, Kartoffeln und Brot angewiesen ist. Wahrscheinlich hielt man es gar nicht der Mühe wert, dieser Tatsache näher zu treten und eine wissenschaftliche Begründung derselben zu versuchen. Man war vielleicht auch zu sehr durchdrungen und befriedigt von der althergebrachten Voraussetzung, daß sich nur aus Fleisch Fleisch bilden könne; — weil die chemischen Hauptbestandteile desselben zum größten Teil

aus Fett und Eiweis bestehen, gelangte man nun offenbar zu dem Schluß, nur diejenigen Nahrungsmittel als solche gelten lassen zu können, welche diese Stoffe im reichsten Maße aufweisen.

Vielleicht angeregt durch die sogar durch einen Richard Wagner und Leo Tolstoi geförderten Bestrebungen und zweifellos günstigen Erfolge der Vegetarianer, welche bekanntlich entweder aus gesundheitlichen oder ethischen Gründen sich gänzlich des Fleischgenusses enthalten, und die namentlich unter der Führung des edlen Pastors Ed. Baltzer in Nordhausen a./U. seit bereits einem Menschenalter fortlaufend den Beweis erbringen, daß man selbst in unserem ziemlich rauhen Klima sehr gut ohne alle Fleischnahrung zu leben und auszukommen vermag, haben allmählich Männer wie Professor Dr. C. Bock, Dr. Ed. Reich, Dr. H. Klencke, Geheimrat Professor Dr. Schweninger, ganz besonders aber Sanitätsrat Dr. Paul Niemeyer, der in seinen zahlreichen Schriften gar nicht genug vor zu häufigem und reichlichem Fleischgenuß warnen konnte, dieser Sache ihr Interesse zugewandt und durch aufmunterndes und zustimmendes Urteil sie außerordentlich gefördert und in breite Bahnen gelenkt. Indessen ist es erst in neuester Zeit dem Besitzer und Leiter des Sanatoriums „Weißer Hirsch" bei Dresden, Dr. Heinrich Lahmann, beschieden gewesen, vollständige Klarheit über diese Sache zu verbreiten und eine eingehende wissenschaftliche Begründung der fleischlosen Diät zu bieten. In seinem, bereits in die meisten europäischen Sprachen übersetzten Buche: „Die diätetische Blutentmischung (Dysämie) als Grundursache aller Krankheiten" weist dieser geniale Forscher nämlich an der Hand chemischer und physiologischer Daten ebenso fesselnd als überzeugend und mit zwingender Logik nach, daß keineswegs, wie bisher allgemein gelehrt und geglaubt wurde, die besonders fett- und eiweishaltigen Nahrungsmittel, wie das Fleisch und die Kern- und Hülsenfrüchte, welche nur wenig Nährsalz enthalten, sondern einzig und allein die nährsalzreichen Blatt- und Wurzelgemüse, Salate und Früchte die eigentlichen, von der Natur ursprünglich den Menschen bestimmten Nahrungsmittel seien. Welch' eminente, bisher von der Wissenschaft gänzlich übersehene Wichtigkeit übrigens die sogenannten Nährsalze (Kali,

Natron, Kalk, Bittererde, Eisenoxyd, Phosphorsäure, Kieselsäure und Chlor) bei den Nahrungsmitteln überhaupt spielen, ersieht man z. B. daraus, daß, wie angestellte Versuche dargetan haben, Tiere schneller zu Grunde gehen, wenn sie nährsalzfreie Nahrung erhalten, als wenn sie überhaupt ohne jede Nahrung bleiben. Lahmann behandelt daher auch nicht nur seine zahlreichen Patienten mit ganz wunderbarem Erfolge nach derartigen Prinzipien, sondern er führt auch selbst schon seit vielen Jahren eine seiner Überzeugung gemäße Lebensweise, über die er sich in jenem Buche folgendermaßen äußert: „Ich genieße täglich Blatt- und Wurzelgemüse, grünen Salat und Obst zu gleichen Teilen; mein zweiter Junge, der kein Gemüsefreund ist, lebt fast ausschließlich von Salat, Obst, Nüssen, getrockneten Datteln und Feigen, etwas Brot, Kakao und Milch. Ich esse mittags z. B. einen und einen halben Eßlöffel Kartoffeln oder Reis, danach einen Kompotteller voll Salat oder Kompott, verdaue großartig und bin leistungsfähig."

Es muß jedem, „der nicht lebt, um zu essen, sondern ißt, um zu leben", ohne weiteres einleuchten, daß das Blut, aus welchem sich die dem menschlichen Organismus verloren gehenden Kräfte ergänzen, bei demjenigen, welcher eine fast ausschließliche Fleischnahrung bevorzugt, unbedingt aus einer anderen Mischung bestehen muß, als es bei demjenigen der Fall ist, der nur von vegetabilischer Kost lebt, und daß überhaupt so große, gegen die Gesetze und den Willen der Natur begangene Fehler sich früher oder später schwer rächen müssen. In der Tat kann man denn auch täglich die Beobachtung machen, daß erstere sehr leicht zu allerlei Indispositionen und oft sehr heftig auftretenden Infektions- und andern Krankheiten neigen, von denen letztere so gut wie ganz verschont bleiben. Daß tatsächlich die genossenen Nahrungsmittel sowie die bei der Diät überhaupt begangenen Fehler von ganz außerordentlichem Einfluß auf unser Befinden sind, kann Schreiber dieser Zeilen aus eigenster und mit seiner zahlreichen Familie gemachter Erfahrung bestätigen. Seit in seinem Hause ein nach Möglichkeit vegetabilischer Tisch geführt wird, sind dort Krankheiten eine große Seltenheit, treten äußerst

milde auf und lassen sich stets leicht durch natürliche Mittel beseitigen.

Für die Richtigkeit dieser Ansicht sprechen übrigens auch folgende durchaus verbürgte Tatsachen: Der vornehme Venetianer Ludovico Cornaro (geb. 1465, gest. 1566) führte bis in sein 40. Jahr ein äußerst schwelgerisches Leben, war infolgedessen beständig krank, so daß ihm zuletzt der letzte der vielen von ihm konsultierten Ärzte versicherte, er werde nicht länger als zwei Monate leben; aber Arzneien seien vergeblich, das einzige Mittel für ihn sei eine richtige, fleischlose Diät. Er folgte diesem Rat, bemerkte schon nach einigen Tagen Besserung, und nach Verlauf eines Jahres war er nicht nur hergestellt, sondern gesunder als er je in seinem Leben gewesen war. Er erreichte ein Alter von 100 Jahren. — Ein anderes Beispiel: Der namentlich in Österreich bekannte, noch jetzt lebende 80jährige Gesundheitslehrer Dr. Georg Simon in Feistritz, welcher bis vor zirka 20 Jahren so durch und durch gichtisch war, daß er mit zwei Stöcken gehen mußte, hat es zum größten Teil durch eine fleischlose Diät dahin gebracht, daß er jetzt ganz gesund ist und sogar große körperliche Strapazen — er macht alle seine großen Reisen zu Fuß — wie angestrengte geistige Arbeit mit Leichtigkeit erträgt. Seine und seiner zahlreichen Familie Nahrung besteht nach seiner Versicherung in Milch und Milchspeise, einem steierischen Nationalgericht „Sterz" aus Buchweizenmehl und Butter (Blinis?), ferner in Gemüse und Obst. —

Inbetreff des allzu reichlichen Fleischgenusses ist auch folgende Warnung Lahmanns beherzigenswert: Nach seiner Überzeugung ist mit dem Fleischgenuß die große Gefahr verbunden, daß dadurch zu viel Kochsalz in unsern Organismus gelangt, wodurch, wie er haarklar nachweist, einerseits Augenkrankheiten, ja selbst Kurzsichtigkeit entstehen, andererseits durch künstlich erregten Durst zu viel Flüssigkeit in unsern Körper gelangt, wodurch es infolge der dadurch erhöhten Herz- und Nierentätigkeit gar zu leicht zu Erkrankungen dieser wichtigen Lebensorgane kommen kann.

Nach derartigen, für die Sache sprechenden Erfahrungen und Tatsachen kann, ohne für den Vegetarismus gerade Propaganda

machen zu wollen, wohl mit bestem Wissen und Gewissen einem jeden nicht dringend genug geraten werden, mehr als es bisher geschehen ist, die vegetabilischen Nahrungsmittel, insbesondere die natron- und kalkhaltigen grünen und Wurzelgemüse, Blattsalat und Obst, sowohl im frischen als getrockneten Zustande zu berücksichtigen, ohne deshalb auf jeden Fleischgenuß verzichten zu brauchen. Doch muß das Gemüse richtig zubereitet sein, d. h. das Wasser, in welchem dasselbe geweicht hat, darf nicht fortgegossen werden, da sonst die so wichtigen Nährsalze verloren gehen. Namentlich verwöhnten Naturen kann gar nicht genug angeraten werden, eine vorzugsweise vegetabilische Kost zu genießen. Bei wem übrigens „Knapphans Küchenmeister" ist, der merke sich, daß man nach Lahmanns Versicherung vollkommen gut genährt ist, wenn man mittags und abends eine Schüssel richtig gekochtes grünes Gemüse oder Salat mit Kartoffeln oder Hülsenfrüchte und späterhin getrocknetes oder frisches Obst zu sich nimmt.

Leider mangelt es nur hier zu Lande noch sehr an Gemüsen, Salat und Früchten, da eine falsche Ernährungstheorie die fast einseitige Hervorbringung von Schlachtvieh und Getreide fördert, allein mit der gesteigerten Nachfrage würde das alles ganz anders werden, das Angebot sich steigern und der augenblicklich noch viel zu hohe Preis sich regulieren. Also beherzige man unsern Rat und säume nicht, ihn zu befolgen: die guten Folgen wird man bald an Leib und Seele und am — Geldbeutel verspüren; man wird, falls man auch zugleich eine luft-, wasser- und bewegungsfreundliche Lebensweise führt, gesunder, heiterer, arbeitsfreudiger und leistungsfähiger werden und dazu beitragen, daß, trotz Bazillen und Erkältungsgefahr, eine Menge Krankheiten, für die Doktor und Apotheker keine Mittel kennen, wie Herz- und Nierenleiden, Wassersucht, Rheumatismus, Gicht, Skorbut, englische Krankheit, Zuckerkrankheit, die so sehr gefürchtete Arteriosklerose, und wie alle die Krankheiten heißen, welche wir uns „anessen" und „antrinken", allmählig vollständig verschwinden.

Zum Schluß seien für ernste, denkende Leser noch einige Aussprüche zweier hervorragender Geister erwähnt, welche der

wichtigen Ernährungsfrage ebenfalls ihr Interesse zugewandt haben:

Henry Charles Carey, der bekannte amerikanische Nationalökonom, prophezeit: „Ein unerbittliches soziologisches Gesetz fordert, daß mit der fortschreitenden Bevölkerungsziffer die vegetabilischen Nahrungsmittel an Stelle der animalischen treten müssen", und Alexander v. Humboldt, der größte Naturforscher aller Zeiten, hat berechnet, daß das Stück Land, welches einen Jäger ernährt, zehn Ackerbauer und hundert fruchtessende Menschen ernähren kann.

Dr. Schultz-Bertram †.

An mein Wreind, was iss Err won Offmakler in tas Petterpurch, was war neilich krank.*)

Was sits tu immer in tas Catt?
Tu kommst ju hauf en Hunt —
Heer an! Was eist hein kute Raat:
Haufs Lant wirs tu esund;
Tu sits tir in tein Kott verknigt
Ins wreie Kotsnaduhr,
Un kukst tenn wie tie Walben fliegt
Unt Tauben macht: „Kurr-Kurr!"

Lass Melezin un Tokturs ſſein!
Nimm kahrnichts in tein Mund,
Wir eitzen tir das ſſaun**) praf hein,
Unt kwesten tir esunt!
Nu asst tu kahr ter Tokters vier!
Ta mußt man Urjoh srein!
Wir nehmen tir unt reipen tir
Mit Punsel Pansel***) hein!

Tu leifst tsu Kansel†) unt zu Heck†),
Stickhoier†) noch tapei, —

*) Ein Gedicht aus den 60er Jahren, das er seinem kranken Freunde F. nach Petersburg sandte, der — wie man sagt — vor Lachen darüber gesund wurde.

**) Badestube.

***) Kunzens Balsam.

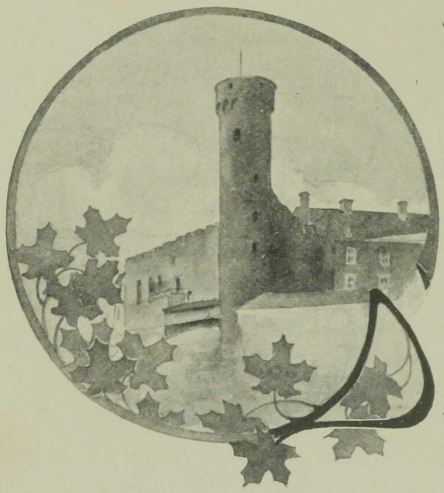
†) Drei berühmte Ärzte jener Zeit: Kanzler, Eeck und Zdekauer.

Ta sterpt tas Mens ja rein for sreck
For so'n jelehrt Jesrei! —
Wir jepen tichtig Prantwein hein,
Mit kupfern Gelt jesraapt,
Unt etwas Lichtputz intertrein,
Fon Talglicht abjesaapt
Unt Salmi Jaak*) unt Alttein Maul**)
Mit etwas Seeuntswett, —
Tenn krichs tu runte Pauch wie Knaul
Unt kommst erraus aus Pett.

Wir aaben alte kluge Ecks***)
(Tem Sandi Peep ssein Weip,
Tas was auf Alls att krohs Jeweks)
Tie streichelt tir tein Leip.

Wir aaben kluge Körtsmik†) ier, —
Ilft allens nich, heer heer, tenn wart —
Tenn prennt mit Sseidewasser tir
Tas Raudiwerre Mart!! —††)

*) Salmiak.
**) Ammonium.
***) Hexe.
†) Krugswirt.
††) Ein Bauer, der Vieh und überhaupt alles kurierte.



Wanderbilder vom estländischen Strande.

Von

Viktor Wittrock.

Die wuchtigen Wanderstäbe, aus deutschem Eichenholz geschnitten, klappen in gleichmäßigem Takt lautschallend auf das Steinpflaster der morgenstillen Stadt. Dazu das marschmäßige Auftreten von sechzig bewegungsfrohen Touristenfüßen, — was Wunder, wenn hier und da hinter zurückgeschobenem Fenstervorhang ein erschrecktes, schlaftrunkenes Menschenantlitz auf die frohe Kumpanei herabschaut, oder wenn ein einsamer Jünger der Hermandad aus schnapsverglasten Augen den rüstig Daherschreitenden nachblickt, die Kriegerhände ratlos gefalten, ein Bild des Jammers und Entsetzens. Der arme Polizist! — wie mögen alle Gesetzesparagraphen über die Verhütung von Verbrechen in wildem Tanz durch sein Gehirn gewirbelt sein, als unser heller Haufe von dreißig Mann um 3 Uhr morgens, vom Bahnhofe kommend, durch Narvas friedliche Straßen an ihm vorüber seinem Nachtquartier zustrebte. — —

Wir waren am dritten Pfingstfeiertage, den 7. Juni, mit dem Nachmittagszuge von Dorpat aus nach Narva aufgebrochen. Wir, — d. h. die „Heimatwanderer", die „Wandervögel" oder

wie wir sonst genannt wurden oder uns selbst nannten, die es im vorigen Frühjahr so wunderschön gefunden hatten, zu Fuß durch unser altes, liebes Heimatland zu pilgern, und die es sich trotz der trüben Zeit, der äußeren und inneren Wirren nicht nehmen lassen wollten, auch in diesem Jahre wieder dem Lenz auf froher Wanderschaft entgegenzujubeln. Wer die Schilderungen unserer vorigjährigen Fußtour in den „Heimatstimmen" gelesen hat der kennt uns. Dieselben Führer — Oberlehrer Görtz, Kantor Lange, Turnlehrer Punga und die „Eminenz" — zu einer Hälfte dieselben erprobten Jungen, zur andern neue frische Gesellen — im ganzen 31 an der Zahl. —

Estlands felsiger Küste galt unser diesjähriger Ausflug. Leider stellten sich der ursprünglichen Absicht, Narva auf dem Wasserwege zu erreichen, so viele Hindernisse entgegen, daß dieser Plan aufgegeben werden mußte. So blieb uns nur die Eisenbahnfahrt übrig. Wir fanden uns nicht nur mit ihr ab, sondern sie bot uns eine solche Fülle von harmloser Freude und mannigfacher Anregung, daß wir sie gern als erstes Blatt in den Kranz unserer lichten Erinnerungen an diese Turnerfahrt eingeflochten haben.

Schon die Abfahrt aus Dorpat, — wie eindrucksvoll! Im Wartesaal des Bahnhofs ein freudiges Begrüßen der zusammenströmenden Wandergenossen. Die Jugendlust sprüht ordentlich aus den Augen der jungen Schar, und die liebevollen Blicke der Eltern sagen's deutlich: wir gönnen euch diese Freude von ganzem Herzen! Am liebsten möchten wir sie alle mitnehmen, die uns so freundlich das Geleit gegeben, besonders die jüngeren Geschwister unserer braven Brüder, denen die Wehmut, zurückbleiben zu müssen, aus dem Herzen feucht in die Augen steigt. Da öffnen sich endlich die Türen zum Bahnhofsperron, und alles schiebt sich hinaus aus der drangsalsvollen Enge des Wartesaals. Wir fahren im eignen Coupé, das schon bereit steht und das wir stürmend belegen. Dann noch ein kurzes Warten auf den Zug, ein frohes Turnerlied von einer Eisenbahnplattform aus, ein donnerndes Hoch auf die Heimat, von der Düna schäumenden Ufern bis zu Estlands felsigem Glint —, und ehe wir uns versehen, rollen wir ab, begleitet von frohen Rufen und warmen

Wünschen der Zurückbleibenden. Aus unserem Waggon schallt munterer Gesang zu ihnen hinüber, P. schmettert programmäßig ins Horn, und unser Künstler St. setzt seine geübten Lippen ans Cornet und bläst den Lieben ein Abschiedslied. Wir gehören wieder für ein paar Wochen uns allein an, — uns und der Lebensfreude, deren rauschende Wogen durch unsere Seelen branden. — — —

Narva und Kränholm.

Ein sonniger Morgen war über Narva aufgegangen, als ich mein Lager im Johannis-Pastorat verließ. Die wenigen Stunden der Ruhe hatten mich erfrischt und für den reichen Tag, dessen Programm in der Besichtigung der altertümlichen Stadt bestand, gestärkt. Mit unserem, im hohen Alter noch so jugendfrischen, liebenswürdigen Wirt, Pastor Tannenberg, begab ich mich zum Schlafsaal der Jugend, der sich in der geräumigen Kirchenschule befand. Hier herrschte schon reges Leben, denn aus dem Schlafen war nicht viel geworden; dazu war die Zeit zu kurz und die Gemütserregung zu groß. Bald sammelten sich die Touristen, und unter der Führung Pastor Tannenbergs begann die Besichtigung der denkwürdigen, durch die Geschichte geweihten Stätten. Sie sind im ersten Bande der „Heimatstimmen" in Karl Hunnius' „Narva-Erinnerungen" so reizvoll geschildert, daß ich bei ihrer Beschreibung nicht allzu lange zu verweilen brauche, zumal der Zweck dieser „Wanderbilder" nicht in der Zusammenstellung eines „Führers", sondern im Festhalten des Gesamteindrucks unserer Wanderung besteht.

Andächtig schritten wir durch das Portal der lutherischen Johanniskirche, deren schlanker Turm die spitzgiebeligen Häuser hoch überragt. (S. Abbild. Heimatst. I., S. 278). Die edlen Maße der Architektonik wirken beruhigend und sammelnd auf die Seele. Inschriftenbedeckte Grabsteinfliesen fesseln den Freund des Altertums; wertvolle, zum Teil sehr alte Ölgemälde schmücken die Wände des Chorraums; manches Denkmal aus vergangenen Jahrhunderten — so z. B. der reich ornamentierte Taufstein aus Marmor gleich am Eingang, der massive, eichenholzgeschnitzte

Predigerstuhl, die schöne alte Bibel und Uhr in der Sakristei — zeugt von dem Kunstsinn und der Liebe vergangener Geschlechter zu ihrem Gotteshause. — Gegenüber dieser alten, ehemals schwedischen Domkirche (erbaut 1630) erhebt sich die russische Kathedrale zur Verklärung Christi mit ihrem runden schlanken Turm und dem Dachreiter über der Apsis. (S. Abbild. Heimatst. I., S. 25). Weithin glitzert das Silberblech der Kuppeln in der Sonne, doch paßt dieser byzantinische Schmuck nicht zu den ernsten gotischen Formen der Kirche. Noch störender macht sich diese Stilmischung im Innern des Gotteshauses geltend, das, früher römisch-katholisch, darauf evangelisch-lutherisch, den Namen Johannis von Jerusalem trug und dann von dem Eroberer Narvas, Peter dem Großen, in einen griechisch-katholischen Tempel umgewandelt wurde. Die hochstrebenden gothischen Pfeiler, behängt mit goldstrotzenden Heiligenbildern, Kirchenfahnen und Oriflammen, die weiten Hallen überfüllt mit den verschiedensten Gebrauchsgegenständen des griechischen Kultus, — es will der bunte Farbenschmuck des Orients dem ernsten Riesen des Nordens nicht auf den Leib passen. An einen Pfeiler des Seitenschiffs gelehnt, steht noch die alte, im griechischen Gottesdienst wohl nie oder nur selten benutzte Kanzel, — gleichsam eine stumme Illustration zu Luthers „Das Wort sie sollen lassen stahn." —

Durch die engen Straßen der Altstadt wandern wir dem zweistöckigen Peterhause zu, in dessen Räumen ein sehenswertes Museum untergebracht ist. (S. Abbild. Heimatst. I., S. 5). Nur flüchtig können wir unter der Führung des greisen Direktors a. D. Wagner, der uns in der dämmmerigen Vorhalle einen kurzen Abriß der Geschichte Narvas bietet, die zahlreichen, sorgfältig gesammelten und geordneten Altertümer besichtigen, unter denen uns natürlich, die einst dem großen Schöpfer des modernen Rußland gehörigen Gegenstände — wie eine Keule, eine Solinger Schwertklinge, ein Glaspokal mit dem Bildnis August II. — besonders fesseln. Aus dem Saal treten wir auf den Balkon und bewundern das Bild, das sich uns darbietet. Der Blick wandert von der weiten Wasserfläche der

Narova, die schäumend unter der Verbindungsbrücke zwischen Narva und Iwangorod dahinschießt, zu den einander an beiden Ufern des Flusses auf Schußweite gegenüberstehenden Ruinen des deutschen Ordensschlosses mit seinem ragenden Bergfried, dem „langen Hermann", und der russischen, vieltürmigen Grenzfeste des moskowischen Großfürsten Iwan III. Eine reiche Geschichte, die alle um das Becken der Ostsee gruppierten Reiche auf diesem Fleck Erde zum Schwertreigen führt, läßt sich von den Überresten dieser Burgen ablesen. Zu unserer Linken ragen die Quadern der Wallmauer steil in die Höhe; um ihre scharfkantige Ecke gleitet majestätisch der breite Strom dahin. Am Fuß der Festungsmauer breiten sich die Anlagen des Stadtparkes aus; schattige Wege führen hinauf zum bepflanzten Wall; in der Ferne dämmern weite Wälder, und an den blinkenden Ufern der Narova verstreut liegen die kleinen Holzhäuser der Vorstädte; im Wiesengrün, durch das sich das Silberband des Flusses schlingt, taucht das Auge unter. Es ist ein zugleich ernstes und anmutiges Bild. —

Weiter geht's. An der Festungsmauer entlang, von deren feuchtkalten Steinen uns Erfrischung in der sengenden Hitze entgegenhaucht, wandern wir durch dunkle Alleen — die Anlagen tragen, irre ich mich nicht, die Bezeichnung „der dunkle Garten" — zum Monument für die 1704 gefallenen russischen Krieger. Auf einer vorspringenden Eckfront des Walles steht es — schlicht und schön: auf hohem Granitsockel ein mächtiges schmiedeeisernes Kreuz mit einer Inschriftplatte. An der Stelle, wo es aufgerichtet ist, war es den Russen vom gegenüberliegenden Ufer der Narova aus gelungen, die erste Bresche in die Mauer zu schießen, und todesmutig stürmten Peters Regimenter, von den Schweden zu hunderten wieder in den Abgrund zurückgeworfen, in immer neuen Schaaren an, bis sie ihre Fahne siegreich auf die Wälle gepflanzt. Neben dem Monument, hart an der Mauer, ist ein schmucker Aussichtspavillon errichtet (S. die Abbildungen in den „Heimatstimmen I.", S. 21), von dem aus man die beiden Ruinen und den zwischen ihnen dahinschäumenden Fluß wie ein stereoskopisches Bild erblickt. Wir sahen

es im Glanze, einer von wolkenlosem Himmel herabstrahlenden Sonne.

Wie im vorigen Jahre, so bot uns auch in diesem Freund G. einen Überblick über die Geschichte unserer Heimat und beschloß seine Skizze mit einer Schilderung, der historischen Vorgänge an dieser Stätte. Wir sahen die Dänenburg am linken Ufer der Narova, wohl auf König Waldemar II. Befehl, i. J. 1223 erstehen und bald eine Ansiedelung zu ihren Füßen sich ausbreiten, die, durch königliche Privilegien begünstigt, sich rasch zu einer bedeutenden Handelsempore entfaltete. Mit dem Emporblühen der Stadt erwachte aber auch die Habgier und der Neid der umliegenden Völker. Dänemark konnte die Kolonie nicht mehr halten und mußte sie nach dem furchtbaren Estenaufstande im Jahre 1343 an den deutschen Orden verkaufen, dessen Herrschaft 211 Jahre dauerte. Eifersüchtig wachten Riga, Reval und Dorpat darüber, daß die, für den Handel mit Rußland so günstig gelegene Konkurrentin nicht emporkäme; immerwährende Grenzfehden störten den Frieden und bedrohten die Einwohner. Als dann im Jahre 1492 der moskowische Großfürst Iwan III. am rechten Narovaufer auf Pfeilschußweite von der alten Dänenburg sein zehntürmiges Schloß Iwangorod auf der Höhe des Jungfernberges erbaute, da war das Schicksal Narvas bald besiegelt. Im Jahre 1558 fiel es den Russen in die Hände, die seinen Handel auf Kosten Revals und Dorpats zu hoher Blüte brachten. Die Engländer errichteten in seinen Mauern eine Faktorei, und die meerbeherrschende Hansa erhielt freie Fahrt in ihren Hafen. Doch ein Zankapfel der Völker blieb es nach wie vor. Der „Hannibal" des Nordens, wie ihn der Chronist nennt, der schwedische Kriegsoberst Pontus de la Gardie eroberte es 1581 und unter Schwedens Szepter begann eine Ära 125jährigen Friedens, eine Epoche gedeihlicher Entwicklung und durch die Gunst der Monarchen geförderten Glanzes. Da brach der nordische Krieg aus. Narva wurde die Palme, um die Karl XII. von Schweden und Peter der Große rangen. Wohl schickte des nordischen Löwen kleines Heer die Russenscharen mit blutigen Köpfen von den Mauern Narvas in

die sarmatische Tiefebene zurück, doch die glänzende Waffentat des tollkühnen, aber unbesonnenen Helden vermochte die zähe Energie des Zaren nicht zu lähmen. Während Karl XII. durch Europa irrlichterierte, schmiedete Peter die Waffe, mit der er ihn am 9. August aufs Haupt schlug. Narva wurde sein und blieb seitdem eine russische Stadt. Der größte Teil seiner Einwohner — nur 300 Bürger durften zurückbleiben — wurde „en regard gegenwärtiger Konjunkturen", wie es beim Chronisten heißt, ins Innere Rußlands verpflanzt, und erst nach zehn Jahren erhielten alle Exulanten die Erlaubnis zur Heimkehr. Nur allmählich erholte sich die Stadt von den furchtbaren Schlägen des nordischen Krieges, zu früherer Blüte gelangte sie freilich nicht wieder. Die Nähe der 1703 gegründeten zweiten Residenz des Zarenreiches, St. Petersburg, entzog ihr nicht wenig an Lebenskraft trotz der Fürsorge, welche die Regierung der Kaiserin Katharina II. und des Kaisers Alexander I. ihr durch Verbesserung des Fahrwassers in der Narova zu Teil werden ließ. Seit diese Grenzwacht im äußersten Nordosten des Ordensgebiets am Ende des 18. Jahrhunderts hinsichtlich der Verwaltung dem Petersburger Gouvernement unterstellt worden ist, haben wir Balten uns immer mehr daran gewöhnt, die Geschicke Narvas als mit den unsrigen nicht mehr verknüpft anzusehen. Wir sind dieser Stadt innerlich entfremdet. Und doch braucht man nur ihren Boden zu betreten, um zu erfahren, daß ihr bestes Teil noch heute zu uns gehört. Noch sitzt hier eine, wenn auch kleine, so doch ehrenfeste deutsche Bürgerschaft, noch ist der Charakter des alten Narva ein evangelisch-protestantischer, noch ragen die ehrwürdigen Zeugen einer deutschen Vergangenheit hinein in die Gegenwart, dem Stadtbild das Gepräge germanischer Eigenart verleihend. Es darf uns mit Stolz erfüllen, daß selbst die widrigsten Geschicke die Kulturarbeit des Westens und den Geist des Protestantismus nicht gänzlich zu vernichten vermochten —, und darum war's gut, daß wir unsere Jugend in diesen Winkel unserer Heimat führten, um ihr zu zeigen, was zähe germanische Treue beim Zusammenbruch des Alten dennoch zu erhalten vermag. — Ich sagte: ehrwürdige Zeugen einer deutschen

Vergangenheit ragen in die Gegenwart hinein, — oder sind es nicht solche Zeugen, die altdeutschen hochgiebeligen Häuser mit ihren Türmchen, Erkern und Beischlägen, an denen wir vorüberschreiten, immer wieder stehen bleibend, um die oft wunderliche Ornamentik über ihren Türen und Torgewölben zu bewundern? Sind's nicht Zeugen: das Rathaus mit seinem wundervollen, schmiedeeisernen Treppengitter, den Deckengemälden, Bildern und alten, bis ins 13. Jahrhundert zurückreichenden Urkunden in seinem Innern; der Marktplatz, an dem außer dem Rathaus noch das nicht minder schöne und imposante Gebäude der 1698 erbauten Börse, das sogen. „Persianische Haus" und die Stadtwage stehen? (S. die Abbild. Heimatst. I, S. 289.) Sind sie nicht Zeugen, die schlanken Türme, die lutherischen Kirchen, die engen Straßen, die mächtigen Wälle, der wuchtige „lange Hermann"? Wahrlich, auf Schritt und Tritt grüßt uns der Geschichte entschleiertes Antlitz! —

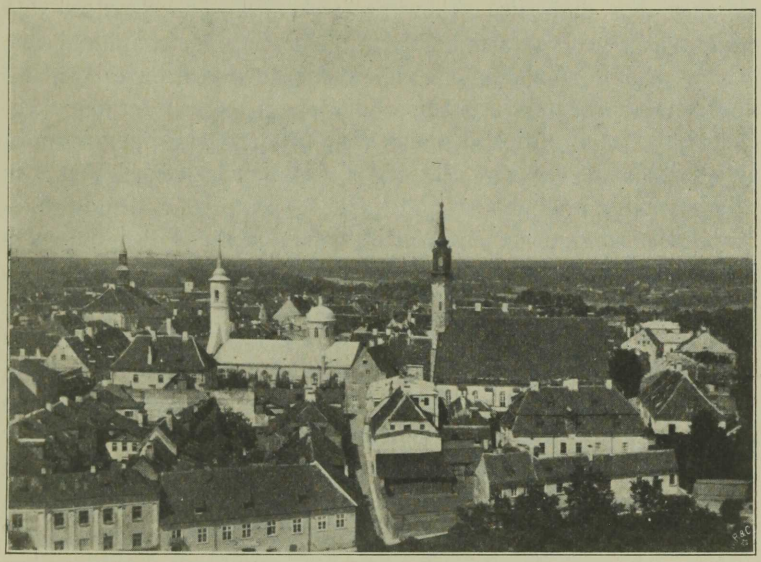
Nun sind wir durch den Torbogen der alten Dänenburg geschritten und stehen im weiten Torgewölbe, in dessen Düster der blaue Himmel hineinlacht. Ein militärischer Wachtposten, der uns das Betreten des mit Geröll und Gerümpel angefüllten inneren Schloßhofs pflichtgemäß verbietet, ruft die Erinnerung an die Zeit, wo Waffenruf und Sporenklirren durch diese Räume hallte, in uns wach. Der „lange Hermann" soll bestiegen werden. Nur in Trupps von zehn Personen darf's geschehen; die unten bleibenden ruhen sich derweil in der schattigen Kühle aus. Wie wohl tut es, nach den Gängen auf dem Steinpflaster, und zwar in glühender Hitze, nun auf den Balken, die an einer Schloßwand aufgeschichtet sind, ein Weilchen zu sitzen, unter der Direktion des einst dem berühmten „Estländer Sänger-Quartett" angehörenden Pastor Tannenberg, fröhliche Weisen zu singen, und den von ihm mit unverwüstlichem Humor erzählten launigen Geschichten aus seiner Studentenzeit zu lauschen! Unvergeßlich bleibt mir sein Bericht darüber, mit welch' bezaubernder Liebenswürdigkeit und verblüffender Etikettelosigkeit unser unvergeßlicher Generalgouverneur Fürst Suworow bei Gelegenheit eines Besuches, den er der Stadt Narva abstattete, die Huldigungen des Est-

länder Quartetts entgegennahm, mit den jungen Studiosi, ganz selbst wieder Jenenser Korpsbursch, am späten Abend und frühen Morgen die Freuden der Tafelrunde teilte, die Sänger unter Androhung härtester Strafen zu einem Tag längeren Verweilens als beabsichtigt in Narva veranlaßte und sie endlich, dankbar für die empfangenen Genüsse und frohen, sorgenlosen Stunden, reichversorgt mit fester und flüssiger Nahrung auf einem ihnen zur Verfügung gestellten Kronsdampfer nach Reval expedierte. Und das war ein Mann ernster Lebensanschauung, strenger Selbstzucht, treuer Pflichterfüllung, aber freilich kein — Bürokrat! So verstanden sich damals Regierung und studentische Jugend unserer alten alma mater, und heute — ach, es ist zum Weinen! — —

Es lohnte sich die 300 Treppenstufen — ich habe sie nicht gezählt und wälze die Verantwortung für die Richtigkeit der Angabe ganz auf unseren jungen Chronisten — im Dunkel des „Hermann" hinaufzutappen, denn oben eröffnete sich uns aus den vier Fenstern der Turmstube eine unvergleichlich schöne Aussicht auf den reißenden Strom, das weite blühende Gelände, die Altstadt mit ihrem Häusermeer, auf die Festung Iwangorod mit den sich an sie anschließenden Sloboden und auf die großartige Fabrikanlage bei Kränholm, an den Wasserfällen der Narova. Einer unserer Photographen bannte das Bild des alten Narva auf seine Platte.

Doch die gedeckten Tafeln in dem Gesellschaftshause „Harmonie" erwarteten uns — und wir sie. Pastor Tannenberg hatte für alles gesorgt, und an eine Erstattung der Auslagen auch nur zu denken, war uns in seiner Gegenwart ein für allemal verboten. „Da ist er schon wieder beim Essen!" — so höre ich einen Freund ausrufen, der meine vorigjährigen Schilderungen sonst überaus freundlich beurteilte, jedoch an dem in ermüdendem Rhythmus immer wiederkehrenden Bericht von unseren Tafelfreuden einigen Anstoß nahm. Aber ich wollte unsere Gesellschaft und mich nicht vorteilhafter darstellen, als wir waren, denn es schmeckte uns wirklich immer vortrefflich, und das Essen war uns in der Tat ein „heiliges Geschäft" wie es ein

Amtsbruder von mir, der uns auf der Tour bewirtete, nannte. Doch ich verspreche, diesmal eiliger über die tiefen Eindrücke, die die Mahlzeiten auf unseren ganzen Menschen machten, hinweg-



Narva. *Phot. von Armin Moritz.*

zugehen, um nicht berechtigtes ästhetisches Ärgernis zu bieten. Wer aber einmal vom Wandern hungrig und dann zu rechter Zeit satt geworden, der kann es mir nachfühlen, wie sehr es mich lockte, bei der Schilderung der Wanderschaft noch einmal einen Augenblick in ihren Oasen zu verweilen. Allen den lieben Hausfrauen, die uns so freundlich bewirtet, muß ich nun schon hier in Bausch und Bogen sagen: es war immer reichlich, schmeckte immer gut und blieb nie etwas nach; wenn der Dank dafür nicht am betreffenden Ort dieser Schilderungen steht, dann mögen die gastfreien Frauen nicht mir zürnen, sondern meinem kritischen Freunde, der am Ende doch Recht hatte. Also — zum Nachmittag!

Er führte uns zu den gewaltigen Fabrikanlagen an den tosenden Wasserfällen der Narova bei Joala. Ich will's nicht verhehlen, daß die Besichtigung eines großen Maschinenbetriebes in mir zunächst nicht die ungeteilte Freude an den Errungenschaften der modernen Industrie und den imponierenden Erfindungen des rastlosen Menschengeistes als Empfindung der Seele auslöst, sondern daß ich vielmehr ein tieftrauriges, bedrückendes, angstvolles Gefühl nicht los zu werden vermag. Die Maschine macht auf mich immer den Eindruck eines erbarmungslosen Moloch, der den Menschen das warme Blut aus den Adern saugt und sie in schattenhafte Wesen, in willenlose Marionetten verwandelt. Man mag's sentimentale Empfindsamkeit nennen, doch ich glaube, daß es nicht mir allein so geht. Ich bewundere die Organisation eines so gewaltigen Betriebes wie sie die Kränholmer Baumwollspinnerei als eine der größten Unternehmungen dieser Art aufweist, aber ein bitterer Grimm erfaßt mich, wenn ich wie hier, die Kinder der Arbeiterschaft sich zwischen den rasselnden Frachtwagen, auf heißem Asphaltpflaster umhertreiben oder auf schattenlosen Plätzen spielen sehe: ein armes, um die Poesie ihrer Jugend gebrachtes Kindergeschlecht. Und die Sklaven der Maschine in ihren, von ohrenbetäubendem Lärm erfüllten Arbeitssälen, bei der eintönigen, geisttötenden Beschäftigung in der meist schlechten, staubigen Luft —, wer wollte ihr Los beneiden, wer nicht Mitleid mit ihnen haben! Glauben wir noch an den unendlichen Wert der Menschenseele, dann darf die Arbeit an der Lösung des sozialen Problems nicht eher ruhen, als bis die Seele über die Maschine gesiegt hat. Das Heroische in dem Werk eines Gustav Werner in Reutlingen ist mir erst hier in Kränholm ganz aufgegangen. Freilich, seinem edelmütigen, von christlicher Nächstenliebe getragenen Wirken blieb der Erfolg versagt, — aber ungebrochen in seinem idealen Streben hat er seine Seele hinübergerettet ins Reich der Freiheit und der Liebe. Dem Einzelnen wird's wohl nie gelingen, das Problem zu lösen, die Gesamtheit muß ans Werk, um das Gute, das die moderne Industrie ohne Frage in sich birgt, zu behalten, aber die verderbliche Macht der Maschine

zu brechen. Daß wir diese Gedankenreihen unserer Jugend auf dem Gang zur Fabrik vermitteln durften, möge einen bleibenden, innern Gewinn für sie bilden! —

Imposant sind trotz des gewaltigen Verbrauchs von Wasserkraft durch den Fabrikbetrieb noch immer die Fälle der Narova, von denen der größere, aus einer Höhe von etwa 30 Fuß in breiter Wasserfläche, polternd und schäumend hinabstürzt. Haushoch schleudern die gurgelnden Strudel den weißen Gischt empor, grollend drängen sich die Wasser im steil abfallenden Flußbett weiter, zwängen sich unter der breiten Brücke, die die Fabrikanlagen zu beiden Seiten eines Armes der Narova verbinden, zischend und lärmend hindurch und kommen erst eine Werst weiter unten zur Beruhigung über die Störung in ihrem Lauf. Welchen überwältigenden Eindruck müssen diese Fälle erst auf ein empfängliches Menschengemüt gemacht haben, als sie in ungebrochener Kraft durch einen feierstillen Waldfrieden tosten und ihr millionenfaches Perlengeschmeide in die grünen Zweige der sie umstehenden Bäume hängten! Bei ihrer scheinbar alles mit sich fortreißenden Gewalt steigt aber doch noch ein anderes Gefühl in der Seele auf: die Bewunderung des schöpferischen Menschengeistes, der sie dennoch seinen Zwecken dienstbar zu machen wußte. „Du sollst herrschen" über die Natur —, dieses Schöpferwortes Erfüllung wird einem hier zum Bewußtsein gebracht. — Solche Gedanken bewegten G. und mich, als wir auf einem Fleckchen Rasen zwischen den Riesengebäuden der Fabrik, dicht am kleinen Fall hingestreckt lagen, und uns der feine Sprühregen des vom Winde verwehten Gischts die erhitzte Stirn kühlend netzte, während unsere Jugend mit L. und P. unter liebenswürdiger Führung von ein paar Herrn aus der Zahl der Fabrikbeamten den Rundgang durch das größte der Gebäude machte. Überwältigt von dem Eindruck des Gesehenen, aber auch ermüdet von der Besichtigung und dem betäubenden Gepolter der Maschinen, kehrte sie dann mit uns in die Stadt zurück. —

Einer jener wunderbar schönen, langen und lauen Sommerabende des Nordens vereinigte uns dann noch im blütenreichen

Garten des Herrn Gnifkowski mit den Freunden und Förderern unserer Wanderung, den Pastoren Tannenberg und Steinberg und dem Zeichenlehrer von Segebarth. Im Schoß der gastlichen, töchterreichen Familie verbrachten wir ein paar glückliche Stunden bei Gesang und Reden, bei traulichem Geplauder und übersprudelndem Humor. — — —

So endete der erste Tag. Doch bevor ich in der Schilderung unserer so überaus gelungenen, vom Wetter hervorragend begünstigten Tour fortfahre, muß ich hier einige Bemerkungen einschalten. Nicht in „Tagebuchblättern" wie im vorigen Jahr gedenke ich, diesmal unsere Eindrücke festzuhalten. „Wanderbilder" habe ich meine Schilderungen genannt. Es ist mit Absicht geschehen. Der herrliche estländische Strand, an dem wir zwölf Tage hinwanderten, bietet der Schönheiten so viele und der intimen Naturreize so mannigfache, daß es sich schon lohnte, sie im einzelnen zu beschreiben. Und doch möchte ich beim Gesamteindruck verweilen, weil die Abwechslung nicht so sehr in den verschiedenartigen Landschaftsbildern, wie auf der vorigjährigen Tour durchs Binnenland, zu suchen ist, sondern in den unerschöpflichen Reizen, die der Strand und das Meer durch die Beleuchtung bei wechselndem Wetter und zu verschiedenen Tageszeiten aufweist. Daß die Bilder durch unsere frohen Wandererlebnisse Farbe erhalten, soll mein Bemühen sein.

* * *

Der Strand von Hungerburg bis Sackhof.

Da habe ich dich wieder, du stolzes, du herrliches Meer! In jedem Frühling, wenn der Schnee von den Dächern schmilzt, und die lauen Lenzwinde ihre Schwingen lösen, sehne ich mich nach dir wie ein Kind nach der fernen Mutter. Dein ewiges Rauschen klang in meine Jugendträume hinein, und über deine unabsehbare Fläche sandte ich meiner Sehnsucht Boten in ein unbekanntes Land. Auf einem Eiland, das deine weichen Arme umschlingen, stand meine Wiege — ich kenne dich, du nimmerrastendes, „unaufreibbares" Meer. Wer dich liebt, dem enthüllst

du deine Geheimnisse und entschleierst du deine Schönheit. Auf deinen Höhen harft die Freiheit ihr Lied und in deinen Tiefen wohnt das Schweigen. Deine Fluten bergen Gesundheit und dein Atem haucht Erfrischung. Wenn der Wind in deiner Wiege eingeschlummert, legt sich ein sonniges Lächeln über deine geglätteten Züge, bis der Ruhelose sich aus deinem Schoße erhoben und sein Übermut dir die Stirne runzelt oder seine Leidenschaft dir dein Antlitz furcht. Wie tief ist das Empfinden deiner Seele! Der Freude helle Strahlen spielen auf deinem Angesicht, wenn der lichte Tag dich grüßt, und der Schwermut Schatten huschen über dich dahin, wenn die Wolken dir die Himmelskönigin verschleiern; du braust im Nebel deine Geheimnisse und tändelst mit der Sterne Silberglanz; du verstehst zu lieben und zu hassen, zu schmeicheln und zu grollen. Unergründlich wie die Ewigkeit ist dein Wunderwesen, du stolzes, du herrliches Meer! . . . .

Wir erreichten es bei dem Badeort Hungerburg. Der schmucke Dampfer „Ustj-Narowü", zu deutsch „Narovamündung", trug uns in angenehmer, einstündiger Fahrt auf dem immer breiter sich dahinwälzenden Strom zum Ziel. An satten Wiesen und bewaldeten Inseln glitten wir sanft vorüber. Die frohe Laune wurde noch gehoben durch die mit uns fahrenden frischen Damen, welche uns den Abend in Narva verschönt hatten. Um 10 Uhr morgens landeten wir, und nachdem wir uns des Gepäckes im Hungerburger „Hotel de France" entledigt hatten, eilten wir dem Meere zu. Ruhig atmend lag es im Glanz der Sonne vor uns; nur einige, ans sandige Ufer geworfene Schiffstrümmer und Wracks von Böten gemahnten uns daran, daß es, vom Sturme gepeitscht, die einlaufenden Schiffe an die Klippen schleudern und auf die Untiefen werfen kann, vor denen das Feuer des Hungerburger Leuchturms sie bei bösem Wetter vergeblich warnt. Unser Begleiter, Herr Alexander Peters, der seinem meerbefahrenen, heimgegangenen Vater im gefahrvollen Amte eines Lotsenkapitäns gefolgt war, machte uns in liebenswürdiger Weise mit den Vorrichtungen bekannt, die zur Rettung Schiffbrüchiger auf der schmucken Station getroffen

worden sind. Er ließ das große Rettungsboot aus dem Schuppen ziehen und die Mannschaft in voller Ausrüstung und mit allem Zubehör „Klar zur Ausfahrt" antreten. Die wettergebräunten, charaktervollen Gesichter der Lotsen und der Bemannung zeugten davon, daß wir hier in so mancher Gefahr erprobte, mutige Leute vor uns hatten. Das schön gebaute, schlanke Boot mit der Bemannung darin, die Korkgürtel umgeschnallt, die Riemen eingelegt, die Lotsen am Steuer, alles zu gefahrvoller, stürmischer Rettungsfahrt bereit und nur auf das Kommando des Kapitäns zum Abstoßen wartend, — es war ein kraftvolles, vertrauenerweckendes Bild. Da das Wasser im Fluß zurückgetreten war, konnte das Boot leider nicht, ohne daß es größere Arbeit beansprucht hätte, in sein nasses Element gestoßen, sondern mußte uns auf der Rollenschiene, auf der es aus dem Schuppen befördert wird, vorgeführt werden. Aber auch so lachte dem Manne von der „Waterkant", wie ich es bin, beim Anblick das Herz im Leibe.

Nach einem erfrischenden Bade, das die Mehrzahl der Jungen nahm, und dem ich auf meines Doktors strenges Geheiß leider fern bleiben mußte, wurden wir von Herrn Peters noch in sein gemütliches, schmuckes Schifferheim geführt. Die Konstruktion einer sogen. Rettungsrakete wurde uns demonstriert, und der Gebrauch des die Wände dekorierenden Rettungsgeräts erklärt. Auf mich macht ein solches Schifferheim mit seinen, von der Decke herabhängenden Schiffsmodellen, den aus verschiedenen Zonen zusammengeholten Schmuckgegenständen, Nippes u. s. w., der schlichten, aber immer behaglichen Einrichtung jedesmal einen eigentümlich anheimelnden Eindruck. Mag sein, daß dabei traute Jugenderinnerungen wachgerufen werden — habe ich doch als Knabe oft in Schiffer- und Fischerwohnungen meiner Heimat auf Ösel geweilt — aber ich empfinde hier besonders stark, daß die Wohnung den Charakter der Bewohner wiederspiegelt. Einen Zug des kraftvoll-männlichen, des treuherzig-biederen, des welterfahren-gebildeten, des selbstbewußten, des unabhängigen, und friedevollen tragen diese Wohnungen des seefahrenden Volkes an sich. —

Der Badeort Hungerburg ist entschieden der vornehmste am ganzen estländischen Strande. Umgeben von schönem, trockenen

Nadelwald liegen die zum Teil pompösen Villen inmitten prachtvoller Gartenanlagen. Sorgsam gepflegte Parks, große Spielplätze, ein stattliches Gesellschaftshaus, gut eingerichtete und geleitete Wasserheilanstalten, die schöne natürliche Strandpromenade — das alles macht diesen Ort zu einem Sommereldorado für die großstadtmüde, reiche Petersburger Gesellschaft, die doch wieder nicht auf Komfort, Vergnügung und Flirt verzichten möchte. Man kann es kaum glauben, daß vor ein paar Jahrzehnten noch der ganze Ort eine öde Sandfläche war.



Das Hungerburger Rettungsboot. *Phot. v. Ed. Krüger.*

Die Abschiedsstunde von unserm lieben alten Pastor Tannenberg schlägt. Wie sehr sind wir ihm zu Dank verpflichtet! Nicht nur hatte er alles für die Besichtigung Narvas und Hungerburgs vorbereitet, nein, er hatte sich für die anderthalb Tage uns ganz mit seinem jugendwarmen Empfinden, seiner rüstigen Wanderlust, seinem sprudelnden Humor gewidmet, uns durch seine Gegenwart belebt und erfrischt. Mit liebevoller Bewun-

derung schaut unsere Jugend zur hohen Greisengestalt empor — sie fühlt es unmittelbar, daß sie von diesem Manne verstanden wird. Darum braust denn auch das Hoch auf ihn am Mittagstisch im Hotel de France mächtig durch den Speisesaal.

Über den kleinen und schlichten Badeort Schmetzki wandern wir durch einen Wald dem Meere zu. Die Führung hat ein Dorpatenser, Herr Konsulent Armin Lieven, übernommen — er marienbadert in Hungerburg, d. h. trinkt ein Wasser und muß „laufen", wie man draußen sagt, also wird er sich in der Gegend doch auskennen. In Vater L. steigt nichtsdestoweniger der Argwohn gegen den Lokalpatrioten auf, der natürlich wieder einmal nicht den kürzesten Weg finden kann, sondern uns auf jeden Maulwurfshügel als schönen Aussichtspunkt führen möchte. Und richtig! durch seinen „lokalpatriotischen Haken" — so heißt's bei uns im Wandervögel-Rothwelsch — verschuldet er's, freilich mit ahnungsloser Seele, daß wir ungefähr zwei Werst unterhalb Hungerburg aus dem Walde ans Meer treten und die, mit einem Teil der Wanderbrüder, besprochene Verabschiedung von unseren liebenswürdigen Reisebegleiterinnen verpassen. Das ist gewiß ärgerlich, „äwers dat helpt nu nich" — eine Karte mit tausend Entschuldigungen muß den warmen Händedruck ersetzen; der „Herzbrecher" — ein junger Damenfreund in unserer Mitte führt diesen Namen — ist wie gebrochen. —

Wie marschiert sich's schön und leicht auf dem festen Ufersande in der klaren, staubfreien Meeresluft! Der Glint, wie man die steile, oft senkrecht abfallende Felswand am estländischen Strande nennt, tritt zwischen Hungerburg und Merrekülll ins Land zurück, während vor uns am westlichen Horizont die von steilen, bewaldeten Felsen umsäumten Meeresbuchten blauen. Der heiße Tag hat über die Wasserfläche einen leichten Dunstnebel gewoben; langsam und lang daherrollend verlieren sich die Wellen im Sande des Ufers. Bald ist der Badeort Merrekülll erreicht, liegt er doch nur 6 Werst von Hungerburg entfernt. Wir steigen die leichte Anhöhe zum Walde hinan und befinden uns auf der breiten, von hohen Fichten und Kiefern umstandenen Hauptstraße des Villenortes. Singend marschieren wir an den

anmutigen, anspruchslosen Sommerhäusern vorüber, nach Herrn Baron Tiesenhausen und Baron Korff-Waiwara ausspähend, die uns hier zu empfangen freundlich in Aussicht gestellt hatten. Da kommt uns auch schon die hohe Gestalt des ersteren in militärischer Uniform entgegen. Es geht wieder zum Strande hinab, wo wir uns mit der Familie unseres Führers und seines auch in Merrekülll weilenden Bruders vereinigen, um uns zum Kurhause, das fast direkt am Strande liegt, zu begeben. Immer näher rücken die Höhen des Glintes ans Meeresufer heran. Sie sind mit einem dichten und wilden Walde bestanden. Unter die Kiefern und Fichten mengen sich Erlen, Birken und anderes Laubholz; der Waldboden ist mit einer üppigen Grasvegetation bedeckt. Vereinzelt türmen sich hier bereits gewaltige Granitblöcke, der charakteristische Saumschmuck des estländischen Meeresufers, am Strande auf. Unser Kornettkünstler erklettert einen solchen Riesen und bläst einige Lieder hinaus in die leise rauschende Brandung. —

Das stattliche Kurhaus hat am Fuße des bewaldeten Glints und im Angesicht des Meeres eine wundervoll idyllische Lage. Von seiner großen Veranda aus erblickt das Auge rechts die sanfte Linienführung der Hungerburger Bucht mit dem weißschimmernden Leuchtturm als Abschluß, vor sich die blaugrünen Fluten des Meeres, auf dem hier und da ein weißes Segel blinkt und über das eine einsame Möve ihre graziösen Kreise zieht, links die steil abfallenden, kahlen Klemensfelsen und in weiter Ferne sich verlierend, den dunklen Waldessaum der zahlreichen fjordartigen Meereseinschnitte in die felsige Küste. Hinter den im Winde rauschenden hohen Bäumen, aus deren Zweigen munteres Vogelgezwitscher zu uns herüberklingt, liegt der reizende Badeort, durch den wir eben geschritten. Er ist wohl der größte und auch beliebteste an der estländischen Küste. Die etwa 100 Villen gehören zum größten Teil dem Besitzer von Merrekülll, Baron Tiesenhausen. Reich an schönen Spaziergängen, reizvollen Aussichtspunkten, wildromantischen Wald- und Felspartien ist er der Sammelpunkt der besten, vornehmlich deutschen Petersburger Gesellschaft. Die Besitzer dieses anheimelnden Fleckchens Erde haben es verstanden, den ländlichen Charakter des Ortes,

trotz der Einrichtung aller Bequemlichkeiten für ein verwöhntes Badepublikum, zu erhalten.

Es war eine schöne Kaffeestunde unter dem grünen Blätterdach der Strandriesen, inmitten der gastfreien Familie, umgeben von einer bunten Badegesellschaft, die an Tischen umher und auf der Veranda des Kurhauses Platz genommen hatte, bei den frischen Weisen einer kleinen guten Strandkapelle, mit deren Darbietungen die feinen Kornetsoli unseres „Podrettmusikers" und unser kraftvoller Kantus abwechselten. Wir hatten diesmal unter unserer jungen Schar einige sehr gute Stimmen und besonders einen schmelzenden lyrischen Tenor, so daß auch die markige Melodie des begeisterten Mickwitzschen Heimatliedes in vollen Akkorden ins Weite schallte und sichtlich alle Anwesenden packte, zumal wir uns zum Gesang, ohne direkte Aufforderung, nur von der Situation impulsiv dazu gedrängt, erhoben und die Häupter entblößten. Solche Momente patriotischer Begeisterung und warmherziger Heimatliebe soll man nicht überlegen belächeln — man soll sie dankbar durchleben, zumal inmitten einer frischen, männlichen Jugend.

Unterdessen hatte uns Baron Korff-Waiwara nach langem Suchen gefunden, und begleitet von ihm und unseren Wirten klommen wir den steilen Aufstieg zum großartigen Klemensfelsen hinan. Direkt von seiner Sohle aus ist er gar nicht zu ersteigen, man muß sein breites Plateau auf einem Umwege, der dicht am hohen Ufer entlang führt, betreten. Blickt man vom Strande aus zu ihm empor, so hat man eine typische Felswand des estländischen Glints vor sich. Ich bin zu wenig Geologe, um über die Formation des letzteren sachgemäße Auskunft zu geben und zitiere darum hier einige darüber orientierende Sätze aus Dr. Gustav Sodoffskys interessanter Broschüre „Von Estlands Meeresgestaden*)". Es heißt dort (S. 8): „Über blauem Ton sieht man im Profile des Glintes vielfach Ungulitensandstein von dunkelbraunroter Färbung und von oft mindestens 100 Fuß Stärke, worauf dann Alaunschiefer, Grünsand, Chloritkalk und etwa 40 Fuß mächtiger Vaginaten-

*) Erschienen Reval, Verlag von Franz Kluge, 1904.

kalk folgen. Eingesprengt kommen in Estland auch Bleiglanzstücke, Raseneisen, Toneisenstein und Schwefelkies vor. Wenn im Glint, der einen fast unerschöpflichen Steinbruch bildet, gebrochen wird, findet man in den gewonnenen Steinen vielfach fossile Überreste früherer Organismen . . . . . Die Gelände gehören meist dem untersiluriſchen System an, wie ich aus einer von Grewingk angefertigten Karte sehe. Nach Angabe von Grewingk (1855) findet man im untersiluriſchen Gebiete von Estland z. B. bei Narva, Reval, Baltiſchport und Waiwara" seltene Versteinerungen.

Aber ganz abgesehen von dem geologiſch interessanten Profil des Glints, welch großartige Naturschönheit stellt er dar! Diese Vereinigung von Wald, Felsen und Moor, wie sie sich am estländiſchen Strande findet, ist wohl einzig in ihrer Art. Sie gestaltet in ihrer Gruppierung die überraschendsten, verschiedenartigsten Naturbilder: bald wild-romantiſche, dann wieder lieblich-idylliſche. Der Felsen tritt entweder schroff abfallend, ja durch Abbröckelungen an vielen Stellen über die eigne Talsohle herüberragend, bis an die Meeresflut heran, so daß ein Wandern im Steingeröll unten am Ufer kaum möglich ist — so z. B. zwiſchen Merrekülll und Monplaiſir, Peuthof und Sackhof — oder zwiſchen den sanfter abfallenden Glint und den Meeresspiegel hat sich ein bald schmäleres bald breiteres, fruchtbares Vorland gelagert, über dessen schwankende Baumwipfel man wie über ein grünes Rieſenbeet hinweg zum fernen Meere sieht. Einen wie trotzigen und düsteren Eindruck macht der zerklüftete, weiß-graue, oder braun-rote Felsen, wenn er unbewachsen in die Höhe ragt. Schon von weitem erblickt der Wanderer, der unten am Ufer dahingeht, seine sich vom blau-grünen Wasser grotesk, gigantiſch abhebenden Konturen. „Nimmermüde schleift an den Felsblöcken und Steinen das meist mehr oder weniger bewegte Wasser des Meeres. Kälte, Hitze, Näſſe, Pflanzenwurzeln bearbeiten die Oberfläche des Glints. In bedeutendem Maße arbeitet an seiner Zerstörung das atmosphäriſche Wasser: es dringt in die Klüfte des Gesteines, gefriert und sprengt dadurch die Felsen." Immer tiefer bohren sich Wasserfälle in sie hinein. Aus tausend Adern

quillts an einigen Stellen in kleinen Rinnsalen aus ihnen hervor, oder stürzt in wasserreichen Jahreszeiten schäumend und brausend in Kaskaden über die „starrenden Klippen, die wild und mit genialem Geschick durcheinander geworfenen Felsentrümmer" hinweg, dem Meere zu. Am ganzen Ufer zerstreut, bis weit ins Meer hinein liegen in den verschiedensten, oft wunderlichsten Formen, unzählbare erratische Blöcke, kleinere und größere Steine, an denen sich das Wasser beim Sturm schäumend bricht, die es bei stillem Wetter plätschernd umspielt.

Und dann die üppige, oft geradezu tropische Vegetation an einigen Partien des Glints, so z. B. auf der Strecke von Udrias bis Monplaisir, bei Rauktfer, zwischen Ontika und Sackhof! Die verschiedensten Baumarten trifft man hier an: neben dem Nadelholz Birken, Ellern, Espen, Sohlweiden, Ebereschen, Ahorn, Faulbeerbäume, Ulmen und Eichen. Welche mannigfaltige Flora! Nirgends habe ich Farrenkräuter von so riesigen Dimensionen und in so verschiedenen Arten bewundern können wie z. B. in der Schlucht, die zu den Rauktferschen Strandhäusern führt, oder in Ontika. Die seltensten Blütenpflanzen, Russow nennt unter anderen die rote Taubnessel und die Mondviole, bedecken den Boden; die mannigfaltigsten Sträucher bilden oft förmliche kleine Wildnisse; die Schluchten sind dazwischen ein einziges grünes Gewirr von tausenderlei Gräsern, Farrenkräutern, Nesseln, oder tragen den Charakter eines regulären Urwaldes, durch den man sich nur mit Hacke und Beil durcharbeiten könnte. Genug — für den Botaniker winkt hier ein förmliches Paradies, unberührt von Menschenhand.

Doch kehren wir zum Klemensfelsen zurück. Schon hier werden wir gewarnt, nicht bis an den Rand des trügerisch mit schwellendem Rasen bewachsenen Felsens zu treten, da es schon vorgekommen, daß durch die Belastung ein Stück des, durch die atmosphärischen Niederschläge unterwaschenen, geborstenen Glints losgebröckelt und tief zu Tale gestürzt ist. Oft sehen wir auf unserem Marsche breite Risse im Felsenboden, die den Wanderer vor dem Betreten des dem Meere zugelagerten Felsenteiles warnen, aber es muß manches harte Wort gesprochen werden,

um unsere Jungen zur Vorsicht zu mahnen, die immer wieder außer Acht gelassen wird.

Ein langer Blick vom schönen Klemensfelsen hinüber nach Hungerburg und auf das Kurhaus zu unseren Füßen, und hinaus auf das dunstige, in der Nachmittagsglut träge daliegende Meer — und wir eilen, nunmehr mit Baron Korff allein, weiter. Ein bequemer, schattiger Fußweg führt uns zunächst Udrias zu. Wir bleiben dabei auf der Höhe des Glints. Ein dichtes Blätterdach schlägt über unsern Häuptern zusammen; zu unserer Rechten sehen wir hier und da tief drunten das Meer durch das Laub schimmern. Wir halten vor der schönen, in maurischem Styl erbauten Villa Udrias, des Herrn Kaufmann Kotsohnen. Der Blick von der prachtvollen Terrasse ist unbeschreiblich lieblich. Sanft senkt sich der dunkle Wald zum Meere herab, durch seine starke Biegung eine reizende kleine Bucht bildend, an der sich eine geschmackvoll angelegte Landungsstelle befindet; vor uns breitet sich ein grünes Tal mit einzelnen, von seinem Grunde sich scharf abhebenden, hohen Bäumen aus — ich halte die Hand vor das linke Auge und das Natursegment, das ich da erblicke, ist von südlicher Schönheit. So ungefähr denke ich mir einen italienischen Golf, mit pinienbestandenem Ufer. Und nun der Garten der Villa mit den verschiedensten tropischen Pflanzen, der Park mit den sieben Aussichtspunkten, die wilde Schlucht, mit dem Kräuter- und Sträuchergewirr und dem zwischen ihm dahinrauschenden Sturzbach — auf dem einen kleinen Fleck Erde die überraschendste Abwechslung, das bunteste Mancherlei — vielleicht nur etwas zu viel Kunst in der überwältigend schönen Natur!

Gestärkt durch die gastliche Bewirtung — was wir bei der ungewöhnlichen Hitze während unserer ganzen Tour an Flüssigkeiten verschiedenster Art, vom Weine herab bis zum silberklaren Quellwasser alles zusammengetrunken haben, das läßt sich nur mit Kübeln messen — setzen wir die Wanderung fort. Bald grüßen uns die Villen von Monplaisir in schlichter Umrahmung des Waldes. An „Ungula" gehts vorbei und bei „Liebenstein" müssen wir wieder einen Augenblick verweilen. Wir

tun es gern, ist es doch die einstige Besitzung unseres unvergeßlichen Professors D. Alexander v. Oettingen, der mit seinem Bruder, Professor D. Arthur v. Oettingen zusammen, nicht nur der Pfadfinder, sondern in gewissem Sinn der Schöpfer der reizenden Villenkolonie Monplaisir ist, oder richtiger war, denn mittlerweile hat ihn der Tod uns entrissen. Die Fama sagt, daß die beiden Brüder, um in dieser Naturwildnis überhaupt einen Situationsplan entwerfen zu können, in einiger Entfernung von einander auf zwei hohe Bäume kletterten, und von diesem Lugaus bestimmten: hier baust du dir und hier ich eine Hütte. Und wahrlich, gut ist es hier sein! In schützendem Waldesdickicht — die geschilderte Glintvegetation zeigt sich hier von ihrer üppigsten Seite — fern von der öffentlichen Verkehrsader, liegen die Villen ungefähr 100 Fuß über dem Meeresspiegel, in traumverlorener Einsamkeit da. Das würzige Waldesarom mischt sich mit der kräftigen Salzluft. Den rauhen Nord- und Ostwinden wehrt ein weites, bewaldetes Vorland, das aber den Ausblick aufs Meer nicht behindert. Wie muß es hier schön sein zu allen Stunden, in allen Jahreszeiten! Wenn vom Choral der gefiederten Sänger begrüßt die Sonne aus dem Meere steigt, ihr Strahlendiadem auf dem Haupte, oder wenn sie rotglühend ins Wasser sinkt, als Abschiedsgruß ihre vielfarbigen Lichtergarben über den Himmel und die blaue Flut streuend; oder wenn vom dunklen Himmel die Blitze zucken, der Donner durch den Waldesdom rollt und seine dumpfen Töne an den Felswänden sich brechen, in der Ferne verhallend; wenn der Sturm in die Saiten der gewaltigen Meeresharfe greift und heulend übers Land braust, die weißen Reiter über die weite Wasserfläche jagen, vom kreischenden Schrei der Möven begleitet; wenn die Nacht ihre schwarzen Schwingen über Fels und Meer und Wald ausbreitet, die Natur schlummert und nur der Mond und die Sterne wachen, ihr leuchtendes Antlitz im Spiegel des Meeres beschauend — wie muß es schön sein! — und wie muß der feinsinnige Naturfreund, unser Alexander v. Oettingen, das alles tief empfunden haben, als er sich hier anbaute, den schattigen, weit über Monplaisir hinausführenden

Waldweg anlegte und einen lieben Dorpatenser nach dem andern hierher zog, in die Nähe seines Jungbrunnens, der ihm die Erfrischung bot, so daß er dann wieder in seiner weitgreifenden Wirksamkeit andere erfrischen konnte mit sprudelnden Geist und zündendem Wort! Im Besitz der geschmackvollen Villa ist ihm sein Freund und Kollege Professor emer. Dr. Körber gefolgt, der uns mit seiner Familie so freundlich bewillkommnete.

Unvergeßlich werden uns „Wandervögeln" die Abend- und Morgenstunden auf Schloß Waiwara bleiben. Die edle, herzliche Gastfreundlichkeit im vornehm eingerichteten Heim des Herrn Baron Korff, der warme baltisch-patriotische Ton, der durch alle Gespräche und Reden hindurchklang, das feine Verständnis für die erzieherische und bildende Bedeutung unserer Wanderung — sie haben einen nachhaltigen Eindruck auf Alt und Jung in unserer Schar gemacht. Wir lernten einen baltischen Edelhof in des Wortes bester Bedeutung kennen und lieben. Und dann die liebliche Natur, in deren Schoß das imposante Schloß gebettet ist! Auf einem der drei schön bewaldeten „Blauen Berge" (ca. 288 Fuß hoch) erheben sich seine stolzen Zinnen. Aus dem großen Spiegelglasfenster im Schreibzimmer des Hausherrn eröffnet sich eine weite Aussicht über den Glint, auf das ungefähr zwei Werst entfernte Meer mit seinen Buchten. Nahe bei einander liegen, von grünen Wiesen und wogenden Feldern umsäumt, die drei kegelförmigen Bergkuppen da, von wohlgepflegten, oft mit einem Aufwand von viel Arbeit angelegten Spazierwegen netzartig durchzogen. Überall fordern Bänke zum Ausruhen unter den vielhundertjährigen Eichen und Rüstern auf. Bei einer Bank, auf dem mittleren der drei Berge, gruppierten wir uns mit dem Hausherrn und seinen frischen Kindern zu einer photographischen Aufnahme (siehe das Vollbild); daß es uns noch einmal dazu drängte, unsere Gruppe vor den Toren des gastlichen Schlosses, wo wir auch die liebenswürdige Hausfrau in unserer Mitte haben durften, der photographischen Platte anzuvertrauen, zeugt davon, wie rasch wir warme Beziehungen zu dem edlen Hause gefunden hatten (siehe Einschaltbild nebenbei).

Das auf Seite 373 erwähnte Vollbild (Gruppenbild) ist durch ein Versehen bei Seite 273 eingeheftet worden.

Noch nach einer anderen Seite hin war der Aufenhalt in Waiwara für uns alle von Bedeutung: wir lernten unter der unermüdlichen Führung Baron Korffs eine Musterwirtschaft in großem Styl kennen. Alles wurde besichtigt: die Viehställe und Remisen, die Meierei mit dem Windmotorbetrieb und das Treibhaus mit dem sinnig konstruierten Wärmofen — und dazu erhielten wir kurze und klare Erklärungen über jeden einzelnen Zweig landwirtschaftlicher Produktion. Nirgends aber drängt sich die prosaische Wirtschaft störend hinein in das liebliche Bild



Gruppe vor Schloss Waiwara. *Phot. v. Ed. Krügcr.*

der Schloßumgebung. Überallhin führen schattige Alleen und abseits vom Lärm des Alltags liegt im Schmuck seiner Blumengärten und Parks das Herrenhaus, als Mittelpunkt des ganzen schönen Besitzes. Aufs glücklichste ist auf diesem Rittergute die Verbindung des Praktischen mit dem Ästhetischen gelungen — der Eindruck des Harmonischen ist es, den dieser Edelhof und

seine Besitzer bei jedem Gast hinterlassen. Es ward uns schwer, von der schönen Stätte und den lieben Menschen zu scheiden, und jeder von uns wird beim Abschiedsgruß „auf Wiedersehn!", der uns freundlich nachgerufen wurde, als wir singend abmarschierten, seufzend bei sich gedacht haben: „wenn's uns nur bald vergönnt würde!" — —

Wie uns Baron Korff von Merrekül auf sein Gut geführt hatte, so begleitete er uns auch aus ihm hinaus. Unter ortskundiger Führung sehen wir so die schönsten Glint- und Uferpartien bis zu unserem Mittagsziel, dem Badeort Sillamäggi. In genußreicher Abwechslung wandern wir bald den schattigen, über knorrige Baumwurzeln führenden sogenannten „Philosophen- oder Professorenweg" (von Prof. Alexander von Oettingen angelegt), bald steigen wir vom Glint zu saftigen Uferwiesen und zum steinübersäeten Strande hinab, dann wieder führen uns Fußpfade am Feldesrain dahin. Die schönsten Aussichtspunkte, die zum Teil ihre Namen, so z. B. „das Bild", führen, werden uns gezeigt; an einem rasten wir und beschließen ihm den Namen „Baltenruh" zu geben. Nach strammem Marsch ist zur Mittagszeit das Sillamägische Kurhaus erreicht. Hart an der breiten, durch den ganzen Badeort führenden Landstraße hat es seinen Platz gefunden. Noch ist das Mittagsessen nicht bereitet und wir haben Zeit, uns etwas zu erholen. Jedermann sucht Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen und ein Plätzchen, um seinen wandermüden Gliedern ein Weilchen Ruhe zu gönnen. Da der kleine Vorgarten des Kurhauses zu wenig Schatten für unsere große Gesellschaft bietet, muß der schmale, dunkle Streifen, den die Gartenmauer und das Gebäude wirft, ausgenutzt werden. In langer Reihe legen sich die Wandergenossen mit erhobenen Beinen, die Stiefelsohlen gegen einander gestemmt — so erholen sich die Füße am besten — auf die Erde; auf eine Schonung der Toilette braucht nicht Bedacht genommen zu werden, aber auch das kann uns einerlei sein, was die Vorübergehenden denken, die wohl kopfschüttelnd gemeint haben mögen, wir seien nicht recht bei Trost. Dann werden auf der geräumigen Glasveranda des Kurhauses die Zeitungen

mit ihren, sich von Tag zu Tag mehrenden, trüben Nachrichten über die Vorgänge in Kurland und Südlivland gelesen, und nach einem kräftigenden Mahl geht's weiter. Zuvor aber gilt's Abschied zu nehmen von unserem liebenswürdigen Begleiter. Wahrlich, das war ein „Lokalpatriot" selbst nach dem, in dieser Hinsicht schwer zu befriedigenden Herzen Vater L.'s! Und ein rüstiger Wandersmann war's auch, der mit seinem frischen, fröhlichen Sinn so ganz in unsere Mitte paßte. — — —

Auf unserem Weitermarsch halten wir uns bis Peuthof unten am Ufer, während weiter ins Land zurück zu unserer Linken sich der Glint erhebt. Der Strand ist hier teils mit Steinen bedeckt, teils sandig. Uns begleitet eine Strecke weit „der von schönem, dichtem, oft mit üppigem Hopfen wie von Künstlerhänden umwundenen Laubholze eingefaßte Sötkejöggische Fluß, der schon manchmal Malern zu Studien gedient hat und dem etwas entschieden Eigenartiges anhaftet." Bei Peuthof erreicht der Glint seine bedeutendste Höhe (über 200 Fuß). Er tritt hier wieder dicht ans Meer hinan. Riesige Steinplatten sind im Laufe der Jahrhunderte von der ragenden Felswand abgesplittert und lagern nun, wild aufeinander geschichtet und von kleinem Steingeröll mehrere Fuß hoch überschüttet, am Ufer, mit ihren Versteinerungen eine wahre Fundgrube für den Geologen. Fast in jedem Stück findet man reizende, durch scharfe Umrisse markierte fossile Überreste. Dabei schäumt das Meer in diese Steinwildnis hinein und ragt der Glint, eine schroffe Felskante bildend, weit in die blaue Flut hinaus — es ist ein großartig romantisches Naturbild! —

Wieder sollen es nach unserer Chronisten-Zählung über 300 Erdstufen gewesen sein, die wir in Peuthof hinaufklommen. Es war eine tüchtige Anstrengung, die steile Höhe zu erreichen, aber dafür der Rundblick vom Grenzwächterhause, das hart an der Felswand steht, von einzigartigem Zauber. Im Osten die waldumkränzten Buchten bis Hungerburg hin, und im Westen die scharfe Linie des Glint, dessen Silhouette sich plastisch vom Meeresspiegel abhebt; im Südosten die blauen Berge von Waiwara, aus deren Grün uns noch die wimpelgeschmückte höchste

Zinne des Schlosses zum letzten Male grüßt; hinter uns ein weites Ackerfeld mit dem weißgetünchten, kleinen Wohnhaus des Narvaschen Kirchengutes Peut als Abschluß, und vor uns, nein 200 Fuß tief unter uns das rauschende Meer, das Ganze getaucht in die milden Strahlen einer Spätnachmittagssonne — hier hätten wir um diese Stunde gerne einen Maler gehabt, dessen Pinsel freilich doch nur einen schwachen Abglanz, einen kleinen Ausschnitt von dem, was unser Auge erschaute, auf die Leinwand hätte zaubern können . . . . .

Bis Rauſtfer, unserem nächsten Ziel, waren es immerhin noch 8—10 Werst; schon hatten wir über 20 zurückgelegt. Und nun das Wandern auf einer harten, wenig reizvollen Landstraße: die Füße brennen, der Schweiß rinnt in Strömen von der Stirn, einzelne werden von Leiden gedrückt, die das Gehen behindern und die selbst unser Tausendkünstler P. mit den Mitteln aus seiner Apotheke nicht mit der Hand wegwischen kann, „wie weit ist es noch, — wann kommen wir an" sind so ziemlich die einzigen Fragen noch, die den müden Geist interessieren. Der Scherz und Humor kann kaum mehr über den Mißmut Herr werden. Wohl geht die Sonne goldig zur Rüste im aufstrahlenden Meer, aber unsere Genußfähigkeit ist am Ende; das drunten in der Talsenkung liegende, weiße zweistöckige Haus — das wird wohl Rauſtfer sein, da, auf dem Beigute von Etz, hat Frau Baronin Roſen uns freundlichst versprochen, den Tisch zu decken und das Lager bereiten zu lassen. Nur immer tapfer vorwärts . . . es ist nicht mehr weit . . . „hier ist ein kürzerer Weg" . . . werdet ihr wohl Ordre parieren, da müssen wir gehen": endlich, endlich angelangt, aber — am falschen Ort! Wohl ist es das Beigut Rauſtfer, aber nicht hier in der reizlosen Gegend sollen wir unser Quartier finden, sondern zwei Werst unterhalb in den Strandhäusern am Meere, die, durch den Wald verdeckt, von dem Wege, den wir passiert hatten, nur eine halbe Werst nach rechts liegen. Das war eine ehrliche Enttäuschung, die sich auf den erhitzten, braungebrannten Gesichtern malte! Doch nur einen Augenblick, dann hatte das Komische der Situation gesiegt. Den Wagen, welchen der Herr

Verwalter uns anbot, wiesen selbst die Maroden verächtlich zurück, und mit zusammengerafften Kräften gings zu den Strandhäusern hinab.

Für die nicht geringe Anstrengung eines Marsches von 32 Werst an einem abnorm heißen Tage wurden wir überreich belohnt. Im erleuchteten großen Sommerhause fanden wir die Tafeln gedeckt, und die Frau Wirtin aus Ez und der Ganymed taten ihr Bestes, um unseren Löwenhunger zu stillen. Kurz vor der mitternächtigen Stunde pilgerten wir wohlbefriedigt unserem Nachtquartier zu. Es befand sich etwa eine halbe Werst vom Sommerhause, das im schönsten Hochwalde liegt, direkt am Strande. Wie entzückend der Weg dorthin! Eine dunkle, dichte Fichtenallee, die durch die Schatten der Sommernacht noch düsterer erscheint, führt zu einer tiefen, in tropischer Üppigkeit wild verwachsenen Schlucht. Es ist märchenstill. Die Laute des Waldes sind verstummt. Nur leise murmelt das Bächlein, das sich durch die grüne Wildnis hindurcharbeitet, unter unseren Füßen, die auf einem Bretterstege dahinschreiten. Hinter einer sanften Anhöhe lichtet sich der Wald — und das Meer liegt vor uns, plötzlich, unerwartet. Das Rauschen der langgezogenen Brandung dringt in einschläfernder Gleichmäßigkeit durch die Fenster der drei Strandhäuser, in denen wir uns betten. Der Wind ist eingeschlafen und seine Kinder, die Wellen, singen dem wilden Knaben das Wiegenlied .... Dann schweigen auch sie und das Meer legt sich zur Ruhe in sein Riesenbett. Nur der Mond hält Wacht über die schlummernde Erde, und der Ewige jenseits der funkelnden Sterne über die ganze Welt — auch über uns .... Wie der Abend, so der Morgen in Raustfer — unvergeßlich schön. Das Meer ist erwacht und tanzt zur leisen Melodie des Windes seinen Reigen; im sonnendurchleuchteten Waldesdom singt der gefiederten Sänger Chor dem Schöpfer das Morgenlied; drunten am Strande rüsten Öselsche Fischer ihr Boot, mit reichem Fang beladen, zur Heimkehr — Gott auf die Fahrt, ihr lieben Landsleute, grüßt mir das traute Heimateiland! Wir springen von der niedrigen Estrade unserer Sommerhäuser herab und waschen uns die Augen

im Meer helle. Freund G. und Vater L. sitzen auf einer hölzernen Treppenstufe und nehmen ein Luft- und Sonnenbad, dabei ihre Stiefel putzend und eifrig plaudernd — da hinter der Ecke ein verdächtiges „Knips“ und dann „wir danken sehr.“ . . . Heute brauchen wir uns nicht zu beeilen; wir genießen alles in vollen Zügen: das Meer, die Schlucht, den Wald, und dann nochmals in umgekehrter Reihenfolge dasselbe. Ein jeder sucht sich seine Freude an diesem Vormittag auf eigne Hand und nach eignen Geschmack: die einen wandeln unter den harzduftenden Kiefern und Fichten dahin, die andern sonnen sich auf den Estraden der Strandhäuser; ein Trupp Jungen hat sich ins Steingeröll am Ufer gesetzt und klopft mit unermüdlicher Beharrlichkeit Stein gegen Stein — man weiß nicht recht, ob's eine eigenartige Äußerung behaglicher Freude oder ein gefährlicher Anfall von Stumpfsinn ist — kurz, ein süßes Nichtstun und ein uneingeschränktes Genießen führen das Szepter. Wenn sie doch bei uns hätten sein können, Frau Baronin Rosen-Etz und Herr von Baer-Repnik, die uns die schönen Stunden in Raustfer ermöglicht, ihnen wäre wohl unsere ungetrübte Fröhlichkeit der beste Dank für ihre Liebenswürdigkeit und Mühe gewesen!

Am Nachmittag spazieren wir langsam weiter zum sogen. Kaiserstein, einem gewaltigen erratischen Block, der im seichten Uferwasser liegt. Seine breite Fläche ist mit eingemeißelten Initialen der Herrscher und Glieder unseres Kaiserhauses, die hier einmal weilten, bedeckt. Hoch oben auf dem Glint, den wir wieder erklimmen, passieren wir das reizvoll gelegene Gut Choudleigh und das Tal des gleichnamigen Baches, das vom Besitzer in einen wilden Park umgewandelt ist. Von der Middendorfhöhe, einem unbewaldeten Plateau des schroff abfallenden Glints, blicken wir hinaus in die Ferne und gelangen nach einem kurzen Marsch zu der großartigsten, imposantesten Villegiatur am estländischen Strande, dem im italienischen Stil erbauten Sommerpalast des Petersburger Großkaufmanns und Multimillionärs Jelissejew in Orro. Es ist ein modernes Schloß am Meer. Das schöne, aus Stein ge-

baute Wohnhaus ist von einem hohen Turm gekrönt und von einer breiten, blumengeschmückten Terrasse, Plateaux und Pavillons eingefaßt. Ausgedehnte Parkanlagen und von der Meisterhand Kuphaldts entworfene Gärten, deren Blumenduft fast betäubend wirkt, umgeben das Schloß, dessen Inneres mit ausgesuchtem Luxus ausgestattet ist. Ein ganzer Komplex von Nebengebäuden, wie die riesigen Treibhäuser, die Manege, das Haus für die Bediensteten u. s. w. gehören zur reichen Besitzung. Etwas abseits erhebt sich die kleine Hauskirche, deren zwiebel-



Villa Jelissejew in Orro.

förmige, goldblechbeschlagene Kuppeln in der Sonne glitzern. Es ist schade, daß die Wirtschaftsgebäude ohne Deckung sich ans Schloß herandrängen, und der Stil der Kirche in diesen Rahmen nicht hineinpaßt — dadurch kommt die architektonisch vornehme Villa nicht voll zur Geltung, und das Auge des Beschauers, das vom Tal aus zur Anlage emporblickt, nimmt ein unharmonisches, unruhiges Bild auf. Jedenfalls ist hier zu sehen, was an Kunst und Luxus mit viel Geld in wenigen Jahren aus dem Boden — hier breitete einst ein prächtiger Wald, der sog. Zauberwald, sein grünes Zelt über die herrliche Strand-

landschaft aus — hervorgestampft werden kann. Unsere Jungen sind wie bezaubert von den Genüssen, in denen sie, dank der Liebenswürdigkeit der vielen Damen, dem Hausstaat des Krösus, und den drei jugendlichen Söhnen des Besitzers etliche Stunden bis zum Abend schwelgen dürfen. G. und ich wandern dazwischen übers Feld zum nahen kleinen Badeort Toila, um mit Frl. von Rennenkampff die wichtige Quartierfrage noch einmal mündlich zu besprechen. Wir müssen im sauberen Miniaturgärtchen vor dem idyllischen Sommerheim der genannten Dame einige Augenblicke auf ihr Kommen warten, und unwillkürlich drängt sich der Seele die Frage auf: wo wohnt das wahre Glück, im glänzenden Palast des Reichtums da drüben oder im lauschigen Häuschen, am Saum der duftigen Wiese vor uns? Gewiß — es kann sich sein stilles Plätzchen wählen dort wie hier, aber in Prunksälen hängt es selten seine goldschimmernden Netze aus . . . .

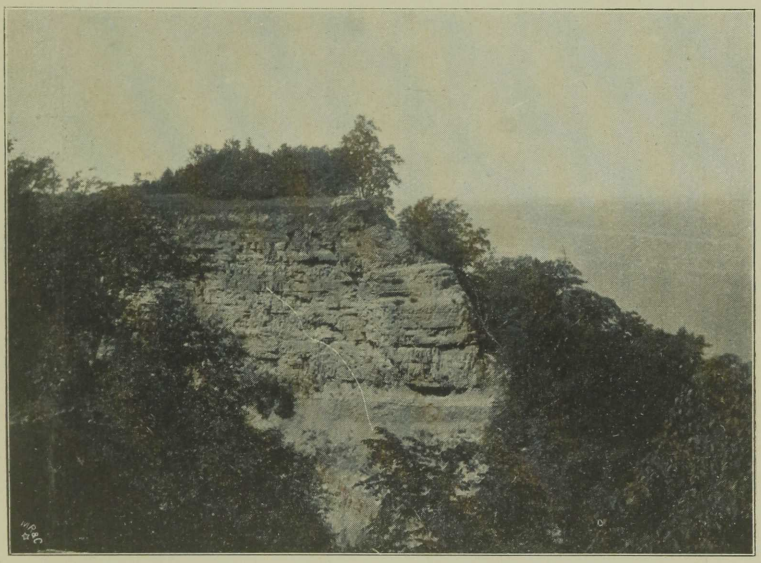
Der urwüchsige Frohsinn unserer Jugend hat allmählich auch die Bewohner des Schlosses mit fortgerissen. Aus frischen Kehlen dringt das Heimatlied von der Terrasse in die Abendstille hinaus .... Das Hoch auf den leider abwesenden Hausherrn durchbraust die Luft, und die abziehende Schar sendet durch ihren Kornettkünstler und durch ihren Gesang noch die letzten Grüße hinauf zum Schloß am Meer. Dann aber versinkt die Pracht, von Menschenhand geschaffen, im grünen Walde den Gott aufgebaut so hoch da droben . . . .

In Reih und Glied marschieren wir auf, vor dem schlichten Sommerhäuschen in Toila — ihm und der baltischen Dame, die so warm und tief mit uns empfindet, gilt unser jubelnder Gruß! Dann begleiten die fünf für die Nacht im Hause Frl. von Rennenkampffs Unterkunft findenden Genossen mit ihr zusammen die weiterziehenden Wandervögel auf dem Wege zur etwa 4 Werst entfernten Buschwächterei Toila. Dort sollen sie in duftigem Heu ihr Nachtlager finden. Es ist ein wundervoller Abend. Am westlichen Horizont senkt sich der rotglühende Sonnenball dem Meere zu und seine letzten Strahlen zittern durch den bläulichen Dunst, in den die oft wogenumbrandeten

Inseln Groß- und Klein-Tüters gehüllt sind. Wie ein anmutiges Geschwisterpaar lagern sie zu Füßen ihrer Mutter, der riffreichen Insel Hochland, deren schöne Silhouette in weiter Ferne sich scharf vom Wasserspiegel abhebt. Wolkenlos wölbt sich der Himmel, über die Felsen und das Meer — die Aussichten auf einen erfrischenden Regen, den der Landmann schon mit Sehnsucht erwartet, sind gering. — —

Am frühen Morgen des klaren Trinitatissonntags poltert ein Landauer von riesigen Dimensionen und erdrückendem Gewicht auf der felsigen Landstraße, die dicht am Rande des ragenden Glints von dem noch im Schlafe liegenden kleinen Badeort Toila zur Buschwächterei gleichen Namens führt, durch den Morgenfrieden. Ein Toilasches Original hat das vorsintflutliche Vehikel eigenhändig gebaut, und es birgt in seinem weiten Schoß Vater L., die Eminenz und drei junge Genossen, die den Anschluß, an die vorausgeeilten Kameraden, möglichst rasch suchen. Welch' buntes Bild bietet sich den Ankommenden dar! Vor dem Buschwächterhäuschen, das außerordentlich malerisch auf einem schroffen Felsvorsprung dicht am Meere liegt, sind einzelne Jungen mit der Vollendung ihrer Morgentoilette beschäftigt. Man kann sie sich hart an der vorüberführenden Landstraße waschen, kämmen, Stiefel putzen, Risse flicken, Kleider anziehen u. s. w. sehen; ein verdächtiges Weiß, das durch die offne Dachluke des Heubodens schimmert, verrät uns, daß einige Langschläfer oben erst aus dem Lager gekrochen sind. Hinter dem Hause liegen die Pünktlichen um G. geschaart, auf grünem Rasenteppich und langen sich die Morgenkost aus vollen Körben, die uns natürlich wieder von einem freundlichen Gönner, Herrn von Wetter-Rosenthal-Türpsal, hierher geschickt sind. Die Sonne hat sich blank gebadet im Meer, aus dem sie vor kurzem emporgestiegen. Es ist ein Sonntagmorgen so kirchenstill und feierlich, daß die Seele von Schauern der Andacht durchbebt wird. Da ich meine Stimme verloren habe, spricht G. den Morgensegen. Mit entblößten Häuptern stehen wir reisefertig hoch über dem rauschenden Meer unter der grünen Kuppel des Walddoms, . . . der klangvolle Rhythmus des schönen Neander-

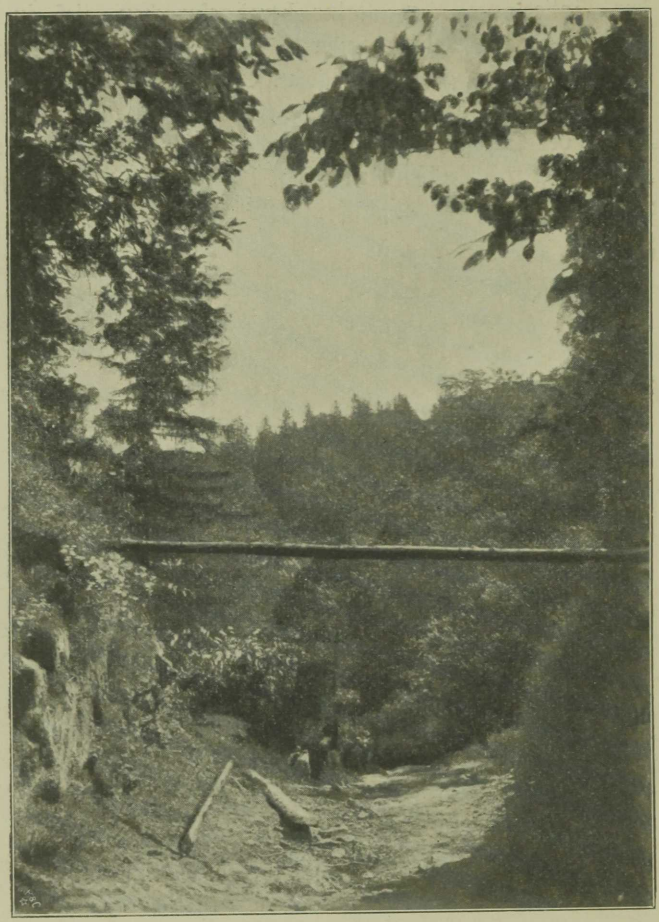
schen „Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren" klingt in die Weite, begleitet vom Orgelton der brandenden See .... die Worte des unvergleichlich poesievollen 104ten Psalmes dringen, von der Gotteskanzel der Natur herabgesprochen, tief in die Herzen .... Das Gebet zu unserem lieben Vater im Himmel, das sein Sohn uns gelehrt, trägt unseren Seelen die Geisteskraft aus der Höhe hernieder .... So feierten wir Trinitatis im Tempel der Schöpfung, die „Gottes unsichtbares Wesen" und „seine ewige Kraft" offenbart. Ich habe mich dem Höchsten selten so nahe gefühlt wie „auf dem Berge" in Toila ....



Der Glint bei Ontika. *Phot. v. Armin Moritz.*

Immer den Glint entlang marschieren wir Ontika zu. Fischerhütten liegen, hier und da zerstreut, unten am steinigen Ufer. Steile, halsbrecherische Naturtreppen oder sprossenarme Holzleitern führen an einigen Stellen hinab in die schwindelnde Tiefe. Der Abstieg ist nicht sehr verlockend. Je näher wir

Ontika kommen, um so breiter wird der Waldessaum am Fuße des Felsens. Bei der Riege des Gutes, die hart an der Fahr-



Die Kassi-Orro-Schlucht bei Ontika. *Phot. v. Armin Moritz.*

straße liegt, führt ein, von Sträuchern verdeckter Pfad, hinab zu der wohl malerischsten Schlucht des estländischen Glints, der

Kassi-Orroschen. Durch einen engen Schacht klettern wir zwischen zerklüfteten, romantischen Felsen über wirr durcheinander geschobene Steinplatten niederwärts. Ein vom Winde gebrochener Baumstamm hat sich quer über die enge Schlucht gelegt. . . . . Es ist eine regelrechte Gebirgsklamm. An ihrem sonnigen Wiesensaum liegt, in lauschiger Weltabgeschiedenheit die verfallene Einsiedelei eines gemütstiefen Mannes, der hier sein kurzes Liebesglück in langen, einsamen Jahren vertrauert haben soll. Wir setzen uns unter dem Schatten der Bäume an den Rand des steinigen Abhangs. Die heißen Stirnen kühlt der frische Seewind. O, wenn es doch jetzt einen Schluck klaren Quellwassers gäbe! Einzelne Jungen machen sich auf die Suche. Da ein Freudenschrei vom Ufer her — und alles stürmt dem Jauchzenden zu. Und nun hebt ein gewaltiges Trinken an. Mit hohler Hand, mit dem Mützenschirm, mit der leeren, blechernen Bonbonsschachtel wird das kühle Naß, welches unter einem großen Stein hervorquillt, geschöpft und an die trockenen Lippen geführt. Einzelne haben sich lang hingestreckt und schlürfen den Trank direkt aus der Quelle. G. und die Eminenz sitzen auf einer Felsplatte brüderlich beisammen, schauen einander liebevoll in die Augen und lassen den, immer neu von den dienstfertigen Jungen gefüllten, Blechbecher unter sich kreisen. Alles teilen sie christlich: die Stimme, die Führung, das Rechthaben, den Becher, und wenn's sein muß auch — das Schnupftuch. Ich glaube, ein goldner Pokal mit funkelndem Wein hätte uns nicht so prächtig gemundet, wie die Blechbüchse voll klaren Wassers, — wenigstens mir, ich hoffe auch G. Den Ruhm des Entdeckers aber verkündet eine rasch präparierte Tonplatte mit der Inschrift: „Die Hermannsquelle 19 $\frac{12}{VI}$ 05." Zwischen kleinere, auf den wasserspendenden Granitblock gehäufte Steine wird sie eingeklemmt, mit einem angeschwemmten Holzstück belastet, und von dem historischen Blechbecher gekrönt. Das war eine fröhliche Episode unserer Wanderschaft: der gewaltige Trunk aus der Hermannsquelle im Tal zu Ontika . . . .

Erst beim Aufstieg bekommen wir den vollen Eindruck von der Höhe der Felsen (nächst Peuthof die höchste Stelle des

Glints). In strammem Touristenschritt geht's nun vorwärts, muß doch um ein Uhr mittags Sackhof erreicht sein, damit die Seefahrt nach Port-Kunda mit dem kleinen Schleppdampfer „Olga" der Verabredung gemäß um zwei Uhr vor sich gehen kann. Der Marsch von Ontika nach Sackhof gehört zu den schönsten unserer Wanderung. Der Rat, welcher uns in Toila gegeben wurde, wir sollten ja nicht längs der Landstraße gehen, sondern uns immer dicht am Rande des Glints halten, war ein guter. Freilich, oft pilgerten wir fast ohne Weg und Steg durch das dichte Unterholz eines schmalen Waldstreifens. Ich machte den Pfadfinder, und wenn die enge Fußspur gar zu dicht am tiefen Abgrund entlang führte, mahnte ein lautgerufenes „Achtung Vorsicht!", das von Mann zu Mann den im Gänsemarsch einander folgenden Kameraden weitergegeben wurde, zum Abbiegen in den Wald. Immer wilder wurde die Glintnatur. Von unserer Höhe sahen wir hinab in den üppigsten Urwald, mit dem das angeschwemmte Uferland bestanden ist. Wir blickten in verwachsene Schluchten, die kein Menschenfuß betreten; schauten hinein in dunkle Höhlen, die sich im Felsen gebildet; weideten unsere Augen an den wunderlichen, grotesken Formen des Glints und an den fortwährend wechselnden Bildern der Uferlandschaft.

Kurz vor Sackhof treten wir aus dem Walde. Der übliche Ruf: „Halt! — Kulturland in Sicht! — Toilette in Ordnung! — Röcke angezogen!" — erschallte, mit einigen geübten Griffen wird die Kleidung notdürftig zurechtgetastet, und singend der Weg durch den Park zum Herrenhause eingeschlagen.

Vor dem schmucken Gutsgebäude bewillkommnen uns Herr von Löwis of Menar und seine Frau Gemahlin mit ihrer munteren Kinderschar. Schon ist die lange Mittagstafel im Freien an der schattigen Ostseite des Hauses gedeckt. Wir lassen uns nicht lange nötigen, und Freund G. gibt dieser Ungeniertheit in einer launigen Tischrede, die den liebenswürdigen Gastgebern unseren Dank abstatten soll, Ausdruck, indem er an eine in Kurland gebräuchliche, lettische Redewendung anknüpfend, zur Maxime unserer Wandererethik den Satz erhebt: „Schande haben wir, Gott sei Dank, gar keine". Ich bin so sehr ohne Stimme,

daß ich die Reputation unserer Genossenschaft nicht einmal durch ein paar priesterlich gesalbte Redefloskeln wiederherstellen kann, — doch zum Glück ist es gar nicht nötig, denn der Scherz wird von allen verstanden und mit einer volltönenden Lachsalve beantwortet.

Nur kurz konnte unser Aufenthalt im lieblichen Sackhof sein. Gleich nach dem Mittag mußten wir wie polnische Bettler weiterziehen. Drunten ankerte, eine halbe Werst vom Ufer entfernt, unser kleiner Dampfer „Olga", den wir als winzigen schwarzen Punkt im Wasser der blauen Bucht, schon beim Einmarsch in Sackhof, hoch oben vom Glint aus erspäht hatten, und der uns nun direkt nach Port-Kunda tragen sollte. In Begleitung der Familie von Löwis steigen wir fast senkrecht die Stufen einer Naturtreppe zum Ufer hinab und durchschreiten eine Partie des Strandwaldes, über dessen ragende Wipfel wir vom hohen Glint aus bisher hinweggesehen hatten. Die Vegetation ist hier ganz einzigartig üppig. Die edelsten Laubhölzer — knorrige Rieseneichen, hochstämmige Erlen und Ulmen — breiten ihr grünes Dach über einen feuchten, fetten Boden, der mit gigantischen Farrenkräutern und den seltensten Blütenpflanzen überdeckt ist. Von der Felsenhöhe stürzt ein Wasserfall mit munteren Sprüngen zu Tale und führt sein Wasser in sumpfigem Flußbett dem Meere zu. . . . .

Am Ufer gegenüber dem Ankerplatz unseres Dampfers hat sich eine neugierige Menge angesammelt. Wir singen ihr einige Lieder vor. Dann besteigen wir von einem erratischen Block aus das Schleppboot der „Olga" und ein Fahrzeug der Strandreiter, um uns partienweis zum Dampfer hinausrudern zu lassen. Nach einer Weile sind auch die Letzten hinübertransportiert. . . . Ein mehrfaches Hurra schallt von der „Olga" zu unseren Abschied winkenden Begleitern hinüber . . . der Anker wird rasselnd aufgewunden, und hinaus geht's in die wellenbewegte See. —

* * *

Port Kunda und Wesenberg.

Emsig arbeitet die kleine Schiffsmaschine und schlägt die Dampferschraube. Unsere „Olga" ist ein flacher, offener Küstenschlepper, der nur vorn an der Spitze ein winziges Kajütendeck hat. Auf seine Bretter haben sich ein paar Jungen und das „seebefohren Minsch", wie G. mich nennt, hingestreckt, um ein Weilchen in den hohen Himmel zu schauen und die wandernden Wolken, diese „Segler der Sehnsucht", zu beobachten. Wir halten den Kurs steif gegen den Wind auf die Spitze der langen, schmalen Halbinsel Lettipae zu. Sanft hebt und senkt sich das Dampferchen in den Wellen. Ab und an spritzt es vorne in feinem Sprühregen über Bord. Einige Landratten legen sich auf den Rücken, um allen Eventualitäten aus dem Wege zu gehen. Tapfer stampft das kleine Seeroß vorwärts. Aus der blaugrünen Flut erhebt sich ein gewaltiger Entenschwarm und eilt in raschem Fluge gen Westen . . . Die rauchenden Schlote der Zementfabrik Asserien werden an der Wölbung der weiten Bucht sichtbar; immer deutlicher heben sich die zahlreichen Riffe der Lettipaeschen Spitze vom Wasserspiegel ab. Die Brise wird steifer. Schon opfert einer der Jungen Neptun. Mit Erlaubnis des Kapitäns trete ich für einige Minuten ans Steuerrad. Hei, welch ein Vergnügen, den Kurs einzuhalten in lebhaftem Wellengang! Wie treten mir die Erinnerungen der Knabenjahre, in denen ich, ohne Übertreibung, die Hälfte der Sommerferien auf der Arensburger Bucht verbrachte, vor die Seele! Wir wenden nach Süd-Süd-West. Die langgezogenen Roller treffen uns nun von der Seite. Das Schiffchen schlingert ordentlich. Ein paar Sturzwellen schlagen eklig über Bord und setzen unsere Füße in eine Wasserlache. Doch nur ein Viertelstündchen dauerts, dann ist die Spitze von Lettipae umschifft, und wir biegen scharf nach Süden ab, um in die Kundasche Bucht einzulaufen. Es ist so charakteristisch, daß die Seeuntüchtigsten nun am lautesten renommieren; aber ihre bleiche Gesichtsfarbe verrät es dem Kundigen, daß das graue Elend der Seekrankheit sie schon an die Kehle gepackt hatte. Um 7 Uhr abends landen wir glücklich nach vier-

stündiger Fahrt. Die Rucksäcke werden auf den Rücken geschnallt, und der Hafendamm erklettert. —

Da empfangen uns auch schon der Direktor der großen Zementfabrik, Herr Dr. chem. Bührig, und Herr Ingenieur With. Sie haben es sich nicht nehmen lassen, uns persönlich vom Hafen, der für die größten Seeschiffe zugänglich ist, zu der drei Werst entfernten Fabrik zu geleiten. Riesige Speicher von Zement und Steinkohle zeugen davon, daß wir uns an dem Endpunkt eines modernen industriellen Großbetriebes befinden. Auf der schmalspurigen Bahn, die mit ihrem Schienennetze die ganze Fabrikanlage umspinnt, rollen die Tonnen mit dem fertigen Produkt heran, um von den Speichern aus in die Schiffe verladen zu werden. Auf dem Hafenplatze erfreut uns ein buntes Bild: die aus Hochland herübergekommenen Fischer treiben eifrigen Tauschhandel mit der umwohnenden Bevölkerung; ihre kleinen Segelböte ankern in der Bucht. Auch am Abend ist die Hitze noch fast unerträglich. Unser Weg führt uns durch die unerschöpflichen Mergellager, vorüber an den in lauschigen Gärten liegenden, schmucken Wohnhäusern der Beamten, an der Apotheke und dem Laboratorium bis zur Kegelbahn, wo der größere Teil der Jugend sein Nachtquartier finden soll. „Das soll ein Braß sein!“ — rufen mehrere Jungen, wie aus einem Munde, — und in der Tat, die mit duftigen Leinen bedeckten Lagerstätten an den Wänden haben wenig Ähnlichkeit mit einem Heu- oder Strohbraß. Dazu der luftige, weite Raum der Kegelbahn, die Wasserleitung, die elektrische Beleuchtungsanlage —, das alles entzückt der Einquartierten Herz dermaßen, daß es schwer hält, die nötige Zahl für die Betten, die im Direktorhause für uns bereit stehen, aus der Schar herauszulesen. —

O du liebes, gastfreies Direktorhaus, wie unvergeßlich schöne Stunden haben wir in deinen Räumen, im Kreise deiner herzwarmen Bewohner verlebt! Mitten im Grün, der mit feinem Natursinn angelegten Gärten und Parks, liegst du, an dem hohen Ufer des schäumenden Kunda- oder Sembaches, in stillem Frieden, fern von dem lärmenden Fabrikgetriebe. Mit wehenden Fahnen grüßt du den Gast; Estlands und Kurlands leuchtende

Farben zieren deinen hohen First — ein baltisches Haus willst du sein, kernfest und treu.

Wieder wars ein heißer Tag, noch heißer, wollte er uns scheinen, als alle die anderen, während unserer Wanderung. Doch die Nachtruhe, für die unsere liebenswürdige Hausfrau durch ein prachtvolles Bett, und unser lebenskundiger Hausherr durch einen rebenduftenden Schlaftrunk gesorgt hatten, war so



Das Direktorhaus in Kunda. *Phot. v. Ed. Krüger.*

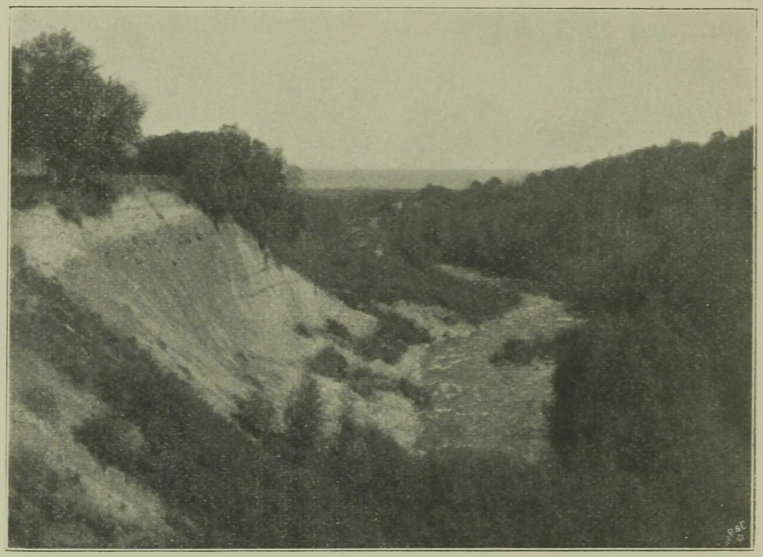
erquickend gewesen, daß wir trotz der Glut Genußfähigkeit und Kräfte zur Genüge besaßen. Und wahrlich, beides hatten wir nötig für den reichen Tag, dessen Programm Herr Dr. Bührig großzügig entworfen hatte, während wir es unter seiner genialen Direktion kunstgerecht und glatt absolvierten. Soll ich es in seinen Glanznummern durch bekannte Musikstücke von unvergänglichem künstlerischem Wert charakterisieren, so gabs am Vor-

mittag Variationen zum „Blauen Donauwalzer“ an den Ufern des Kundabaches; zu Mittag folgte auf Schloß Kunda ein Liederpotpourri mit dem Grundmotiv: „Alle Tag kann man nicht lustig sein, lustig sein, alle Tag hat man kein Geld“, wobei das Staccato in den Takten „lustig sein“, und die Fermate auf „Geld“ besonders eindrucksvoll zur Geltung kamen; am Nachmittag beherrschte im Angesicht der düsteren Ruine Tolsburg und ihrer Geschichte das Kraftvolle: „Als die Römer frech geworden, zogen sie nach Deutschlands Norden“, die Situation; der Abend brachte musikalische Stimmungsbilder mit kontrapunktischer Durchführung des „Guter Mond, du gehst so stille“, und um Mitternacht waren wir beim Walzertakt des „Ach du lieber Augustin“ angelangt. Nichtwahr, ein reiches Programm, und nun ein kurzer Bericht über seine Ausführung!

Die herrlichen Parkanlagen, die Dr. Bührigs eigenste Schöpfung sind, dehnen sich auf dem Glintplateau aus, das hier wieder weit ins Land zurückgetreten ist. Sie reichen bis an den schroffen Uferrand des Kundabachs, dessen wilde Wasser sich ihr breites Bett zwischen hohen Felsen geschaffen haben. Das Bild, welches der Blick von den verschiedenen Aussichtspunkten des Parkes umspannt, erinnert lebhaft an das Persetal bei Kokenhusen. (S. Heimatst. I, S. 144 ff.) Es ist weniger romantisch, dafür aber noch lieblicher und weiter. Obgleich die Kunda sich ungefähr 8 Werst südlicher in zwei Arme geteilt hat, von denen der eine bei Port Kunda, der andere bei Tolsburg sich ins Meer ergießt, so bleibt sie doch auch nach der Gabelung wasserreicher als die Perse. Freilich die Bewaldung reicht nicht bis zur Talsohle hinab wie bei dieser, dafür aber sind die Ufer weiter, ihre Felsformation tritt plastisch hervor und ihr hoher Grat ist mit schönem Laubwalde bestanden. Ich weiß nicht, welchem der beiden baltischen Flußtäler ich die Palme reichen soll, — sie sind beide in ihrer Eigenart einzig schön: das düstere, romantische Persetal mit der herrlichen Kokenhusenschen Ruine und dem breiten Silberband der Düna als Abschluß; und das liebliche, idyllische Kundatal mit seinen grauen, bewaldeten Felsufern und dem blauenden Meer in der Ferne.

Wir wollen unserem Schöpfer für beide danken und uns an beiden freuen.

Unten an der Flußstauung, zu der wir vom Park aus, auf steiler Leiter hinabstiegen, liegt am reißenden, sonnendurchglitzerten Wasser eine elektrische Kraftstation, die wir besichtigten. Ich mußte es wieder einmal peinlich erfahren, wie wenig wir seiner



Das Tal des Kundabachs. *Phot. v. Armin Moritz.*

Zeit auf dem Gymnasium selbst über die Grundgesetze der Physik unterrichtet worden waren, denn die Erklärungen des Herrn Direktors, über die Konstruktion und Wirkung der Dynamomaschine, blieben mir, trotz gespanntester Aufmerksamkeit, böhmische Dörfer. Das ist in unserem Zeitalter der Elektrotechnik ein Bildungsmangel, den ich schmerzlich empfinde. Der Vortrag aber, den uns unser verehrter Führer über die Zusammensetzung und Fabrikation des Portlandzements, auf luftiger Höhe des Glints hielt, war so klar und anschaulich, so populär und praktisch, daß selbst ich ihm vollkommen folgen konnte. Überhaupt war es

eine nicht nur lehrreiche, sondern auch in ästhetischer Beziehung genußreiche halbe Stunde, die wir im Schatten eines hohen Baumes, an dem schönsten Aussichtspunkt Port Kundas verlebten. Der Glint fällt hier bis nach Tolsburg hin in zwei Abstufungen, bald steiler, bald sanfter zum lieblichen, wiesengeschmückten Meeresgelände ab. Wir hatten uns malerisch, um den auf eine Bank gestiegenen Redner, gruppiert. Zu unserer Linken illustrierten die bläulich-grauen großen Tonlager seine fesselnden Ausführungen. Vor uns dehnte sich milchglasfarben, das in der Sonnenglut brütende, Meer. An der nördlichen Himmelswölbung blickten die Segel eines großen Zweimasters, der seinen Kurs auf uns zu hielt. Im Hafen ankerten Fischerböte in beträchtlicher Zahl. Zu unserer Rechten rauschte die Kunda. Am westlichen Horizont aber starrten, an der äußersten Spitze der schön geschwungenen Bucht, die düsteren Trümmer der Tolsburg in das Blau des Himmels. Hier hätte ich stundenlang versonnen auf grünem Rasenteppich liegen mögen. Doch das Programm, das Programm: es duldete keine zu langen Pausen.

Hatte sich eben erst Geist und Auge gelabt, so sollte nun auch das Herz nicht leer ausgehen. Denn herzerquickend war es für den Arbeiterfreund, was er auf der Port-Kundaschen Zementfabrik an Wohlfahrtseinrichtungen zu sehen bekam. Wir fühlten es dem lieben Direktor ordentlich nach, wie wohl es ihm tat, uns mit seinen menschenfreundlichen Ideen über die Arbeiterfürsorge bekannt zu machen und uns die Resultate seiner Bemühungen in dieser Richtung zu zeigen. Keine großen Kasernen, sondern gesonderte Familienwohnungen in kleinen Einzelhäusern mit eigenen Gärten, war als glückliche Lösung, der wohl wichtigsten sozialen Frage, der Wohnungsfrage, hier nach bedeutenden Mustern und eigenen Gedanken gefunden. Wir blickten in einige der schmucken Wohnungen hinein: alles sauber und nett eingerichtet; an Licht und Luft kein Mangel; die uns höflich grüßenden Weiber, Männer und Kinder froh und zufrieden, zutraulich und ehrerbietig ihrem Herrn gegenüber. Hier war ein persönliches Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitnehmern gefunden worden, und wodurch? Durch leutselige

Menschenfreundlichkeit, praktische Tatkraft und unbeugsamen Gerechtigkeitssinn. Zu den verantwortlichen Pflichten der Fabrikdirektion wurde hier nicht nur der ungestörte und größtmöglichen Gewinn abwerfende Betrieb des Aktienunternehmens gerechnet, sondern auch, und nicht an letzter Stelle, die liebevolle, persönliche Teilnahme am Wohl und Wehe der Arbeiterschaft, die Volkserziehung und -Bildung, die Achtung der Menschenwürde und Wahrung der Menschenrechte. Dafür legte verschiedenes beredtes Zeugnis ab: das geräumige Bethaus, die beiden Fabrikschulen, das Krankenhaus, die Kegelbahn, deren aktive Klubmitglieder sämtliche Beamte der Fabrik sind, die schattigen Alleen, der allen Arbeitern offenstehende Privatpark des Direktors, das Blasorchester und der gemischte Chor der Arbeiter, die uns mit ihren hübschen Vorträgen, inmitten der Familie Dr. Bührigs, den Abend verschönten. Es ist also doch möglich das oben angedeutete Problem: „Maschine und Menschenseele" der Lösung näher zu bringen, wenn ein Mann an leitender Stelle mit warmem Herzen und praktischem Sinn sich dranmacht, und der Besitzer der Fabrik, in unserem Fall vornehmlich Baron Girard de Soucanton-Kunda, mit den Mitteln für ideale Zwecke, die doch wieder die praktischen Aufgaben fördern helfen, nicht kargt. Freilich, bittere Enttäuschungen werden auch solchen hochherzigen Männern nicht erspart bleiben, aber sie vermögen ihnen das Ziel ihres Wirkens nicht zu verrücken, weil sie nicht um Lohn und Dank, sondern aus Pflicht und Liebe arbeiten. Das Herz wurde uns über dem Gehörten und Geschauten warm, mutig und getrost, und das tat in unserer traurigen Zeit der Arbeiterstreiks und revolutionären Unruhen wohl. — —

Zu Mittag waren wir von Herrn Baron Girard de Soucanton auf sein Schloß Kunda eingeladen worden. Die ganze, ungefähr vier Werst weite Strecke dorthin wanderten wir am bepflanzten Ufer des Kundabachs entlang. Ein schattiger, bequemer Parkweg, der 8 Werst lang ist und über die Fabrik hinaus, bis zum Gute Malla reicht, schützte uns vor den sengenden Sonnenstrahlen. Lustig tänzelte das klare Wasser der Kunda zu unseren Füßen dahin. Die Ufer des Flusses werden flacher,

erheben sich aber hier und da doch noch zu beträchtlicher Höhe und sind mit schönem Laubholz bestanden. Die im Frühjahr und Herbst stark anschwellenden, dahintosenden Wasser waschen das Ufer an so mancher Stelle aus und reißen hohe Baumstämme und Sträucher in ihr Bett. Eingerammte Pfähle und Wehre suchen an den exponiertesten Partien der Zerstörung Einhalt zu tun.

Wir betreten den eigentlichen Schloßpark. Er ist von großartiger Schönheit, nicht so sehr durch seine kunstvolle Anlage, als durch seine prachtvollen alten Bäume von gigantischen Formen und riesenhafter Höhe. Ich erinnere mich nicht, anderswo so dickstämmige, knorrige Eichen, Ulmen, Rüstern usw. gesehen zu haben, wie in diesem Park. Bei aller Pflege hat man ihm den Naturreiz zu erhalten gewußt. Über felsige Grotten, die künstlich aufgeführt sind, stürzt in breitem, schäumendem Strahl das, von der hohen Flußstauung beim Schloß, abgeleitete Wasser der Kunda. Überall Schatten, Wipfelrauschen, Wellenrieseln, Kühle. Wie ein Märchenzauber huschen die Sonnenstrahlen über den beschatteten Boden dahin, klettern leuchtend die mächtigen Stämme hinauf und kosen neckisch mit den keusch erbebenden Blättern der Bäume. In diesem Park, wo nicht alles geschniegelt und geschoren ist, kann die Phantasie noch ihre Schwingen lösen zum Flug ins Land der Dichtung. . . .

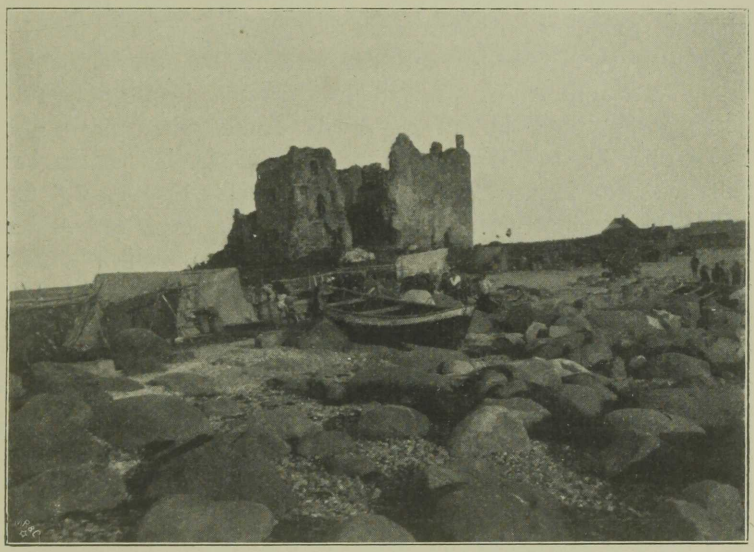
Die schlichten Formen des Schlosses mit seinem hohen Aussichtsturm passen hinein in diesen grünen Naturrahmen; der wuchtige, aber anspruchslose Bau harmoniert mit seiner Umgebung. Seine großen, kühlen Räume nehmen uns auf. Vom gastlichen Besitzer, der uns schon auf halbem Wege zu seinem Schloß entgegengekommen und uns selbst frohgelaunt durch seinen schönen Park geführt, werden wir den Damen des Hauses vorgestellt und in den Saal genötigt. Ei, wie mundet der Imbiß — zürne nicht, ästhetischer Freund! — wie das Mittagsmahl, im eichengetäfelten Speisezimmer! Der Wein perlt in den Gläsern — manch' ernster und launiger Trinkspruch läßt sie erklingen beim Anstoßen zum brausenden Hoch. Der Humor des Hausherrn teilt sich der Tafelrunde mit, leichtbeschwingte Pfeile des

Scherzes fliegen herüber und hinüber. Fabrikherr und Direktor rupfen redlich aneinander in alter Freundschaft. Estländer und Kurländer haben sich immer gut vertragen, im Farbenschmuck ihrer Jugend, auf unserer alten alma mater Dorpatensis; daß auch die Livländer in diesen Heimatbund hineingehören, das ist für die Harmonie der tafelnden Gesellschaft ein schöner Beweis. Für die ganze Heimat, für Altlivland, flammen die Herzen, schallen die Lieder, klingen die Gläser! Gott schirme, Gott segne dich!

Ein dunkler Schatten fiel in unseren lachenden Frohsinn. Als wir am lauschigen Lawn-Tennisplatz, auf dem eine Gruppe Jungen ihr graziöses Spieltournier ausfocht, den Nachmittagskaffee einnahmen, wurde Baron Girard ein Waldbrand auf seinem Besitz gemeldet. Es war der zweite in wenigen Tagen. Die furchtbare Dürre, welche das Gras auf den Wiesen und das Korn auf den Feldern versengte, begünstigte natürlich das rapide Wachsen des Feuers. In wenigen Stunden war erst kürzlich ein vor 20 Jahren mühsam gepflanzter, weiter Wald den Flammen zum Raube gefallen — nun leckten die gierigen Feuerzungen an den Stämmen seines verschont gebliebenen Teiles hinauf. Ob Brandstiftung, ob Unvorsichtigkeit die Ursache des Unglückes war, wer wollte es konstatieren? Am Horizont sahen wir mächtige Rauchsäulen gen Himmel qualmen — unheilvolle Boten dessen, daß ein losgelassenes, rasendes Element wertvolle Güter des Menschen vernichtete. Unser Feuerwehrmann P. wollte mit uns allen zum Löschen eilen — aber Baron Girard machte uns die Vergeblichkeit eines solchen Bemühens klar; bevor wir angelangt wären, hätten die Flammen ihr Zerstörungswerk schon vollendet oder soweit vollzogen, daß wir es nicht mehr aufzuhalten im stande gewesen wären. Der Frohsinn ließ sich an diesem Tage sein goldenes Szepter nun einmal nicht entreißen, und der vom Verlust betroffene Besitzer selbst scheuchte, kurz entschlossen, den Schatten aus seiner Seele und von unserer Gesellschaft, indem er das Kommando gab: „Auf zur Tolsburg!“

Der Marsch nach den Tafelfreuden in der furchtbaren Mittagsglut, und zwar die ersten paar Werst auf öder, schattenloser

Landstraße, mag hart genug gewesen sein. Ich kostete seine Beschwerden nicht, denn ein prächtiger Viererzug brachte mich, mit Baron Girard und ein paar maroden Jungen, bequem und rasch bis zum Walde, in dem wir uns mit der vorausgeeilten Schar vereinigten. Wie ausgedörrt war der auf sterilem Boden nur langsam fortkommende, dürre Kiefern- und Fichtenwald; ein Funke mußte genügen, um ihn in Brand zu setzen. Bald hatten wir jedoch wieder fruchtbare Glintpartien erreicht und marschierten



Die Ruine Tolsburg. *Phot. v. Armin Moritz.*

über schöne Wiesen der düsteren Ruine Tolsburg zu. Schaurig-schroff ragt sie am Meeresstrande empor. Ich möchte einmal unter ihren geborstenen Mauern stehn, wenn in einsamer Herbstnacht der Sturm durch ihre Fensterhöhlen heult, die zerrissenen Wolken am Himmel über sie dahinjagen, das Meer sich brüllend zu ihren Füßen bricht, der Mond sein fahles Licht über den Wogenschauer und das steinbesäete Ufer ergießt, und einer aufgescheuchten Möve kreischender Schrei, über der Bran-

dung, die Luft durchdringt — das muß ein Bild sein schaurig-schön! Als wir älteren Herrn an ihrem grasbewachsenen Abhang lagerten, während die größere Zahl der Jungen in der spiegelblanken Flut sich badend tummelte, schien die altersgraue Ruine mißmutig, auf dieses licht-übergossene Bild sprudelnden Lebens, herabzuschauen; unwillig warfen ihre ernsten Mauern die frohen Laute zurück — sie wollten nicht gestört sein in ihrem Todesschlaf.

Was über die Geschichte der einsamen Burg am Meer bis auf uns gekommen, ist bald erzählt. Meister Johann Wolthuß von Herse, dessen weitschauende Politik und ehrgeizige Pläne Stavenhagens gleichnamiges Drama so lebendig vergegenwärtigt, legte sie an der Bucht Kunda etwa im Jahre 1470 an. Fredeburg nannte er das Schloß, das erst in der Folgezeit den Namen Tolsburg (wohl Zollburg) erhielt. Sie sollte den umfangreichen Getreidehandel des Ordens und seiner Vasallen, gegen die Seeräuber und Störenfriede schützen. Über ihre weiteren Schicksale ist tiefes Dunkel gebreitet. In dem 16. Jahrhundert taucht ihr Name wieder einmal auf, um die Schmach ihrer Verteidiger, die sie im Russenkriege 1558 feige preisgaben, nachgebornen Geschlechtern zu überliefern. Von ihrer allendlichen Zerstörung wissen wir nichts. Als Seehafen von Wesenberg behielt sie noch lange ihre Bedeutung; heute erinnern nur einige Fischerboote, die hier aus- und einlaufen, an frühere Zeiten. — — —

Das Strandgelände, zwischen den beiden Mündungen des Kundabachs, ist reich an liebreizenden Naturbildern. Die sonst meist rauhe Physiognomie des Glints weist hier freundlichere, mildere Züge auf. Dazu trägt vor allem der Umstand bei, daß der Felsen in einer Doppelterrasse zum Meere abfällt und in wechselvoller Linienführung das Ufer umsäumt. Unser Rückweg führt uns zunächst auf der unteren Terrasse über eine weite Strandwiese. Die sinkende Sonne wirft ihre rosafarbenen, violetten, ultramarinen Lichter auf den leicht gekräuselten Meeresspiegel zu unserer Linken, umspielt mit ihren Strahlen die zahllosen Granitblöcke im seichten Uferwasser und spannt ihr Gold-

netz aus, über Baum und Busch . . . In gehobener Abendstimmung wandeln wir dahin durch den tiefen Naturfrieden, der uns umfängt, unten am grünen Meeressaum, und oben auf wurzelüberwachsenen Waldespfaden . . . Selten trifft ein später Vogellaut das Ohr . . . Ermattet vom heißen Kuß der Sonne schließt der Tag seine Lider zum Schlummer . . . Ein letztes Lächeln gleitet leuchtend über seine Züge — dann liegt er leise atmend, traumbefangen im Schoße der Nacht . . . .

Vor dem Direktorhause aber tummelt sich bis über die mitternächtliche Stunde hinaus eine frohe Schar. Aus dem Dunkel des Gartens, durch den der Schein der Windlichter auf dem Notentische gespenstisch huscht, schallen die munteren Klänge des Fabrikorchesters zum Hause herüber; sie wechseln mit frohen und ernsten estnischen Weisen, die der gut eingeübte Fabrikchor singt, und den strammen Turnerliedern, die wir zum besten geben. Unsere beiden Tierstimmen-Imitatoren ahmen mit täuschender Naturtreue einen Hundekampf zwischen Groß und Klein und ein lustiges Rencontre zwischen Dachs und Katze nach. Auf der taghell, durch die elektrischen Lampen, erleuchteten Veranda, wiegen sich die Paare im Walzertakt; den Schlußeffekt bildet gar ein Tanzduett, ein beinebrechender, echter „Kasatschók" — nun aber ist's genug, der Mond hat schon sein „schief' Gesicht" — zu Bett! — sonst schüttet er sich vor Lachen noch gar aus . . . .

Bis zum Nachmittag des nächsten Tages weilten wir noch in Port Kunda. Die Fabrik sollte eingehend besichtigt werden. So gerne ich mit den anderen, unter der Führung unseres unermüdlichen Herrn Direktors Bührig, alle Zweige des großen Betriebes — die beiden, vollständig selbstständigen Anlagen (gegr. 1870 und 1899) produzieren jährlich 300000 Tonnen Zement — kennen gelernt hätte, die Hitze war so drückend, daß ich mir diese Anstrengung nicht zumuten durfte. Nur die interessante Faßfabrik, in der wirklich mit affenartiger Geschwindigkeit in etwa einer Viertelstunde ein Faß hergestellt wird, ließ ich mir nicht entgehen. Wie ist der Menschengeist doch erfinderisch!

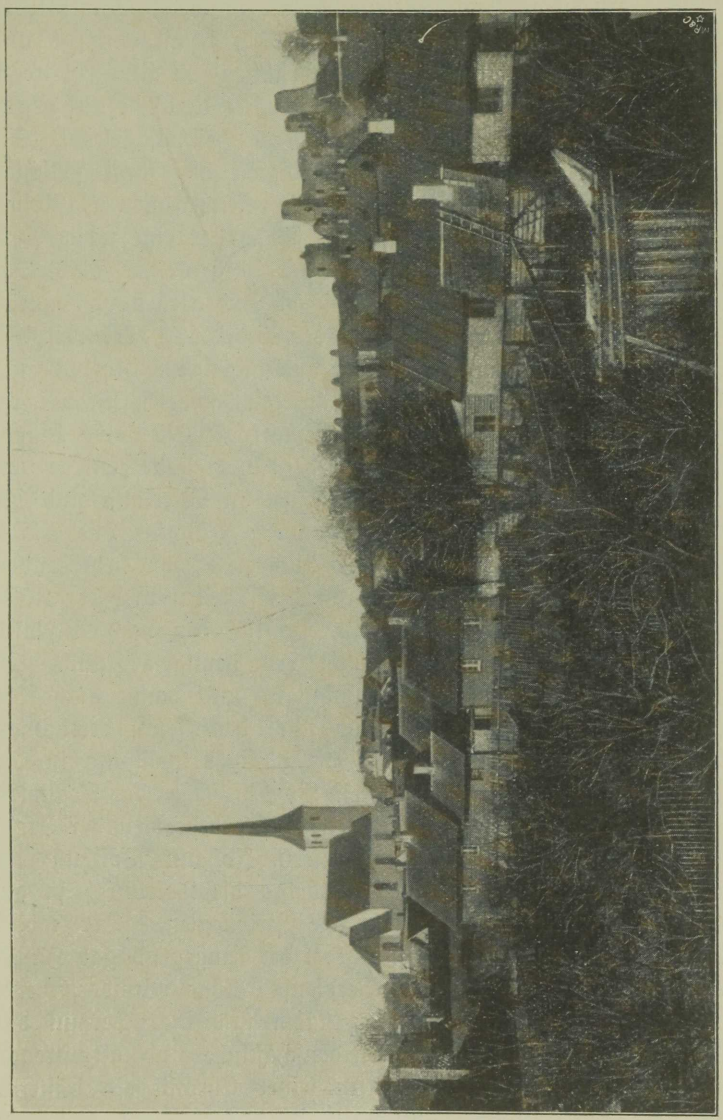
Die Abschiedsstunde schlug auch hier. Sie wurde mit vielen Reden, aufrichtigen Dankesbezeugungen und begeisterten Hochs

gefeiert. Begleitet von sämtlichen Hausgenossen, pilgerten wir dann um 5 Uhr nachmittags des 14. Juni rucksackbeladen zur kleinen Eisenbahnstation der Fabrik. Diese hat einen eignen, breitspurigen Schienenstrang, für den Transport ihrer Waren und zur Exploitierung eines Steinbruchs, bis zum 18 Werst entfernten Wesenberg, legen lassen. Auf den Wandbänken eines luftigen Warenwaggons, dessen breite Schiebetüren von beiden Seiten geöffnet waren, nahmen wir Platz.

Aus Port Kundas gastfreiem Direktorhause scheidet keiner gerne. Als sich der Zug in Bewegung setzte, und wir die lieben Menschen zurücklassen mußten, denen wir zwei Tage hindurch so viel zu schaffen gemacht hatten, da ward es uns ordentlich weh ums Herz. Wir hatten schon in Dorpat gehört, daß wir bei Dr. Bührigs in Port Kunda aufgehoben sein würden, wie selten anderswo, aber daß es so schön sich gestalten würde, daß alle — Mutter, Tochter, der Sommerbesuch, die Fabrikbeamten und unser prächtiger, jovialer Doktor selbst — so hingebungsvoll sich um unser Wohlbefinden mühen, so verständnisvoll unsere Interessen teilen würden, hatten wir denn doch nicht voraussetzen dürfen. Unsere Erwartungen wurden noch weit übertroffen — darum tausend Dank dir, du baltisches Haus, kernfest und treu!

In einer Stunde war das freundliche Städtchen Wesenberg erreicht. Durch seinen ganzen älteren Teil mußten wir marschieren, um zum Pastorat zu gelangen. Neugierig schauten uns die Menschen nach, als wir singend die Hauptstraße dahinzogen. Es bereitet mir immer viel Vergnügen, die Budenschilder in einer kleinen Stadt, mit ihren drolligen Malereien, Emblemen und Aufschriften im Vorübergehen zu betrachten. Das verzweifelte Ringen zwischen Wollen und Können, der Kriegsfuß, auf dem sich die Jünger dieser Reklamekunst mit den Gesetzen der Perspektive, des menschlichen oder tierischen Körpers, der Orthographie befinden, wirkt zu komisch. Ist's nicht so nett, wenn man da z. B. liest: „Ueber nehme Dach dec-arbeiten"? Duden müßte seine helle Freude an dieser eigenartigen Schreibweise finden!

Gleich neben der schmucken, schlanktürmigen St. Trinitatiskirche, die vor sieben Jahren das Fest ihres zweihundertjährigen Be-



Wesenberg.

stehens feiern durfte, liegt das neue hübsche Pastorat. Wir werden von den Pastorinnen des Orts freundlich bewillkommnet und nach flüchtiger Besichtigung der Lagerstätten im Konfirmandenzimmer ohne Aufenthalt zur mächtigen Ruine des Wesenberger Schlosses, einer der schönsten in unserer Heimat, geleitet. Sie bildet die hervorragende Sehenswürdigkeit des sonst schlichten Kreisstädtchens. Von ihren hohen, nun rasenbedeckten Bastionen und Vorwerken aus eröffnet sich dem Beschauer eine weite Aussicht auf die breit angelegte, lang sich hinstreckende Stadt, die malerisch am Nordrand einer stattlichen Bodenerhebung daliegt.

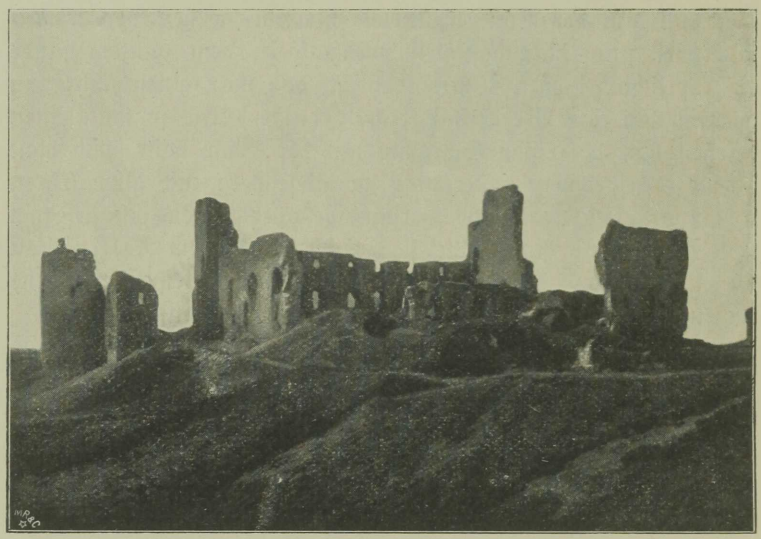
Die Geschichte des Schlosses und der Ansiedlung Wesenberg — so berichtet G., der auf einem Trümmerhügel im inneren Hof, kriegerisch Posto gefaßt hat — ist eine reichbewegte. Bald nachdem König Waldemar II. von Dänemark die Estenburg Lindanissa erobert und das spätere Reval gegründet hatte, wurde von ihm zum Schutz gegen die wilden Esten in Wierland und die benachbarten Russen die Burg Wesenberg gebaut. Die Stadt, die zu ihren Füßen erstand, wuchs bald zu einem bedeutenden Handelsplatz heran, lag sie doch nur drei Meilen von der Küste des finnischen Meerbusens entfernt, wo sich den nach Rußland fahrenden Hanseaten in der Bucht des heutigen Kunda ein günstiger Ankerplatz bot. Ihr Wohlstand und damit auch ihre Üppigkeit nahm besonders zu, als nach dem schon erwähnten furchtbaren Estenaufstand (1343), die dänische Besitzung in die Hände der Ordens überging, und ein Vogt desselben das Regiment auf dem Schlosse führte. Die Ordensmeister erstrebten der Stadt Bestes. So erbaute, wie schon bemerkt, Johann Wolthuß von Herse als Vorort und Hafen Wesenbergs die Tolsburg; so gewährte ihm Plettenberg mannigfache Privilegien. Der wohlhabende, viel Aufwand machende Adel der Umgegend gab Handwerkern und Kaufleuten guten Verdienst. Was Wunder, wenn der Reichtum der Bürger stetig zunahm und ihr Übermut dadurch wuchs. Der, freilich oft leidenschaftliche und allzustrenge Bußprediger Russow, entwirft in seiner Chronik ein düsteres Bild von den sittlichen Zuständen in dieser Stadt vor dem Russenkriege und dem Zusammenbruch der livländischen Selb-

ständigkeit. In seiner Philippika heißt es über die Unmäßigkeit und Zügellosigkeit der Einwohner unter anderem: „Deshalb hat ein wüst, wild und unartig Leben und Wesen sich unter dem größeren Haufen erhoben. Denn Fressen, Saufen und Schwelgen Tag und Nacht, zudem auch Hauen, Stechen und Balgen ist zu Wesenberg die größte Ehr und Ruhm gewesen. Und der einen Schramm auf der Backe hatte, der prahlte damit, wie mancher mit einer goldnen Kette, und derselbige mochte mit allen Ehren zu Wesenberg den Vortanz allewege führen. Denn solch einen Schramm auf der Backe hielten sie für ein Zeichen der großen Mannheit und Standhaftigkeit, weshalb in dem ganzen Lande ein Sprüchwort daraus geworden ist, daß man einen Schramm genannt hat eine Wesenbergische Kralle. Und so man einen gesehen hat, der einen Schramm auf der Backe hatte, hat man allewege gesprochen: „Der mag zu Wesenberg mit allen Ehren wohl vortanzen". Etliche Verständige aber haben sich gesegnet und gesprochen: Gott sollte sie behüten vor dem Fellinschen Sprung, vor dem Wittensteinischen (Weißensteinischen) Trunk und vor dem Wesenbergischen Vortanz."

„Nach dieser Zeit des Wohllebens und des Übermuts traf, wie Russow meint, das Strafgericht ein. Man hatte allerdings auch in Wesenberg leichtsinnig in den Tag hineingelebt. Die Burg war keineswegs in Verteidigungszustand gesetzt worden. Der Vogt von Wesenberg, Gerhard Huen von Anstenreidt, der, wie die meisten seiner Standesgenossen von der Fäulnis ergriffen, nur an sich und nicht an das Wohl des Landes dachte, überlieferte das Schloß ohne einen Schuß abzufeuern . . . . den Russen. Das geschah 1558 . . . . Die Herrschaft der Russen dauerte jedoch nur 23 Jahre. Im Anfange d. J. 1581 führte der schwedische Feldherr Pontus de la Gardie mit dem Kompaß in der Hand seine Truppen über den zugefrorenen finnischen Meerbusen nach Estland, und am 20. Februar stand er vor Wesenberg." *)

*) Aus C. Mettig: „Baltische Städte", Riga, Jonck u. Poliewsky, 1905.

In kurzer Frist waren Schloß und Stadt erobert, und es beginnt für beide eine, leider nur kurze Friedenszeit. Der polnisch-schwedische Krieg brachte über Wesenberg traurige Tage. Bald gehörte es diesem, bald jenem Herrn. Das Joch der schwersten Knechtschaft aber legte sich auf den Nacken der vielgeprüften Stadt, als Gustav Adolf sie dem holländischen Edelmann Reinhold von Brederode zu privatem Besitz überließ, um diesem dadurch seine Erkenntlichkeit für die wieder-



Ruine Schloss Wesenberg.

holte Beschaffung von Geldmitteln zur Führung des großen Glaubenskrieges zu bezeugen. Die Erben Brederodes verkauften ihr baltisches Eigentum dann i. J. 1669 dem estländischen Landrate Friedrich von Tiesenhausen, in dessen Familie es trotz aller Bittgesuche und Remonstrationen bei der russischen Regierung von seiten der Stadt bis zur Einführung der Statthalterschaftsverfassung in unseren Provinzen, also bis 1783, verblieb. Das ehemals reiche Wesenberg war verarmt und herabgekommen und

nur allmählich hat es sich von den schweren Schlägen der Knechtschaft, des Krieges und der Pest erholt. Jetzt ist es eine blühende Kreisstadt an der baltischen Bahn, und als Denkmal vergangener, glücklicher und böser Zeiten ragt nur noch die altersgraue Ruine über sie empor.

Unser lieber G. entledigte sich seiner Aufgabe wieder einmal mit gewohntem Geschick und pädagogischer Würde trotz des Fechtbruderhabits. Aber einen Effekt seines Vortrages hatte er nicht voraussehen können, und der war so durchschlagend, so zum Schütteln komisch, daß ich eben noch hinter meinem Manuskript bei der Rückerinnerung laut in der stillen Studierstube auflachen muß. Unser Rhetor hatte sich aus der rechten Rocktasche seinen Russow hervorgeholt, um uns zur Warnung die Stelle über die Wesenberger Greuel, über die Sünden unserer Vorväter vorzulesen. Als er grade im besten Zuge ist, seine erhobene Stimme, wie der Donner des Gerichts, über unsere gebeugten Häupter dahintönt, und sein ernster Blick prüfend über unsere Gruppe schweift —, da unterbricht ihn die schalkhafte Frage der Frau Pastorin: „Ja, aber warum sehen Sie dabei gerade mich an?“ Eine Lachsalve ist die Antwort auf diese Frage. G. versichert unter erneutem, stürmischem Heiterkeitsausbruch stammelnd, daß die Pastorin mit der „Wesenbergschen Kralle“ selbstverständlich in gar keiner Beziehung stehe —, und der alte Russow muß es sich gefallen lassen, daß in seine ernsten Worte über eine trübe Vergangenheit die Freude an der Gegenwart hineinlacht. — —

Was soll ich über den Rest des Tages noch sagen? Im kleinen gemütlichen Teehaus des Mäßigkeitskuratoriums wurden wir von vielen freundlichen Damen beim reichen Abendbrot bedient, redeten, sangen und waren fröhlich. Ein Spaziergang durch die abendstillen Straßen der Stadt, ein trauliches Plauderstündchen im Garten des Pastorats mit den Pastorinnen und den mittlerweile von der estländischen Synode aus Reval heimgekehrten Pastoren Pallon und Masing —, und ehe wir uns versahen, war's wieder Mitternacht geworden, und die Schlafenszeit gekommen. Die wunderbaren, langen Abende, an

denen man nach heißem Tage erst ordentlich auflebte, hielten uns auf dieser Tour immer länger wach, als wir eigentlich beabsichtigten. Wir haben es nie bedauert, denn der Zauber der nordischen Sommernächte wiegt etliche Stunden verkürzten Schlafes reichlich auf. Von diesem Zauber weiß unser Guido Eckardt zu singen:

Es legt die Nacht sich still und weich
Der Erde an das Herz,
Heut ist die Welt so blütenreich,
So duftig allerwärts.

Kein Hauch sich in den Bäumen regt,
Verzaubert stehn sie all', —
Und drüber hin in Träumen schlägt
Trunken die Nachtigall. — —

* * *

Von Lodensee über Schloß Fall und Strandhof nach Reval.

Wie haben doch die modernen Verkehrsmittel die Entfernungen verkürzt! Uns, die wir eine Woche hindurch stramm marschiert waren, und doch nur alles in allem ungefähr 130 Werst zurückgelegt hatten, trug die Eisenbahn im Laufe weniger Stunden fast die gleiche Strecke weit aus dem Osten Estlands in den Westen dieser Provinz. Und das bei der bekannten Bummelei unserer Züge mit dem endlosen Aufenthalt auf jeder Station! Ehe wir uns versahen, waren wir aus Wierland nach Westharrien versetzt.

Unser Reiseprogramm wurde wieder einmal ohne die geringste Störung erledigt. Wie hatten doch die guten Menschen, mit denen ich vor Antritt unserer Tour, die mir so viel Genuß bereitende Korrespondenz, wegen unserer Verpflegung, Beherbergung u. s. w. geführt hatte, alles so gewissenhaft und pünktlich vorbereitet und angeordnet! Unseren einstündigen Aufenthalt

auf der Durchfahrt durch Reval benützte ich, um der Blindenanstalt, die uns am übernächsten Tage für einige Nächte aufnehmen sollte, einen flüchtigen Besuch abzustatten: alles war schon zu unserem Empfang bereit! — Der Zug bremst auf der Station Kegel: im Schatten des Stationsgartens ist schon der lange Mittagstisch fein sauber gedeckt, Pastor Fick, der das Arrangement für die ganze Strecke bis Strandhof übernommen, erwartet uns auf dem Eisenbahnperron, und im Lauf von einer Viertelstunde sind 31 hungrige Wanderer abgefüttert, verabschiedet und können wohlbefriedigt weiterrollen! Wie ein feinmaschiges Netz spannten sich der Gastfreundschaft zarte Fäden über die Gegenden, die wir besuchten. —

Bereits um ein Uhr mittags des 15. Juni stiegen wir in Lodensee aus unserem Eisenbahnwagen und wanderten fröhlich vorwärts. Weit hinter uns lag das freundliche Kreisstädtchen, in dem wir noch am frühen Morgen geweilt, lagen die schönen Stätten alle, die unser Fuß durchstreift, unser Auge erschaut. Ein herrlicher Hochwald nahm uns für etliche Stunden auf. Gleich beim Bahnhofsgebäude ragen seine ersten hochstämmigen Kiefern und Fichten zum Himmel empor, und leitet ein sandiger Weg in sanfter Biegung unter sein schattiges Zelt. Es ist ein Binnenlandwald. Zarter ist sein Schmelz, sonniger sein Gepräge. Wenn die Stürme vom wogenden Meer her bis zu ihm gelangt, ist ihr wilder Flügelschlag schon erlahmt und streift sanfter Wipfel und Stamm. Während die Schwestern auf hohem Glint mit gebeugtem Nacken die Windsbraut über sich dahinrasen lassen oder mit breiter Brust sich ihr entgegenwerfen, tragen die Kiefern und Fichten hier ihr Haupt hoch auf schlankem Leibe. Nicht in den Felsenboden brauchen sie ihre Wurzeln zu zwängen, sondern tief in den rötlichen Sand senken sie ihre Lebensadern. Der Kampf ums Dasein ist ihnen leichter gemacht als den riesenhaften Recken am sturmumtosten Strande.

O Wald, wer will deine Zauber ergründen, deine Rätsel erraten, deine Geheimnisse enthüllen! In deinen rauschenden Wipfeln wiegen sie sich, aus deinem würzigen Odem hauchen sie den Wanderer an, mit deinen Lauten raunen sie ihm ins

auflauschende Ohr, mit den Sonnenstrahlen huschen sie über deinen Moosteppich und in deinem Dunkel schlingen sie ihren Reigen — alles „geheimnisvoll-offenbar." Wie wird in deinem Bannkreis die Alltagsprosa zur Poesie: die Wasserlache auf dem Wege mit deinem Bilde, der knackende Ast, das schlichte Bauerngefährt, das schwelende Feuer, der reisigbeladene Wagen, der Ruf der Holzknechte — du webst um alles den zarten Schleier der Dichtung, hüllst alles in die schattigen Falten deines grünen Kleides! — —

Nach drei Stunden verließen wir die kühlen Hallen des Waldes und betraten eine öde, baumlose, graue Fläche. Der Gegensatz wirkte niederdrückend. Vom bleiernen Himmel goß die Sonne ihre Glut erbarmungslos über uns aus; die Füße empfanden den Tausch des weichen Waldweges gegen einen harten, durch die Hitze rissig gewordenen Lehmboden schmerzlich; ohne Leben und Laute dehnte sich die kahle Ebene trostlos vor uns aus, nur hier und da von dürrem Riedgras bedeckt. Was die Natur uns hier in schroffem, gegensätzlichem Nebeneinander vor die Augen führte, hast du das, o Menschenkind, nicht schon manchmal, auf deiner irdischen Wanderschaft in der Zeiten wechselnder Folge, an deiner Seele erfahren? Und hast du, teure Heimat, dich nicht schon oft — wie jetzt nun wieder — aus deinem stillen Waldfrieden in die Gluten einer öden Wüstenei versetzt gesehen? Willst du verzagen? Nein, nimmermehr! Rüstig und getrost mußt du, wie wir, durch die Wüste schreiten, denn an ihrer Grenze rauscht das ewige Meer, und sein belebender Atem der Freiheit haucht über neue Wälder und Auen dahin . . . . . .

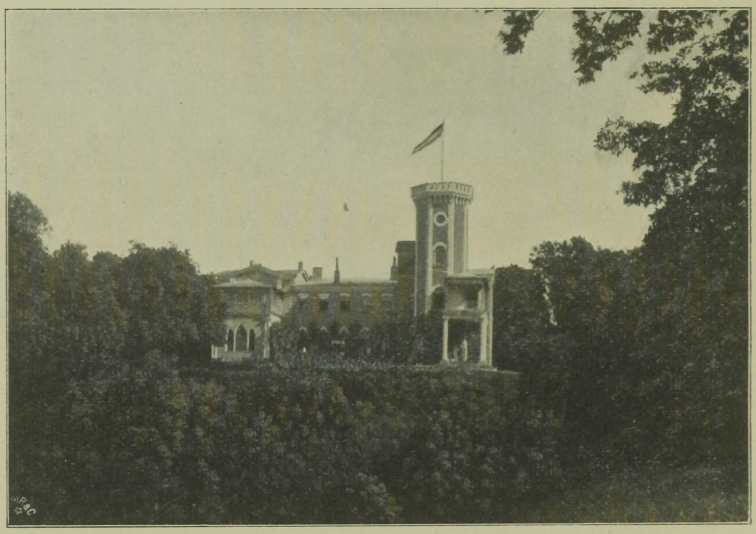
Als wir ihren Schatten wieder erreicht hatten, warfen wir uns zu kurzer Rast auf den schwellenden Rasen und ließen uns den Seewind labende Kühlung zufächeln. Mit frischen Kräften und neuem Mut gings dann weiter. Immer freundlicher wurde die Gegend, immer ähnlicher den Strandpartieen, die wir von Hungerburg bis Sackhof kennen gelernt hatten. Bald hinter Laulasma beginnt der, mehrere Quadratwerst weite, Park von Schloß Fall. An seiner Grenze lassen wir uns vor einer

malerisch gelegenen Buschwächterei von der freundlichen Wirtin noch einen Labetrunk frischen Wassers reichen und folgen ihr dann zu den schönsten Punkten dieses, von Natur und Menschenhand in gleicher Weise ausgezeichneten Fleckens Erde an der estländischen Steilküste.

Schloß Fall ist die Schöpfung und der einstige Sommersitz des Grafen Alexander von Benckendorff, des seinerzeit einflußreichsten Mannes in Rußland. Jetzt gehört es dem Fürsten Peter Wolkonsky. Unserer Führerin folgend, durchschreiten wir das wellige Terrain eines dunklen Tannenhains auf wohlgepflegten Wegen und gelangen zunächst zum Begräbnisplatz der Benckendorffs und Wolkonskys. Er liegt auf einer mit Kiefern und Lärchen bewaldeten Anhöhe, zu der eine bequeme steinerne Treppe hinaufführt. Nach Norden hin fällt der Hügel zu einem lichtgrünen, von Nadelholzbäumen umstandenen Tale ab; darüber hinweg erblickt man das Meer. Die einfache Kapelle, die schlichten, großen Marmorplatten mit Inschriften auf den Grüften, der reiche Blumenschmuck, das geschmackvolle Gitter und vor allem der Frieden der Umgebung — sie breiten eine Weihe über diese Ruhstatt der Toten, die das Gemüt in eine ernste Feierstimmung versetzt. Es ist ein kurzer, aber schöner Nachruf, den der gestrenge Kaiser Nikolaus I. seinem treuen Diener, dem Grafen Alexander von Benckendorff, der hier als erster bestattet worden ist, in dem Worte gewidmet: „Er hat mich mit vielen versöhnt, mit niemandem entzweit.“ Wer denkt bei diesem Ausspruch, der einem Mächtigen auf Erden galt, nicht unwillkürlich an das noch tiefere Herrenwort: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ —

Die herrlichen Anlagen in der nächsten Umgebung des Schlosses weisen so viel Schönheiten der Natur und Kunst auf, daß das Auge nicht weiß, wohin sich zuerst zu wenden, wo auszuruhen. Breite, peinlich saubere Grandwege schlängeln sich durch die weiten Wiesenteppiche, deren Saum die edelsten Bäume, darunter Prachtexemplare von Blutbuchen, bilden. Der rasch fließende, stattliche Regelbach windet sich durch diese grüne Pracht und vereinigt sich in breitem Strom mit dem Meere. An seiner

Mündung hat ein graziöser, gußeiserner Pavillon Aufstellung gefunden. Überall laden Gartenbänke aus gleichem Metall den Wanderer zum Weilen ein. Die Verbindung der beiden Ufer des Flusses ist durch eine auf Ketten ruhende Hängebrücke und eine luftige, leichte Bogenbrücke hergestellt; ihre zierlichen Formen spiegeln sich im klaren Wasser des Baches wieder, und ihr blendend weißer Anstrich hebt sich eindrucksvoll vom Grün der Umgebung ab. Am steilen Ufer des Kegelbaches erhebt sich die



Schloß Fall.

Ruine eines unvollendeten modernen Hauses, die, mit Gesträuch bewachsen, viel zur Verschönerung und Abwechslung der Gegend beiträgt. Immer neue, überraschende Aussichten auf das Tal, das Schloß, auf Tempel und Brücken, auf Gruppen herrlicher Bäume, Lauben, Blumenbeete, Terrassen usw. bieten sich dem Besucher von den verschiedenen Punkten des Parkes aus dar. „Das Denkmal, das Kaiser Nikolaus I. zum Andenken an seine Anwesenheit in Fall im Jahre 1833 sich und seiner Begleitung

gesetzt hat", ist auf einer Anhöhe nahe beim Schloß errichtet. „In einem gotischen Tempel von Gußeisen, ist auf ehernem Postament das Brustbild des Kaisers aufgestellt, während die Namen sämtlicher Personen seiner Begleitung auf Metalltafeln über den von schlanken Säulen getragenen Spitzbögen verzeichnet sind."*)

Das zweistöckige Schloß selbst ist in englisch-gotischem Stil erbaut und nicht groß. Ich kann nicht sagen, daß es mir in seiner Architektur gefällt; mag auch sein, daß der ungünstige Eindruck durch die häßliche, schmutziggelbe Kronsfarbe, mit der es getüncht ist, hervorgerufen wird.

Leider durften wir, da ich versäumt hatte, vorher die Erlaubnis dazu von dem abwesenden Besitzer einzuholen, das Innere des Schlosses mit seiner wertvollen Bibliothek, seinen vielen Kunstgegenständen, Kostbarkeiten und Seltenheiten nicht besichtigen. Nur durch die geschlossenen Fenster lugten wir in ein Gemach des unteren Stockes: ein schöner Kamin, und mit schweren Gobelins bedeckte Wände war alles, was wir erspähen konnten. Wohl aber durften wir unter den, dicht beim Schloß von Kaisern, Kaiserinnen und Gliedern unseres Herrscherhauses zum Andenken an ihren Aufenthalt hierselbst gepflanzten und mit Inschriftenplatten versehenen Bäumen wandeln, die auf einem Rasenplatz aufgestellte Venus von Canova bewundern, die russische Kirche, die Räume für die Gäste aus St. Petersburg, die Treibhäuser usw. in Augenschein nehmen.

Den Namen trägt das Schloß und seine Markung vom Wasserfall des Regelbachs. „Er stürzt über eine 18 Fuß hohe Felsenbank und wälzt sich im tiefen Felsenbette schäumend, von Fischwehren öfter aufgehalten, in das anderthalb Werst entfernte Meer." Leider sahen wir ihn nicht in seinem vollen Glanze. Durch die anhaltende Dürre war der Fluß so wasserarm geworden, daß sein Bett hier und da ganz bloßgelegt war und nur dünne Wassergarben sich über die braunen Felsplatten in die Tiefe ergossen. Anmutig brach sich das Sonnenlicht in

*) Die Zitate aus S. Stavenhagens „Album baltischer Ansichten".

den kreisenden Strudeln und streute alle Regenbogenfarben in den feinen Sprühregen aus, der die Luft über dem Wasserfall durchfeuchtete. Nebenbeistehendes Bild zeigt den letzteren in einer Jahreszeit, wo der Kegelbach aus beschatteten Schluchten mit reichem Wogenschwall hervorströmt und schäumend den jähen Absturz herniederpoltert. —



Der Wasserfall bei Schloß Fall.

Es war schon 7 Uhr abends geworden, als ein Hofsarbeiter uns zu unserem von Schloß Fall anderthalb Werst entfernten Nachtquartier, dem stattlichen Gesinde des Girma-Wirts im Dorfe Türisal geleitete. Mitten im Walde lag das behäbige, schmucke Anwesen. Die leutselige Frau Wirtin begrüßte uns an der Pforte ihres Gärtchens und tischte uns zu vorläufiger Erfrischung mehrere Kübel kellerkalter Vollmilch auf, zu der die Brotschnitten mit Butter prächtig mundeten. Einige hundert

Schritt von unserer Raststelle entfernt, rauschte das Meer. Die waldbestandene Düne an seinem Ufer erinnert an den Rigaschen Strand. Wie wohl tat es, auf den mosigen Waldboden hingestreckt, sich zunächst nach dem anstrengenden Marsch zu erholen und dann den heißen Körper im flachen, von grauschwarzen, erratischen Blöcken wie betupften, lauwarmen Wasser zu baden! Wir hatten Zeit — und das ist ein Haupterfordernis zu ungetrübtem Genießen — Zeit vor dem Abendbrot und Zeit nachher. Getragene Volksweisen leise vor uns hinsummend, schauten wir der untergehenden Sonne nach, schauten hinaus auf die Meeresstille, die der baltische Sänger Andreas Wilhelm von Wittorf so naturwahr in folgenden Versen schildert:

Wie hat sich Wog' an Wog' geschmiegt,
Vom Lied der Sterne eingewiegt!
Kein Lüftchen wagt es, sie zu wecken,
Nun sie sich sanft zu schlummern strecken.
Und auf des Meeres Riesenschild
Malt sich des Himmels Spiegelbild;
Nur leis erbebet in Entzücken
Die Flut, — das Bild nicht zu zerstücken. —

— — Wir sprangen aus unserem hohen Heulager in der großen Riege des Gesindes, als das Licht der Morgensonne in breitem Strahl durch das geöffnete Scheunentor über unsere Himmelbetten flutete, und die Stimme eines jungen Freundes, der zu unserer Begrüßung aus Wittenpöwel hierher geeilt war, zum Aufstehen mahnte. In fröhlichem Tollen wurden die Kleidungsstücke aus dem Heumeer und von der Mauerkrone unter dem Dach der Riege zusammengelesen. Dann ging's in luftiger Morgentoilette durch den taufrischen Wald zum Strande hinab, wo ein kühles Bad in der See den erholten Körper zu neuen Wanderstrapazen stählte. Das war ein buntes Getümmel, ein Jagen und Haschen, ein Plätschern und Duschen im Uferwasser! Darauf sah die schmucke, noch unbewohnte Sommervilla am Meere, wie wir auf ihrer Veranda und zu ihren Füßen im Walde die letzte Hand an unseren äußeren

Menschen legten, und unser unermüdlicher „Schneider" seine Nadelkunst an manchem bösen Hosenriß betätigte. Und nun der Morgenkaffee im Freien nach dieser Erfrischung! — doch ich schweige.

Ein tüchtiger Tagesmarsch stand uns bevor. Immer am Strande entlang, wollten wir über Wittenpöwel, Surrop, Morras, Strandhof bis zum Tischerschen Kruge wandern. Die Strecke betrug über 20 Werst auf schweren Wegen. Daher säumten wir nicht, sondern brachen, als wir unser Gepäck zu direkter Beförderung nach Reval unseren lieben Girma-Wirten übergeben hatten, ohne Zögern auf. Den Weg wies uns der junge Wittenpöweler Lokalpatriot, der sich bald unter den Wandervögeln heimisch fühlte.

Die Landschaft war bis kurz vor Wittenpöwel, unserem Mittagsziel, wenig reizvoll. Freilich, das immer gleich großartige Meer hatten wir stets zur Seite, aber der Glint konnte sich mit den Partien, die wir bisher gesehen hatten, nicht messen. Er ist hier niedriger und meist unbewaldet. Der sandige Ufersaum geht landeinwärts zunächst in eine schilfbewachsene Ebene und dann, ein paar Werst vor Wittenpöwel, in das anmutige, grüne Tal des Hüerbaches über. Durch ein seichtes Sandbett führt letzterer sein Wasser ins Meer. Wir durchwateten ihn, ein Teil den andern Huckepack hinübertragend, an seiner Mündung. Vater L. hatte sein alter ego, den lustigen Schneider, zum Nilpferd erwählt; sein wallender Bart berührte vom gekrümmten Rücken herab fast den Wasserspiegel. Es soll nicht ungefährlich sein, den Bach an jeder beliebigen Stelle zu durchschreiten; der Boden besteht aus trügerischem Flugsand, in dem man leicht versinken kann. —

Eine gute halbe Werst vom Meeresufer liegt das schlichte Herrenhaus von Wittenpöwel, eines Beigutes von Schloß Fähna, das, im Besitz der freiherrlich Stackelbergschen Familie, als Geburtsort unseres berühmten Reisenden und Malers Otto Magnus Baron Stackelberg weit und breit bekannt ist. Mir gereichte es zu besonderer Freude, eine flüchtige Stunde in Wittenpöwel verbringen zu dürfen, da ein treuer Freund von meiner kurzen Revaler Amtszeit her, der Oberlehrer Rudolf Knüpfer, hier schon das dritte Jahr sein idyllisches Sommer-

heim gefunden hatte. Freudig bewegt wurde das Wiedersehn mit der befreundeten Familie gefeiert — leider war die Hausfrau zu einer Kur in Reval abwesend — wurden alte liebe Erinnerungen aufgefrischt, und neue Sorgen geteilt. Das warme Pädagogenherz verstand so ganz unsere Zwecke, die wir mit dieser Schülertour durch die Heimat verfolgten, und begeisterte sich an dem offen kameradschaftlichen, und doch den pietätvollen Respekt der Jugend den Lehrern gegenüber nicht verletzenden Ton, der unter uns herrschte. Und ich muß sagen, darüber uns zu freuen, hatten wir Führer allen Grund; unseren braven Jungen zur Ehre sei es gesagt, daß sie die Grenze der ihr geschenkten Freiheit nie überschritten haben. Was das in unserer Zeit der geradezu wahnwitzigen Schülerstreiks bedeutet, vermag jeder Jugendfreund gebührend zu werten.

Frau Baronin Stackelberg war persönlich aus Fähna herübergekommen, um uns freundlich zu bewirten, und nahm an unserer Fröhlichkeit frischen Sinnes lebhaft Teil. Als ich, auf der Freitreppe stehend, die Wandervögel inmitten unserer Gastgeber abmarschbereit vor mir sah, so malerisch gruppiert im Rahmen der lieblichen Uferlandschaft, da drängte es mich, mit meinem Dank für die erfahrene Freundlichkeit ein ernstes Wort über die Notwendigkeit treuen Zusammenhaltens der Heimatgenossen in allen drei Provinzen zu verbinden. Ja wahrlich, ein fester Zusammenschluß in opferfreudiger Arbeitsgemeinschaft tut uns jetzt mehr denn je Not! — —

Der Glint von Surrop bis Tischer gleicht im wesentlichen dem schon im ersten Abschnitt dieser „Wanderbilder" geschilderten. Ich will mich daher in seiner Beschreibung nicht wiederholen und hebe nur das Charakteristische dieser Strandpartie hervor.

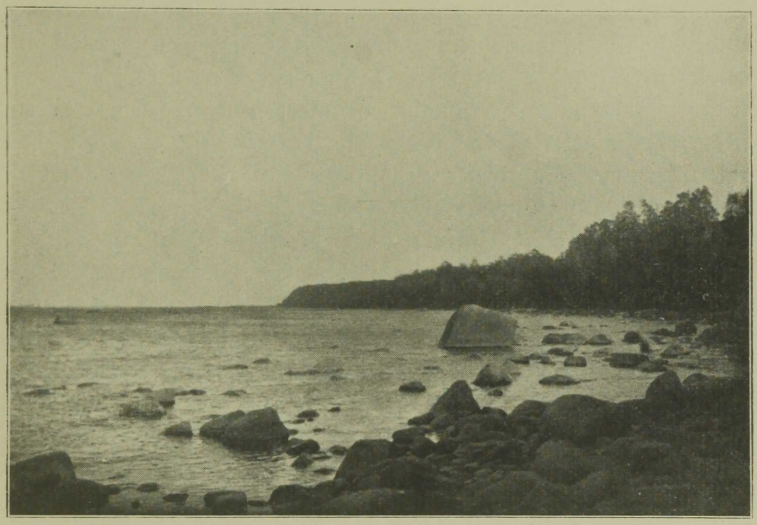
Auf schroffem Felsvorsprung steht der Leuchtturm von Surrop. Sein Licht soll die Schiffer zur Vorsicht mahnen, wenn sie bei dunkler Nacht zwischen der Küste und der Insel Nargen in die Revaler Bucht einlaufen müssen. Wir bestiegen ihn nicht, weil uns in Aussicht stand, modernere Beleuchtungsapparate im Katharinenthaler Leuchtturm bei Reval kennen zu

lernen, sondern genossen, ein Weilchen am Felsabhang hingelagert, den prachtvollen Ausblick über das wohl ein paar Werst weit in spitzem Winkel sich ins Meer erstreckende Vorland zu unseren Füßen. Der Glint biegt bei Surrop fast rechtwinklig von seiner Richtung nach Norden hin gen Osten ab, und diesem Felsenknie ist nun ein flaches Ufergelände — mehrere Quadratwerst groß — vorgelagert, dessen helles Wiesengrün, mit den malerisch gruppierten dunkleren Waldparzellen darauf, bis direkt an die Felssohle hinanreicht. Durch den starken Kontrast entsteht ein, das Auge immer wieder fesselndes Bild: es ist, als ob das Glintplateau. wie ein kubischer Felsblock, auf einen grünen Präsentierteller gestellt wäre, der in einem weiten Wasserbecken schwimmt; bei hohem Wellengang mußte man hier die Empfindung haben können, als ob man auf dem Glint mitschaukele. Allmählich verengert sich das flache Ufergelände, und hinter dem Gute Morras fallen die steilen, schroffen Felswände etwa wie bei Peuthof direkt zum Meere ab.

Den Weg von Surrop bis zum letztgenannten, von Weymarnschen Gute nehmen wir über eine Viehweide. Der Felsengrund ist nur mit einer dünnen Schicht Dammerde bedeckt und zum Ackerbau völlig untauglich. Dagegen sollen die Herden hier ein nahrhaftes Futter in dem üppig gedeihenden Kraut, der potentilla fructicosa, finden. Die Fläche ist von kleinen Hainen förmlich überdeckt. Wie eine Oase grüßt den Wanderer aus der Ferne das Grün des Morrasschen Parkes. Schnurgerade führt eine prachtvolle, wohl über eine Werst lange Laubholzallee durch ihn wieder zur hohen Meeresküste, die wir nun bis Tischer nicht mehr verlassen.

Eine grasbewachsene, von niedrigem Wacholdergebüsch bestandene Hochebene dehnt sich vor uns aus. Ungefähr 150 Fuß unter uns das Meer. . . . Der nördliche Horizont begrenzt von der langgezogenen, dunklen Küstenlinie der Insel Nargen. . . . Am Ufer zahllose, in Gruppen traulich gesellte, riesenhafte erratische Felsblöcke; an den Strand gezogene Fischerböte zu Füßen der winzigen, strohgedeckten Hütten ihrer Besitzer. . . . Kein Wanderer, der uns begegnet — lautlose Stille ringsumher. . . . Sonnenbrand und nagender Durst. . . .

Die Gegend wird mir vertrauter. Einen der schönsten Sommer meines Lebens habe ich im Jahre 1901 in Strandhof verbracht und auf häufigen Spaziergängen die Umgegend durchstreift. Bei einem Fischerhause steigen wir einen steilen Felsenpfad zum Meere hinab. Wirres Gebüsch überwächst die Glintwand. Im Steingeröll, zwischen Granitblöcken hindurch, über Sandsteinplatten hinweg wandern wir im Schatten der Felswand, von der Melodie plätschernder Wellen begleitet, dahin. Aus ungezählten Quellen rieselt, leise murmelnd, eisenhaltiges Wasser aus



Meeresufer bei Strandhof.

dem Glint hervor und zieht über den weißen Ufersand braunrote Bänder. Düster heben sich vom klaren Meeresspiegel die schwarzen Rümpfe von vier manövrierenden Kriegsschiffen ab — ein trauriger Überrest der einst stolzen, nun in der Tsuschima-Straße begrabenen baltischen Flotte. Der Rauch aus ihren Schloten lagert sich in langen schwarzen Schleiern über der leuchtenden Meeresflut.... Da ist auch schon der von mir einst

oft beschrittene, lange Steg zu den Strandhöfer Badehäusern. Die an ihm befestigten Ruderböte werfen ihre Schatten über das Wasser und schaukeln sanft im Wellengemurmel. . . . Aus Glast und Dunst treten die ernsten Türme Revals am östlichen Horizont immer deutlicher hervor. . . . Tausend lichte Erinnerungen wachen in mir auf. . . .

Dort, wo unter den rauschenden Wipfeln der Föhren die ersten Sommerhäuser der Strandhöfer Villenkolonie in schattiger Verborgenheit stehen, stiegen wir wieder zum Glint hinauf. Einer Verabredung gemäß sollten wir hier vom Dorpater Stadtmissionär Käärt empfangen werden. Er war früher lange Jahre hindurch ein geliebter und geachteter Volksschullehrer in Strandhof gewesen, dann aber, als die Russifikation begann, nicht mehr für tauglich befunden und abgesetzt worden. Als Villenwächter bewohnte er später sein eigenes Häuschen am Strande. In dieser Stellung lernte ich den schlichten, frommen Mann kennen und konnte ihm schon im folgenden Jahre an der Stätte meiner neuen Berufstätigkeit, in Dorpat, ein passendes Amt im Dienste unserer Stadtmission verschaffen. Alle Sommer verbringt er nun seine kurze Urlaubszeit im geliebten Strandhof. Wir begrüßten ihn mit lautem Hurra, und er führte uns ohne Aufenthalt auf schattigem Waldwege zum sogen. „Kaiserblick", einem der großartigsten Aussichtspunkte am estländischen Strande. Wir stehen auf einem Rasenhügel am Meer, der sich zwischen bewaldete Felsen hineinschiebt wie ein lachendes Kind zwischen die verschlungenen Arme der Eltern. Eine einsame Schwarzeller hält vor ihm Wacht und breitet ihr dunkelgrünes Blättergewirr über den feinen, weißen Ufersand. Über ihre Wipfel hinweg gleitet das Auge von einem Bilde zum andern: von der Insel Nargen über das Meer zur Kakkomägischen Spitze und der lieblichen Ziegelskoppelschen Bucht, bis es entzückt haften bleibt auf dem Panorama Revals, das, wie aus dem Felsen sich emporringend, vor einem steht. Noch kann das unbewaffnete Auge nur die scharfumrissene Silhouette der Stadt aufnehmen, aber plastisch erheben sich von ihrem Grunde die ernsten Kirchtürme zum blauen Himmel, alle überragt von

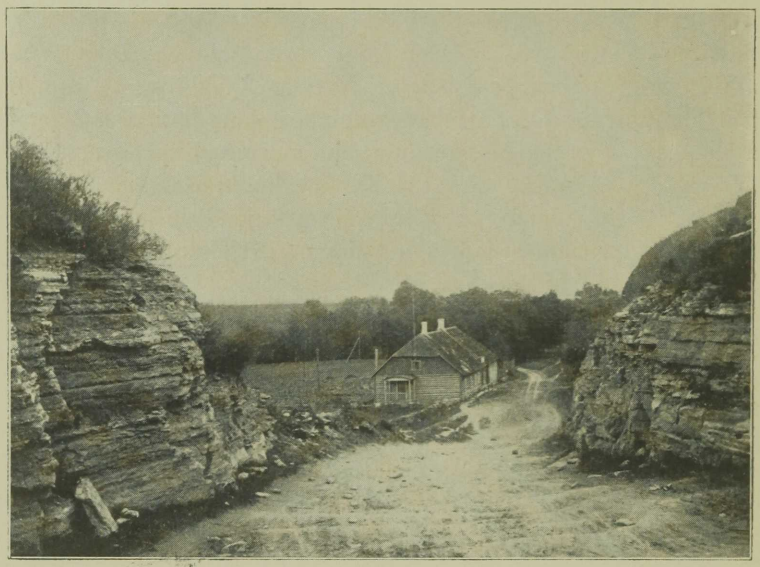
der schlanken Nadel des St. Olauturmes, dem Wahrzeichen des „nordischen Neapel". — —

Die behäbige „Kubjamutter" vom Gute Strandhof hatte uns mit kühler Milch und frischem Brot gelabt, — und weiter ging's am strohgedeckten Schulhause vorbei, in dem ich i. J. 1901 mein trauliches Sommerheim aufgeschlagen hatte, vorbei an einzelnen Villen, und hinauf zur beliebten Strandhöfer Promenade, auf dem Glint. Wahrlich, diese Promenade ist mit Recht beliebt und viel besucht! Zuerst ein wogendes Feld zur Rechten, und zur Linken das durchs Laub der Bäume schimmernde Meer; dann die dunkle, hohle Gasse einer Nußallee, und endlich das schnurgerade fortlaufende Glintplateau hoch über dem Meere, rasenbedeckt und im Hintergrunde mit wahren Prachtexemplaren von Fichten bestanden, Fichten, die gesellig in Familiengruppen groß und klein zusammenstehn und ihr grünes Kleid langschleppig über die Füße hängen lassen, um sich vor Erkältung durch rauhe Nordwinde zu schützen. — Durch Lucca, den Sommersitz des Barons Etienne Girard de Soucanton, der auf einer Terasse des Glints kunstsinnig angelegt ist, wandern wir, immer mehr absteigend, zum Tischerschen Kruge, wo wir vorher bestellte Postwagen vorzufinden hoffen. Die sollen uns rasch über eine öde Strecke nach Reval befördern. Die Spannung der Jungen ist groß — sie stehen vor einem ganz neuen, auf dieser Tour noch nicht dagewesenen Erlebnis: einer zwölf Werst weiten Fahrt mit Pferden.

Und richtig! — vor dem malerisch gelegenen Kruge erwarten uns schon drei große Omnibusse, zwei mit je vier, einer gar mit sechs Pferden bespannt. Mittlerweile ist auch unser Gepäckwagen aus dem Pirma-Gesinde eingetroffen, und das Verladen der Rucksäcke, der Kampf um die Plätze in den Wagen beginnt. Vor dem Kruge wimmelt's wie in einem Bienenkorbe von geschäftig hantierenden Menschenkindern.

Die lustige Fahrt ist rasch zu Ende, und die Gefährte halten vor der Revaler Blindenanstalt auf dem Antonisberge. Bald hallen die ferienstillen Schulräume im zweiten Stock des schmucken Baues von frohen Lauten wieder. Uns empfängt die

treue Gehilfin der Anstaltsoberin, Fräulein Therese Peterson. Wie leid tut es mir, daß ich in den mir so lieben und bekannten Räumen die unermüdliche tatkräftige Leiterin des segensreichen Wohltätigkeitsinstituts, meine verehrte Freundin Fräulein Elisabeth von Kawer, nicht wie früher nach längerer Zeit begrüßen darf! Sie hat, wie ich es gar nicht anders erwartet, alles für unseren Revaler Aufenthalt und die Ausflüge in die



Der Glint und Dorfkrug bei Tischer.

Umgegend liebevoll und umsichtig angeordnet und ist dann zur Stärkung der Gesundheit und Sammlung neuer Kräfte für den schweren Beruf ins „Land der tausend Seeen", nach Finnland geeilt.

Unsere Jungen scheinen sogleich von der Nervosität des Stadttreibens gepackt zu sein: sie möchten am liebsten nach allen Windrichtungen hin ausschwärmen — doch halt! — die Podrettregel lautet: „Zusammenbleiben!" Die Tanten und Verwandten

müssen schon so lange warten, bis sich die Zeit zur Visite bei ihnen findet; jetzt gibts erst ein kräftiges Abendbrot, und dann machen wir noch einen gemeinsamen Bummel durch einige Straßen der Stadt — an der Realschule, dem neuen Gebäude des adligen Kreditsystems, dem Revaler Aktienklub vorbei, durch die Lehmpforte hindurch bis zum Rathaus, und dann durch die Schmiedestraße und die Karlskirchen-Anlagen zurück — in die Betten. — —

* * *

Auf Ausflügen in die Umgegend Revals.

„Ende gut, alles gut" — sagt ein Sprichwort. Auf den Abschluß unserer Wanderung findet es jedenfalls berechtigte Anwendung. Die drei Tage, an denen wir die Umgebung Revals und die Stadt selbst kennen lernten, waren so genußreich und erfrischend, daß sie die Ermüdung, die sich nach den anstrengenden Märschen in fortdauernd drückender Hitze allmählich doch einzustellen begann, vollkommen vergessen machten. Mit den Namen Liberty, Rocca al mare, Nargen, Katharinental, Kosch, Brigitten und Wiems nenne ich ebensoviel unvergeßliche Raststellen, an denen sich die „Wandervögel" auf ihren Ausflügen in die Umgegend Revals erquickten und erholten. Dabei bot ihnen die Blindenanstalt ein warmes Nest, in das sie für die Nacht immer wieder zurückflogen und wo sie am Morgen und Abend ihre Atzung erhielten.

Es war am Freitag, den 17. Juni, als wir uns zum ersten Ausflug rüsteten. Doch bevor wir aufbrachen, nahm ich Gelegenheit, den Genossen froher Stunden eine kurze Skizze von der Geschichte und Praxis der Blindenfürsorge zu entwerfen. Wie hätten wir die Gastfreundschaft dieses Wohltätigkeitsinstituts in Anspruch nehmen wollen, ohne uns mit dem Werk der Nächstenliebe, das in seinen Räumen segensreich geübt wird, vertraut zu machen! Nach meinen kurzen Bemerkungen über den mitleiderregenden Notstand der Blinden, über die bahnbrechende Pionierarbeit des Pariser Valentin Hauy (1756—1822) und

des Wieners Johann Wilhelm Klein (1765—1848) auf dem Gebiet der Blindenfürsorge, über die Einrichtung und Arbeit, die Schwierigkeiten und Gefahren, das Ziel und den Segen dieses Barmherzigkeitswerkes —, wurden uns durch zwei bereits — entlassene blinde Frauen die Erfolge des Blindenunterrichts demonstriert. Fließend lasen sie mit Hilfe ihrer Fingerspitzen die in dickes Papier eingestochene Braille'sche Punktschrift, schrieben Sätze in lateinischer Uncialschrift auf ihre Tafeln und zeigten prompt auf ihren Reliefkarten die durch meine Fragen bezeichneten Städte, Flüsse und Gebirge. Es kann nicht anders sein, als daß solch' eine Blindenstunde mit ihren Resultaten die Hospitanten verblüfft und ihr Gemüt tief bewegt. Ja wahrlich, die Liebe öffnet nicht nur die Augen für die Not des Nächsten, sie lehrt auch die Mittel finden, ihr zu steuern und das scheinbar Unmögliche möglich zu machen! Ein Besuch in der Anstaltswerkstatt, wo emsig Bürsten angefertigt wurden, schloß unseren Exkurs in das Gebiet der Blindenfürsorge. — —

Liberty und Rocca al mare grenzen aneinander und liegen beide am westlichen Ufer der liebreizenden Ziegelskoppelschen Bucht. Es sind zwei Sommersitze, die durch ihre malerische und an schönen Aussichten reiche Lage sehenswert sind. Ersterer ist bereits seit über hundert Jahren im Besitz einer Linie der reichverzweigten Familie Koch, und letzteren hat sich Baron Girard de Soucanton, dem auch Lucca gehört, geschaffen. Der Weg aus Reval nach Liberty ist reizlos. Er führt auf der Baltischportschen Straße hinaus aus der Stadt, vorüber an der estländischen Irrenanstalt Seewald und an der kleinen Villenkolonie Schwarzenbeck. Ein paar Werst hinter dem letztgenannten Orte biegt ein sandiger Fahrweg nach rechts ab. Ein tulpenförmiges, tiefgrünes Waldbouquet erhebt sich aus der Ebene, umschlungen vom hellgrünen Bande der Meeresbucht. Der minaretartige Aussichtsturm von Liberty ragt mit seiner Zinne über die Wipfel der Bäume, und die lustig im Winde flatternde, grün-violett-weiße Trikolore Estlands grüßt schon von Ferne den Ankömmling.

Man hat bereits seit mehr als einer Stunde auf unsere Ankunft zu Mittag gewartet. Durchs Fernrohr lugt der Sohn des

Hauses, Herr Rechtsanwalt Edgar Koch, immer wieder nach uns aus; am Fuß des Aussichtsturms steht die ganze Familie versammelt, immer wieder zum kleinen Türmer oben wie weiland „Blaubarts“ unglückliches Weib hinauffragend: „Siehst du noch nichts?“ Endlich tönt des Knaben erstaunter Ruf nach unten: „Es ist ganz schwarz von Menschen!“ Das waren wir — oder richtiger, war unser Trupp ohne mich, der in der Stadt noch mit dem Portkapitän wegen des Dampfers verhandeln mußte, den uns die Liebenswürdigkeit des Revaler Hafenkommandeurs, des Admirals von Woulf, zur Überfahrt nach der Insel Nargen in Aussicht gestellt hatte. Einen Fuhrmann benutzend, erreiche ich die frohe Schar an der Grenze Libertys. P. tritt militärisch salutierend vor und meldet, daß alles in Ordnung; freudig bewegt begrüße ich die treue Freundin meines Hauses, Frl. E. K., die nach langer Krankheit genesen, uns entgegengekommen ist und uns nun die sanfte Anhöhe zum schönen Besitz ihrer Mutter hinaufgeleitet. Von der Familie Koch freundlichst bewillkommnet, durchschreiten wir einen Teil des auf hügeligem Terrain angelegten Parkes. Auf schattigen Gängen gelangen wir zur sogen. „Batterie“, einem Aussichtspunkte im Park, wie man ihn sich schöner kaum denken kann. Auf einem natürlichen, von prächtigen Espen und Tannen umstandenen Altane laden bequeme Gartenbänke zum Ausruhen ein. Über die schöngeschwungene Bucht hinweg sieht man sich direkt dem einzigartigen Panorama Revals gegenübergestellt. Wie ein scharfgeschnittenes Relief hebt sich das zusammengedrängte Stadtbild vom blauen Fond des Himmelsgewölbes ab. Durch ein scharfes, auf ein Stativ gestelltes Fernrohr, kann man jeden Stein im grauen Gemäuer des alten Schlosses sehen; hoch über die Mauerkrone ragt der lange, schlanke (siehe die Initiale zu diesem Aufsatz) „Hermann“ empor.

In den Scheiben der Häuser auf dem „Dom“ spiegelt sich glitzernd die Sonne . . . Dohlen und Schwalben umkreisen die spitzgiebligen, rot und weiß schimmernden Dachfirste und die schwarzen Türmchen der Kirchen . . . Wie treffend Eberhard Kraus in seinem Gedicht „Reval“ (s. S. 289) die Eigenart

dieser „edlen, strengen Stadt, gebaut auf gedrangen Felsenpfad" gezeichnet, das kann man von diesem Ausblick erkennen. Man hat in der Tat den Eindruck:

„In dir strebt alles
Vom brodelnden Herde
Der düsteren Erde
Zu lichteren Sphären
Empor — empor —
Excelsior!"

Zur Linken schweift der Blick über das Wasser bis zur Insel Nargen und zur äußersten Spitze von Ziegelskoppel, somit die ganze Bucht umspannend. Aus diesem Grunde hatten die Russen hier während des Krimkrieges, als Reval von einer englischen Flotte bedroht wurde, eine Batterie aufgestellt.

Nach einem frohen Mittagsmahl in der „offenen Halle" wanderten wir, von unseren liebenswürdigen Wirten geleitet, durch den Park von Rocca al mare. Zu seinen Sehenswürdigkeiten gehört in erster Linie die sogen. „via Appia". Nach der berühmten Gräberstraße in Rom so genannt, wird sie in einer Länge von ungefähr einer halben Werst von großen, alten, inschriftbedeckten Gräberplatten aus Kalkstein und urnengeschmückten Säulen flankiert. An beiden Enden der Straße erheben sich zwei stilvolle Torbogen, durch die der Besucher eintritt. Diese beredten Zeugen einer grauen Vergangenheit, eingebettet ins Waldesgrün und umrauscht von den Blättern der Bäume, versetzen die Seele in eine friedevoll-ernste Stimmung. Auf die Initiative des Besitzers von Rocca al mare, hat sie unser bekannter, leider zu früh uns entrissener Archäologe Eugen von Nottbeck meist aus dem alten Revaler Dominikanerkloster in der Rüststraße hierher verpflanzt und nach der Entzifferung ihrer Inschriften sachgemäß gruppiert. Es war ein schöner Gedanke, der hier in so eindrucksvoller Weise zur Ausführung gelangte.

Bis an die Grenze des Parkes setzten wir unseren Gang fort, um den Blick über das Meer zur Rechten und die weite Fläche der Heide zur Linken zu genießen. Der Kontrast wirkte überraschend: die leuchtende Wasserfläche und das düstere Moor.

Wenn im Juli die Heide ihre Reize entfaltet, und der weiß-rosa schimmernde Teppich des Heidekrauts, der lieblichen Erika, sich über die Ebene breitet, dann muß das Blaugrün des Meeres daneben das Bild noch farbensatter gestalten. Weite Flächen wecken die Sehnsucht — die Sehnsucht nach einem fernen Lande des Glückes.

Noch immer war der Dampfer, der uns nach Nargen bringen sollte, nicht zu sehen. Vergeblich spähen wir, auf dem Parkwege am Strande entlang spazierend, nach ihm aus. Da ward eine leichte Rauchwolke hinter der Insel Groß-Karlos sichtbar. Bald hob sich auch der Rumpf eines Dampfers, der die Revaler Bucht verließ, vom Meeresspiegel ab. Das muß er sein. Doch nein — er nimmt ja seinen Kurs nach Westen anstatt nach Südwesten. Es war doch alles aufs genaueste besprochen und abgemacht: um zwei Uhr mittags sollte der Dampfer in der Nähe der Küste von Rocca al mare ankern. Nun war es drei Uhr geworden und er war noch immer nicht da... Ob er überhaupt kommen wird? Ein weiteres, banges Warten... Da endlich biegt ein schmuckes Fahrzeug um die Kakkomägische Spitze und steuert auf uns zu. Ja, das ist doch dasselbe Schiff, welches wir nach Westen dampfen sahen, warum denn die Irrfahrt? Wir sollten es bald erfahren: der Küstenkapitän hatte die Bucht von Liberty in Strandhof gesucht und sich durch die Mannschaft nicht eines besseren belehren lassen wollen. Ei, ei! Na, er war nun doch mit anderthalb Stunden Verspätung angelangt, — und das war die Hauptsache. In vier Böten begann unsere Verladung vom Libertyschen Badestege aus und ging glücklich von statten. Das Boot mit der Andreasflagge gelangte als erstes beim schmucken „Molodjez" (zu deutsch etwa „Mordskerl") an. Bequem fanden wir alle auf dem Hinterdeck Platz, obgleich mit uns noch eine Gesellschaft von Damen fuhr. Nachdem wir uns mit dieser bekannt gemacht, lichtete der „Molodjez" um 4 Uhr nachmittags unter unseren frischen Gesängen die Anker. Bald waren die lieben Menschen, welche uns das Geleit gegeben, unseren Blicken entschwunden, und verschwamm die Küste von Liberty und Rocca al mare immer mehr im blauen Dunst, während die Umrisse von Nargen allmählich schärfer hervortraten.

Es war eine erquickende, schöne Fahrt. Trotz der recht bewegten See wurde diesmal keiner krank. Selbst die Landratten ließen sich das sanfte Wiegen gefallen. Etwa eine viertel Werst von der Südküste der Insel entfernt, warfen wir Anker und schon umschwärmten uns Fischerboote in großer Zahl, um uns zu landen. Am Waldessaum lagen auf sandigem Ufer die Häuser eines Fischerdorfes zerstreut, umgeben von kleinen Gärten und malerisch drapiert vom Handwerksgerät des seebefahrenden Inselvolkes. Stumm ihre Pfeifen schmauchend, arbeiteten einige wettergebräunte Teerjacken an dem Holzgerippe eines großen Bootes. Schon beim Betreten der Insel fiel uns die Vielsprachigkeit ihrer Bewohner auf: Deutsche, estnische und schwedische Laute trafen unser Ohr. Solch' Inselvolk kommt auf seinen Meerfahrten mit den verschiedensten Nationen in Berührung, entwickelt dadurch seine Intelligenz und lernt leicht verschiedene Sprachen, freilich keine von ihnen gründlich. So können sich die Bewohner der kleinen Insel Runö, mit denen ich in meiner Jugend oft im Arensburger Hafen verkehrt habe, in sieben Sprachen verständigen, aber keine einzige sprachen sie fehlerfrei. Auf dem ungefähr 35 Quadratwerst großen Nargen mit seinen 400 Einwohnern sind fünf Sprachen zu Hause und zwar: deutsch, englisch, schwedisch, finnisch und russisch, — doch dient als Umgangssprache meist estnisch oder schwedisch.

Hart am Südufer der Insel liegt nahe der Landungsstelle ein originelles Holzkirchlein mit winzigem, viereckigen Dachreiter. Es ist ein echtes, rechtes Schifferkirchlein: schlicht, sauber und stilvoll. Die kleinen, bunten Bilder in den Fenstern mit Darstellungen aus der hl. Geschichte und gereimten Inschriften in verschiedenen Sprachen, der Kronleuchter aus blauen Glaskristallen zusammengestellt, der Altar, die kleine Orgel, das Gestühl — alles ohne Rücksicht auf Stilgesetze zusammengetragen, gibt dem Kirchenraum doch das stilvolle Gepräge, das zum internationalen Schiffervölkchen paßt.

Wir marschieren durch den Wald zur Ostküste der Insel. Welch' eigenartigen Reiz hat die Natur hier: so jungfräulich unberührt scheint sie, so ungestört in ihrem stillen Werden und

Verwesen! Unser Botaniker, Vater L. entwirft folgende Schilderung von ihr: „Besonders interessant ist die Vegetation auf dem südwestlichen Teile Nargens. Da die Luft hier mehr Feuchtigkeit enthält als auf dem Festlande, so zeigen alle Pflanzen ein saftigeres Grün. Namentlich bei den Fichten fällt das auf: sie scheinen ausgebildetere und zahlreichere Nadeln zu haben. Aber noch nach einer anderen Richtung hin haben sie



Gruppe auf Nargen. *Phot. v. Armin Moritz.*

sich in die Situation auf der Insel gefunden. Da ihre Wurzeln nicht tief in die Erde eindringen können, so liegt für sie die Gefahr vor, von heftigen Südweststürmen umgeworfen zu werden; darum bilden sie jährlich einen nur kurzen Wipfeltrieb und schießen mehr in die Breite. Gern siedeln sie sich in gedrängten Gesellschaften an, greifen mit ihren Ästen ineinander und leisten so als Ganzes den Stürmen erfolgreichen Widerstand. — Auf den geschützten Plätzchen aber zieht das lycopodium seine hellgrünen Netze; zwischen Heidel- und Strickbeeren wuchert das empetrum

nigrum, und leicht wie ein Eichhörnchen hüpft über sie hinweg die zierliche linnaea borealis mit ihren heliotropartig duftenden, zarten Blütenkelchlein. Keiner dieser Pflanzen sieht man Mühsal und Ärmlichkeit an, — der Lebensquell fließt ihnen reichlich und üppig gedeihen sie in der Einsamkeit. Es ist, als könnte dieses bunte Gewirr dem Wanderer immer Neues, Ungewohntes offenbaren. Wie manches seltene Samenkorn, von rastenden Wandervögeln in die Einsamkeit gestreut, ist hier ersprossen und hat sich fröhlich angesiedelt! — Der nordöstliche Teil der Insel ist öder, der Sandboden ist steriler, das Unterholz spärlicher vorhanden und in größeren Abständen stehen hier Kiefern. Sie werden höher als die Fichten, und ihre kleinen luftigen Kronen erleichtern ihnen den Kampf mit dem Sturm, den sie hier erlernen, um ihn später als Schiffsmasten siegreich zu bestehen." —

Beim Kaufmann auf Nargen hielten wir unter diesen Kiefern ein Stündchen Rast und labten uns an frischer Milch und Butterbroten. Dann ging's zum Strande hinab. Ein breiter Streifen weißen Sandes umsäumt das Ufer. Zahllos sind die schon oft erwähnten erratischen Blöcke, tief in den Sand gebettet oder vom Wasser umspült. In gerader, buchtenloser Linie zieht sich die Ostküste Nargens bis zur nördlichen Spitze der Insel hin, wo ein Leuchtturm sein warnendes Licht weit über das offene Meer wirft. Unser Dampfer hat die Südostküste umschifft und hält unweit des Ufers, dem entzückend gelegenen Fischerdorfe Tagaküla gegenüber. Was sind das für kernfeste, wetterharte Männer, die in malerischer Gruppe am Steindamm stehen! Der Kampf mit den Naturgewalten hat ihnen die Energie tief in die männlich-schönen Züge gegraben.

Schon schickt sich die Sonne an, feurig-rot zur Rüste zu gehen. Wir müssen noch fast eine Stunde auf die Rückkehr des Kapitäns und seiner Damen warten, — dann dampfen wir Reval zu. Immer tiefer sinken die Schatten des Abends aufs Meer hernieder. Nur undeutlich erkennen wir die Umrisse der beiden Riffinseln Groß- und Klein-Karlos, an denen wir vorüberfahren. Wie der Glanz von ein paar ungewöhnlich hellleuchtenden Sternen blitzt das Blinkfeuer der beiden Katharinen-



Reval.

taler Leuchttürme über das dunkle Wasser. Gespenstisch ragt der Olaiturm vor uns auf. Wir landen um elf Uhr Abends und stürmen im Eilmarsch durch die Stadt der Blindenanstalt zu. — —

Die östliche Umgebung Revals ist womöglich noch reicher an entzückenden Ausflugsorten als die westliche. Dabei reihen sie sich gleich hinter dem Weichbilde der Stadt einer an den anderen wie kostbare Perlen auf grüner Schnur: Katharinental, Marienberg, Kosch, Brigitten und Wiems.

Wer je in Reval gewesen ist, der wird es auch nicht versäumt haben, mit der Pferdebahn oder zu Fuß die hübsche Narvsche Straße zu passieren, um den herrlichen Katharinentaler Park zu erreichen. Peter der Große ist der Schöpfer dieser herrlichen, weitausgedehnten Anlagen und der Erbauer des imposanten Schlosses (1718), das seine breite Fassade gerade in der Mitte des Parkes dem großen, mit luxuriösen Teppichbeeten geschmückten Wiesenrondell zukehrt. Einst zierten den Garten Bildsäulen und Springbrunnen, und spielten Wasserwerke, die vom Oberen See aus gespeist wurden, im lauschigen Schatten, — aber die Kaiserin Anna, der Katharinental von ihrem Gemahl als Apanage geschenkt wurde, kam selbst nie hierher und konnte es daher um so leichter über das Herz bringen, den Park seiner schönsten Zierden, der Kaskaden und Fontänen, zu entkleiden und sie alle nach Peterhof überführen zu lassen. Trotzdem bleibt Katharinental eine unvergleichliche Zierde Revals und der vielbesuchte Ort seiner lustwandelnden Bewohner. — Wie anspruchslos ist der große Zar für seine Person gewesen! Neben dem Schloß, das er zu Ehren seiner Gemahlin erbaut, nimmt sich das „Peterhäuschen" wie eine elende Hütte aus, — und doch ist es geweiht von dem Gewaltigen, der einst in diesen niedrigen, kleinen Räumen geweilt und an den so manche Gegenstände, die er gebraucht oder selbst verfertigt hat, erinnern. Von hier gelangt man auf einer bequemen steinernen Treppe hinauf auf den Laaksberg, zum sogenannten weißen Leuchtturm. Das Panorama, das sich dem Beschauer von dieser Höhe aus bietet, ist prachtvoll, besonders bei so günstiger Vormittagsbeleuchtung, wie wir sie hatten.

Eine breite Allee führt vom Katharinentaler Schloß zur Strandpromenade. Es wird wenig Seestädte geben, die etwas ähnliches aufzuweisen haben. Den ganzen Strand entlang, von der Grenze Revals bis fast zur zwei Werst entfernten Graf Orlow-Dawydowschen Besitzung Marienberg, ist ein Damm künstlich aufgeführt und zu einem breiten Kiesweg hergerichtet, an dessen landeinwärts gelegener Seite Gruppen von Ziersträuchern gepflanzt sind und auf dem zahlreiche Bänke stehen. Besonders an schönen Sommerabenden entfaltet sich auf dieser Promenade ein buntes Leben. Die Sitzgelegenheiten sind alle eingenommen und vorüber flutet ein Strom von Spaziergängern: Badegäste aus der Residenz, Militär, Beamte, Frauen in reichen Toiletten, Arbeiter in der Bluse, Alt und Jung. Wenn dann die untergehende Sonne die Zinnen Revals vergoldet, die Meeresflut in gleichmäßigem Wellentakt gegen die Böschung rauscht, der Schuß, der das Schwinden des Tagesgestirns anzeigt, vom Admiralsschiff der baltischen Kriegsflotte über den Hafen dröhnt, und Trommelwirbel die Matrosen zum Abendgebet sammelt — dann erfüllt eine große Stille die schönheitstrunkene Seele.....

Im Jahre 1902 hat auf der Strandpromenade, gerade gegenüber der Katharinentaler Seeallee, das „Russalkadenkmal" Aufstellung gefunden. Es ist dem Andenken der Helden geweiht, die in so tragischer, bis heute noch nicht aufgeklärter Weise mit dem untergehenden Kriegsschiff „Russalka" 1893 ihren Tod in den Wogen des Finnischen Meerbusens fanden. Ein schönerer Platz konnte für das Denkmal kaum gewählt werden. Vom granitenen, in die Formen eines Wracks auslaufenden Riesensockel erhebt sich die Gestalt eines Engels, der in der vorgestreckten Rechten ein griechisches Kreuz segnend über das kühle Grab der Krieger hält.

Weiter geht's: vorüber an Marienberg, wo der Blick von der hohen Terrasse, die zum Strande hinabführt, genossen wird, nach Kosch. Gegen eine Einlaßkarte erhalten wir Zugang zum Kosch'schen Park, der Besitzung des Dr. med. Koch. Wie andersartig dieses Bild als die bisher geschauten! Vom Rande eines wohlgehegten Tannenwaldes blickt man hinab in ein Tal, aus

dessen Tiefe eine lichtgrüne Wiese heraufgrüßt, umgeben von üppigem Laubwald. Durchs liebliche Tal schlängelt sich der Brigittenbach und mündet in der Nähe der gleichnamigen Klosterruine ins Meer. Hier scheint alles vereinigt: Wald und Wiese, Fluß und Meer, Berg und Tal, Gegenwart und Vergangenheit. Der Besitzer dieses gesegneten Stückchens Erde, Herr Dr. Koch, begrüßt uns im Park und führt uns liebenswürdigst zum Mausoleum seiner Familie. Das Innere der Rotunde schmücken fünf Marmorstatuen von der Hand des bekannten estnischen Bildhauers Weizenberg: vier Originale auf drehbarem Sockel, die Mutterliebe, Kindesliebe, den Glauben und die Unsterblichkeit darstellend, und eine Copie des Thorwaldsenschen segnenden Christus. Ein durch die bunten Scheiben gedämpft in den weihevollen Raum flutendes Licht beleuchtet die schönen Gestalten effektvoll. Von dem Vandalismus roher Besucher — es stand der Zutritt zum Park und dem Mausoleum früher allen offen — redet die empörende Tatsache, daß der Christusgestalt die Finger der rechten Hand des öfteren abgebrochen worden sind. Eine Wendeltreppe führt hinauf zur Kuppelestrade des Mausoleums, von wo aus das Auge ein Bild umspannt, einzigartig in seiner Mannigfaltigkeit und Schöne. Leider konnten wir aus Zeitmangel der freundlichen Aufforderung des Besitzers, den engeren Park zu besichtigen und zu Boot den Fluß hinunter bis zur Ruine des Klosters zu fahren, nicht Folge leisten, sondern ließen uns auf dem Prahm über den Brigittenbach setzen.

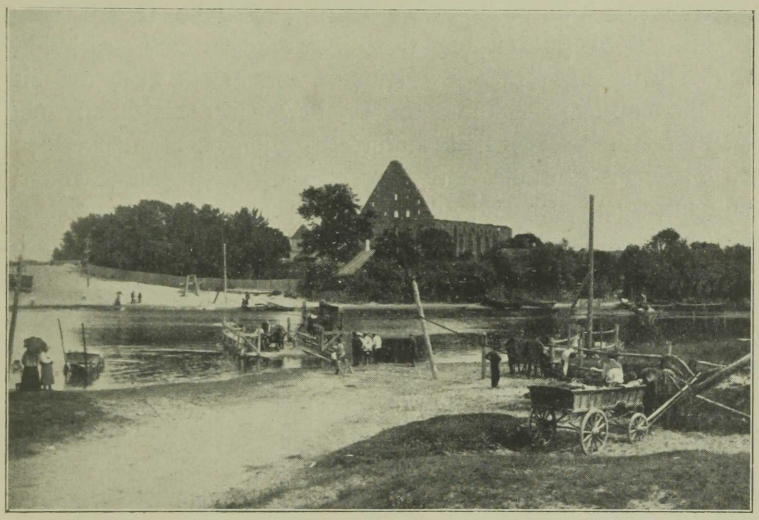
Auf dem rechten Flußufer, gerade Kosch gegenüber, erhebt sich auf einem Sandhügel ernst und düster, unmittelbar am Meer, die Ruine des Brigittenklosters und beschattet mit ihrem hohen Gemäuer ein anmutiges Fischerdorf zu ihren Füßen. Im Gärtchen eines für Sommergäste aus Reval eingerichteten Hauses werden wir von Frau Berger und ihrer munteren Kinderschar mit Speis und Trank gelabt und begeben uns darauf zur Ruine. Friedhofsstill ist es hier im Vollsinn des Wortes, denn ein kleiner Gottesacker liegt vor den offenen Hallen des einst stolzen Baues. Noch heute zeugen von vergangener Pracht die fein ausgeführten Ornamentierungen des Portals und einzelne wohlerhaltene Maß-

werksverzierungen in den hohen gothischen Fensterhöhlungen. „Das Doppelkloster der hl. Brigitta war eine Tochter des Brigittenklosters zu Wadstena in Schweden; etwa 1407 ist seine Erbauung begonnen worden, aber erst 1436 fand die feierliche Einweihung durch Bischof Heinrich Üxküll statt. Das Kloster enthielt, durch eine Mauer in zwei Hälften geschieden, eine weibliche und eine männliche Abteilung mit gesonderten Konventen unter Oberleitung einer Äbtissin.“*) Der lutherische Eiferer Russow schildert die wüsten Zustände in der Zeit der Entartung des Klosterlebens mit düsteren Farben, aber auch andere, harmonischere Klänge aus grauer Vorzeit, aus den Tagen der Litauereinfälle, trägt uns die liebliche Sage vom Sohn des Heidenfürsten Udo und der Tochter eines vornehmen und reichen Revaler Bürgers, Mechthild von Jungingen, zu. In leidenschaftlicher Liebe ist der wilde, heldenmütige Fürstensohn zu Mechthild, der holden Nonne, entbrannt, aber sein stürmisches Drängen, sein heißes Werben bricht zusammen vor der Keuschheit der Himmelsbraut, deren entsagende Liebe ihm das Geheimnis der ewigen Liebe offenbart. Udo läßt sich taufen und tritt als Mönch unter dem Namen Deodatus ins Kloster, dessen Prior er später wird. Doch als nach Jahren der klagende Ton des Sterbeglöckleins von St. Brigitten zu ihm übers Meer schallt und den Tod der Äbtissin Mechthild verkündet, — da bricht ihm in kurzer Zeit das vereinsamte Herz und findet endlich Ruhe neben der Freundin in der Pfarrkirche zu St. Nikolai in Reval. . . . Das letzte Ziel unserer Wanderschaft, Schloß Wiems, erreichten wir nach einstündigem Marsch. „Sie haben uns wohl das Schönste mit Absicht für den Schluß aufbewahrt“ bemerkte mir gegenüber ein Wanderbruder. Nun es hält schwer zu sagen, wo's auf unserer unvergeßlichen Tour am schönsten war, aber einen krönenden Abschluß des Unternehmens bildete der Besuch von Wiems in der Tat. Natur und Gastfreundschaft — beide verwöhnten uns auch hier wieder. Herr Schottländer und seine Frau Gemahlin lasen uns wirklich den leisesten Wunsch von den Augen

*) Aus Seraphim, Malerische Ansichten a. a. O. S. 140.

ab. Wir waren hungrig: die reichbesetzten Tische auf der großen Glasveranda und in dem schönen Speisesaal waren schon gedeckt; wir älteren Herrn wollten uns erholen: die Gastbetten standen bereit; die Jungen wollten baden: die Gefährte, welche sie an den Strand fahren sollten, warteten schon auf sie; kurz — was das Herz begehrte, das ward ohne Bitten erfüllt.

Nach einem erquickenden Schläfchen fuhren G. und ich allein mit dem Sohn des Herrn Verwalters von Wiems zum zwei



Brigitten.

Werst entfernten Aussichtspunkt Lohde. Die übrige Gesellschaft hatte ihn bereits gleich nach dem Mittag besucht. Im holprigen Fahrgeleise, dicht am Rande des Glints, schütterte unsere Brettdroschke dahin. Durch die Zweige der Gebüsche schimmerte fernher das Meer. Auf schroffer Anhöhe steht das zerfallene Gemäuer eines einstigen Sommerhauses. Wir erklettern es. Welch' ein Fernblick! Weithin erschaut das Auge die zerklüftete, buchtenreiche Küste Estlands; wie ein grüner Kranz umlagern die Inseln und Riffe die Halbinsel, auf der wir uns befinden: da erblicken

wir die beiden Karlos, Nargen, Wulff, Groß- und Klein-Wrangelsholm usw. Im Süden aber bildet wiederum den Abschluß des gigantischen Gemäldes das türmerreiche Reval. Am Fuß der Ruine befindet sich eine große Sandsteinhöhle, in die wir aber nicht hinabstiegen.

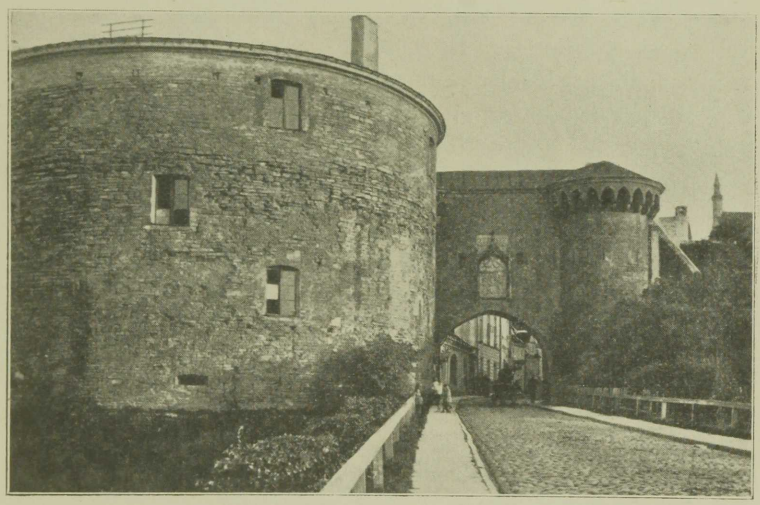
Noch folgte eine genußreiche Stunde auf der Gartenterrasse des Schlosses. Farbenprächtige Blumenarrangements umfriedigen die Westfront des Hauses, während die grüne Wand des Parkes die Szenerie abschließt. Zum letzten Mal tönen die Klänge des „Heimatliedes" in die Weite, und mein Schlußwort faßt noch einmal all' die reichen Eindrücke, Erfahrungen und Erlebnisse, die die Tour uns gebracht, zusammen, um in ein Hoch auf die baltische Gastfreundschaft und im besonderen auf die Gastfreundschaft des Schloß-Wiemsschen Hauses auszuklingen. Dann wandern wir durch die Parkallee und über eine Uferwiese zum Strande, wo uns an der kürzlich hier angelegten Landungsstelle wieder der „Molodjez" erwartet. Auf schwanken Brettern des provisorischen Steges gelangen wir an Bord des Dampfers. Das Kommando zur Abfahrt wird gegeben — und liedersingend-abschiedwinkend schwimmen wir hinaus in die Revaler Bucht.

Eine Stunde noch fährt uns der freundliche Kapitän spazieren . . . Der laue Abendwind umfächelt unsere Stirn, und die am Bug des Schiffes sich brechenden Wellen raunen sich ihre Geheimnisse zu . . . Wir erleben den schönsten Sonnenuntergang auf dieser Tour . . . Es ist, als wollte die leuchtende Begleiterin unserer Wanderung in ihrer vollen Pracht uns den Abschiedsgruß entbieten. Um die feuerrote Riesenscheibe schlingen sich Bänder in matteren Farben; der Horizont erglüht in Purpur, und das Meer ist in tausend Tinten getaucht, Wie's Viktor von Andrejanoffs Dichterseele erschaut, so war's:

Rot in das fernhin rollende
Gewog' die Sonne sinkt,
Das Meer, das leise grollende,
Mit ihren Strahlen ringt:
Sie wiegen auf den Wogen sich
Und färben sie mit Glut,

Um dann in Silberbogen sich
Zu stürzen in die Flut;
Auf Purpurwölkchen schweben sie
Und senden Pfeile nieder,
Zum Felsenstrande streben sie
Mit funkelndem Gefieder;
Und ob auch wogentürmend sich
Zur Wehre setzt die See,
Stets glüh'nder nahen stürmend sich
Die Scharen aus der Höh!
Dann bricht das nächt'ge Dunkel ein,
Die Flut liegt still und groß
Und strahlt das Sterngefunkel rein
Zurück aus ihrem Schoß . . . . .

— — Fast bis zur Mitternacht sitzen wir in fröhlicher Tafelrunde auf der schönen Strandpforten-Anlage, die sich auf



Die Strandpforte zu Reval.

der Bastei vor dem gleichnamigen, massiven Tor ausdehnt. Der Tageslärm im Hafen unter uns ist verstummt . . . Gespenstisch ragt der Mastenwald in das Abenddunkel . . . Wie Glühwürmchen

leuchten die kleinen Laternen auf den schwankenden Schiffen . . . Wir weihen unserer Wanderschaft einen Abschiedstrunk . . . .

* * *

Wieder war's Sonntag geworden. Bis zum Abgang des Zuges nach Dorpat um 7 Uhr abends blieben wir, ausgenommen Freund G., der schon am Morgen uns verließ, noch alle beisammen. Nach dem Gottesdienst in der St. Nikolaikirche machten wir uns unter der sachkundigen Führung des Herrn Architekten von Howen an die Besichtigung der vielen Sehenswürdigkeiten der alten, schönen Hansestadt. Nur flüchtig konnten wir in den wenigen Stunden, die uns zu Gebote standen, das Bemerkenswerteste in Augenschein nehmen. Nicht erachte ich es für meine Aufgabe, zu beschreiben, was wir in Reval sahen — meine Schilderungen gelten unserer Wanderung. Ich deute nur an, welche schon oft beschriebene Stätten unser Fuß betrat. Den drei alten Kirchen — der Nikolai-, Dom- und Olaikirche — wandten wir unser Interesse besonders zu. Von der Rampe des schönen Doms genossen wir den bekannten Blick auf das Häusermeer der Stadt, auf den Hafen und die Bucht; durchs alte Tor des „kurzen Dombergs" schritten wir zu ihm empor und den „langen Domberg" gingen wir hinab, um in die engen, winkeligen Straßen der Altstadt zu gelangen. Der Mittag sah uns noch einmal auf den Strandpforten-Anlagen, während wir am Nachmittag das Museum besuchten und in seinem Konferenzsaal einem Vortrag Herrn von Howens über die Geschichte Revals lauschten.

Die Stunde des Aufbruchs rückte immer näher heran. Eine wehmütige Stimmung lagerte über dem Kaffeetisch in der Blindenanstalt. Manch warmes Wort wurde noch gesprochen, und dem gastlichen Hause, in dem wir weilten,

Für gute Herberg' Tag und Nacht
Von uns ein donnernd' Hoch gebracht

Drauf marschierten wir zum Bahnhof. Fast die Hälfte unserer Schar, mit ihr auch ich, blieb in Reval zurück, um sich in den

nächsten Tagen in alle Winde zu zerstreuen und nach Hause oder in die „Sommerfrische“ zu eilen. Als der Zug aus dem Bahnhofsperron rollte, da schob sich der Vorhang vor einen lichten Abschnitt meines Lebens. — —

* * *

„Wanderbilder vom estländischen Strande“ habe ich meine Schilderungen genannt. Sie verfolgen einen ernsten Zweck: Die Liebe zu unserer schönen, heißgeliebten Heimat möchten sie wecken, — wecken sonderlich in den Herzen unserer Jugend. Daß solche Wanderungen außerdem noch andere idealen Erziehungsziele fördern helfen: den Körper stählen, den Geist bereichern, das Gemüt erheben, liegt auf der Hand. Immer größer sollte der Kreis derer werden, die unserer Heimat schöne Stätten zu Fuß aufsuchen. Das aber ist unmöglich, wenn wir nicht darauf hinarbeiten, unser Land für Touristen zugänglich zu machen.

Unsere weite Wanderung mit der großen, jugendlichen Schar — wir sind über 200 Werst marschiert — wurde nur möglich, durch die überwältigende Gastfreundschaft, die wir erfuhren und die uns geradezu verwöhnte. Gewiß, wir haben dadurch unsere Tour bequem und billig absolviert, so billig, daß von den eingezahlten Beiträgen eine erkleckliche Summe übrig blieb, welche von den Teilnehmern mir als Fond für die Anfertigung der Bilder in diesem Buch freundlichst überlassen wurde, — aber die Gastfreundschaft dürfen wir nicht mißbrauchen und wir würden es tun, wollten wir bei hoffentlich zunehmenden Exkursionen in der Art der unsrigen nur auf sie rechnen. Was wir brauchen, ist ein Touristenverein, der es sich zur Aufgabe macht, die Kommunikations- und Verpflegungsverhältnisse in unserer Heimat zu verbessern, die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten zu erleichtern, für eine gute Touristenkarte und für „Führer“ durch einzelne Gegenden zu sorgen, Exkursionen zu organisieren usw. Ein solcher Verein hätte ein weites und fruchtbares Feld für seine Tätigkeit, und ich bin überzeugt, daß seine Gründung, die übrigens schon geplant ist, in weitesten Kreisen sympathisch begrüßt werden würde.

Doch wir leben augenblicklich in so schweren, drückenden Tagen, daß dieser Gedanke fürs erste zurückgestellt werden muß. Oder sollten wir ihn ganz aufgeben, weil die Hoffnung auf eine bessere, lichtere Zukunft für unsere Heimat aus vielen Herzen geschwunden ist? Werden die Wirrnisse kein Ende nehmen, wird unser, aus tausend Wunden blutendes Land nie wieder genesen? Sind wir endgiltig gewogen und zu leicht befunden worden? — Wer will's sagen? Doch verzagen dürfen wir nicht, das wäre Verrat an unserer Vergangenheit, unserer Geschichte. Nein — hoffen wollen wir, daß nach dunkler, stürmischer Nacht ein flammend' Morgenrot als Bote eines lichten Tages leuchten wird über unserem teuren, schwergeprüften Heimatland. — — — —



In demselben Verlage erschien:

„Heimatstimmen"

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von **Carl Hunnius** und **Viktor Wittrock.**

Erster Jahrgang, elegant gebunden 3 Rubel.

Inhalt des ersten Bandes:

Heimatstimmen. Gedicht von Helene von Engelhardt.

Narva-Erinnerungen von Carl Hunnius (mit Abbildungen).

Der Paßgänger, ein Erinnerungsblatt von Helene v. Engelhardt.

Neue Gedichte von Maurice von Stern.

Eine Fußwanderung mit Schülern durch Livland. Tagebuchblätter von Viktor Wittrock (mit Abbildungen).

Herbstmorgen. Gedicht von Carl Hunnius.

Herr Mehlhose und die heilige Peterselie. Eine Schelmengeschichte von Eugen Bergmann.

Die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang. Eine Skizze von Mag. theol. J. Frey (mit Abbildungen).

Skizzen aus der Wirksamkeit Prof. D. Wilhelm Volcks von Paul Willigerode (mit Porträt).

Übertragungen aus dem Russischen von Carl Hunnius.

Eine Reise auf die Insel Patmos von Mag. theol. Alexander Berendtos (mit Abbildungen).

Übertragungen aus dem Lettischen von Carl Hunnius.

Die Kunst an den Gräbern von Alfred Graß (mit Abbildungen).

Sonett von Karl Freiherr von Fircks.

Am heiligen Pfingstabend. Eine Idylle vom Ufer der Narova von Carl Hunnius (mit Abbildungen).

Übertragungen aus dem Estnischen von Carl Hunnius.

Die Bedeutung der Sauberkeit in der Hygiene von Dr. med. C. Ströhmberg.

Im Dom zu Köln. Eindrücke eines baltischen Protestanten von C. Hunnius (mit Abbildungen).

Das Baltische Dichterbuch von J. A. Freiherrn v. Grotthuß. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Mit 24 Porträts. 3 Rbl., elegant gebunden 4 Rbl.

„Das baltische Dichterbuch" bedarf keiner Empfehlung mehr. Mit Übereinstimmung hat die Kritik des In- und Auslandes die Vorzüge des Buches anerkannt, das in keiner baltischen Hausbibliothek fehlen darf.

Gedichte von Christoph Mickwitz. Zweite Auflage. 2 Rbl., elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Rbl.

„Mickwitz ist ein Dichter, welcher wie nur die besten, berufensten und auserwähltesten Sänger des deutschen Mutterlandes zu singen weiß. Seine Dichtungen haben mich völlig gefangen genommen und mir einen großen, nachhaltigen Genuß bereitet." (L. Pietsch in der Schles. Ztg.)

Baltische Skizzen von Dr. Bertram. Vierte vermehrte Auflage. Broschiert 2 Rbl., elegant gebunden 2 Rbl. 60 Kop.

Wie es vor 75 Jahren in Livland und Estland aussah, das schildern diese Skizzen in lebendiger und fesselnder, oft humoristischer Darstellung. Das Leben in der „nordischen Propstei", auf den Edelhöfen, das Stillleben der Städte in jener Zeit ohne Eisenbahnen wird uns in anziehenden Bildern vorgeführt; den Glanzpunkt bildet aber der Abschnitt über das Studentenleben im damaligen Dorpat, mit seiner ungebundenen Jugendlust, mit seinen Freuden und Leiden.

Ein Werk von höchstem kulturhistorischen Interesse und dabei stets fesselnd und amüsant, seien die „baltischen Skizzen" jedem Freunde der baltischen Heimat bestens empfohlen.

Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval von Dr. Eugen von Nottbeck und Dr. Wilhelm Neumann. Mit 238 Abbildungen, darunter 21 Lichtdrucktafeln.

„Mit Reval können sich in betreff ihres ehrwürdigen, altertümlichen Äußeren und der vielen zum großen Teil noch aus dem Mittelalter stammenden Kunstgegenstände, die sie birgt, nur wenige Städte . . . . messen . . . . So verspricht das Nottbeck-Neumannsche Buch in jeder Hinsicht ein Prachtwerk zu werden, dem sich in der ganzen baltischen historischen Literatur nur wenige an die Seite stellen ließen."

(Aus einer Besprechung der St. Petersb. Ztg.)

„Ein ganz vortreffliches Buch — vortrefflich in der Darstellung, vortrefflich durch die Sorgfalt der Arbeit, vortrefflich endlich durch die schöne Ausstattung." (Düna-Zeitung.)

Livländische Geschichte von der „Aufsegelung" des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Ein Hausbuch von Dr. Ernst Seraphim. Mit 7 Bildern, 1 Karte u. Personen- und Ortsregistern. Zweite, verb. und sehr verm. Auflage in drei Bänden. Brosch. 4 Rbl., eleg. geb. in 3 Ganzleinbdn. 6 Rbl.

Seraphims „Livländische Geschichte" bedarf keiner weiteren Empfehlung, das beweist schon der Umstand, daß in wenigen Jahren bereits eine neue Auflage notwendig geworden ist. Trotz des wesentlich vermehrten Umfanges ist der Preis gegen früher wesentlich ermäßigt worden, um dem trefflichen Buch eine noch weitere Verbreitung zu sichern.

Est. A-1674
Jg. 2 [1906]



TÜ RAAMATUKOGU
1 0300 01189874 1